Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1895

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Achtzehnter Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1895.

Inhalts-Verzeichniß.

Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Albert Mousson.

(1805—1890).

1. Kindheit.

Was ist der Zweck dieser Blätter? Wirklich kein anderer als die eigene Unterhaltung.

Wenn man mit 83 Jahren durch mancherlei Gebrechen in sein Zimmer gebannt ist, auf alle wissenschaftlichen Beschäftigungen, selbst auf die Pflege der Sammlung, verzichten muß und wegen abnehmenden Augenlichtes selbst das Zeichnen aufgibt, womit sollen, um den lieben Umgebungen nicht zur Last zu fallen, die langen Stunden des Tages ausgefüllt werden?

Mich andauernd in die Geheimnisse der Zukunft zu versenken und den kindlichen Glauben in die Barmherzigkeit Gottes zu einem strahlenden Bilde der Herrlichkeit des Jenseits auszumalen, fehlt mir leider die Tiefe und Spannkraft des Geistes. Unterhaltender und lehrreicher für die eigene Selbstkenntniß erscheint mir umgekehrt, die Bilder der Vergangenheit hervorzurufen und die eigene Entwicklung durch seine guten und bösen Phasen zu verfolgen; das entspricht mehr meinem auf die Realität des Lebens gerichteten Sinne.

Ich bin den 17. März 1805 in Solothurn geboren, einem der sechs Vororte, in welchen mein Vater als Kanzler der Eidgenossenschaft während der Mediationszeit abwechselnd wohnen mußte. Ich war das jüngste von drei Kindern; die älteste Schwester, Albertine, hatte drei Jahre, der ältere Bruder, Henri, hatte achtzehn Monate mehr als ich. Da in Solothurn kein protestantischer Pfarrer zu finden war, wurde ich zur Taufe nach dem wenig entfernten Leuzigen [1]) getragen.

Meine alleräItesten Erinnerungen, aus dem dritten Jahre, datiren von Zürich, wo wir den Untern Berg, unten am Halseisen, bewohnten. Dort saß ich oft an dem horizontalen Laden einer Kellerluke, auf dem ich meine Schälchen und Töpfchen aufstellte. Unserer Wohnung gegenüber lag auf dem Hirschengraben das stattliche Haus zur Krone, [2]) die Residenz des Landammanns Reinhard. Wenn der Mond aufgieng, erblickten wir ihn über dem Dache der Krone und nannten ihn daher la lune du Landammann.

Unsere Eltern waren mit Stockars, die im oberen Berg wohnten, sehr befreundet. Man lud uns Kinder zu dem Christbaum ein, den die uns gleichlaufenden Kinder Stockar erhielten; dem kleinen Gustav ward ein türkisches Klingspiel zu Theil, dessen Glanz und Klang mir so sehr einleuchtete, daß ich zu rufen begann: «moi veux Glinglinglin, moi Glinglinglin», und so heftig fortfuhr, bis man dem weinenden Gustav das Spielzeug wegnahm und mir übergab. Natürlich wanderte es den folgenden Tag, ohne mein Wissen, an seine Bestimmung zurück. Dieser Ausbruch der Leidenschaft ist mir noch heute unbegreiflich, da ich sonst ein schwächlicher, scheuer und furchtsamer Junge war.

Mein Bruder war mir sehr überlegen und kramte Weisheits-

---

[1]) Die nächste bernische Pfarrei.

[2]) Jetzt das Haus zum Rechberg.

sprüche aus, die mich in Staunen versetzten. So frug er mich einmal: „Bebé (Albert), sais-tu, ce que c'est un médecin?“ — „Non Lili (Henri).“ — „C'est un homme, qui visite les malades, les aide à mourir, leur met un obole dans la bouche et les envoie à l'autre monde.“

Das belebende Element unseres Trio war aber meine Schwester Albertine, die mit unerschöpflicher Imagination Geschichten und Komödien erfand. Sie nannte sich Madame Borédon, Bruder Henri hieß Mr. Kasabondi und ich, das stille und schweigsame Stöckchen, Mr. Pipepidi.

Ich will hier einschalten, was wir von dem schweren Lebensanfang meines Bruders erzählen hörten. Er erblickte das Tageslicht fünf Wochen zu früh und lag da als ein elendes Würmchen, so daß Hebamme und Arzt ihm das Leben absprachen. Unsere gute Mutter konnte diesen Entscheid unmöglich annehmen und erzwang es, wie durch eine höhere Eingebung, daß man das arme Körperchen in ein warmes Bad von starkem Wein lege. Da begann es sich etwas zu regen. Nachdem man die Behandlung mehrere Male und mehrere Tage wiederholt hatte, krabbelten die Beinchen und Aermchen, die Augen öffneten sich, der Mund suchte nach Nahrung, das Stimmchen ließ sich vernehmen, kurz das Leben war vollständig wieder zurückgekehrt. Welch' ein Sieg der Mutterliebe über die Weisheit der Aerzte! Henri blieb mehrere Jahre zart und schwächlich, dann aber entwickelte er sich rasch zum kräftigen und rüstigen Knaben.

Später war einmal große Wäsche im Hause. Auf einer langen Bank waren die Bütten aufgestellt, an denen die Wäscherinnen ihre Kunst übten. Da brachte der Bäckerjunge drei große Brote, die er zufällig auf das Ende der Bank aufeinander legte. Der kleine Henri — er mochte gegen 3 Jahre alt sein — kletterte hinauf und setzte sich auf das oberste Brot mit dem Freudenruf: „Je suis le roi aux pains.“ Damit plumpste er

in die nahe Bütte mit siedender Lauge. Er erhob ein furchtbares Geschrei und war in der That am ganzen Körper roth wie ein Krebs. Indem man ihn den ganzen Tag im kalten Wasser hielt und nachher mit Oel und Butter bestrich, gelang es, die Entstehung von Blasen und Wunden zu hindern; doch dauerte es viele Wochen, bis die Schmerzen aufhörten und die Haut sich erneuert hatte.

An die Reihenfolge unserer sechs wechselnden Wohnorte erinnere ich mich nicht mehr[1]). Aber an jeden knüpften sich kleine Ereignisse, die sich dem Gedächtnisse einprägten.

In Freiburg war uns eine alte patrizische Wohnung angewiesen. Eßzimmer und Salon waren hohe, dunkle Räume mit einem einzigen Fenster, mit alten zerrissenen, von Goldleisten eingefaßten Gobelintapeten. Da das Haus Jahre lang leer geblieben, hatte eine Bevölkerung von Mäusen darin ein Kanaan gefunden. Wenn wir am Tische saßen, schlüpfte eines der Thierchen nach dem andern aus einem Loch hervor, bis es um den Speisetisch an solchen wimmelte. Nach Tisch knieten wir Kinder, die Ellenbogen auf ein Tabouret gestützt, auf den Boden und streuten Krumen in die kleine Gesellschaft, die an denselben nagte und zerrte. Wie glücklich, wenn es uns gelang, den Sammetpelz oder das wurmartige Schwänzchen eines der Geschöpfchen zu berühren. Oeffnete Jemand zufällig die Thür, so stob die Schaar erschreckt auseinander, und im Nu war das Zimmer wieder todt und unheimlich wie vorher.

Auf dem Platz vor unserem Hause war die Hauptwache, wo ein Dutzend Soldaten mit Korporal und Tambour die Stadt bewachten. Joson le tambour war wenig beschäftigt und besuchte

---

[1]) Die Reihenfolge war: 1805 Solothurn, 1806 Basel, 1807 Zürich 1808 Luzern, 1809 Freiburg, 1810 Bern, 1811 Solothurn, 1812 Basel, 1813—1816 Zürich, 1817 und 1818 Bern, 1819 und 1820 Luzern.

uns oft; er lehrte uns knallende Peitschen machen, aus Binsen Körbchen flechten, aus Holz kleine Stühlchen und Tischchen fabriziren, zeigte uns an einem Kettchen einen jungen, gezähmten Fuchs, der uns sehr unterhielt.

Vor der Hauptwache, dem Publikum zur Schau gestellt, stand ein zylindrisches, aus Latten gebildetes Schilderhäuschen, das eine besondere, jetzt wohl unbekannte, Bestimmung hatte. Für kleine Dienstfehler nämlich steckte man die Soldaten und wohl auch andere Deliquenten hinein und drehte mittelst Zahnrad und Kurbel das Häuschen so lange herum, bis dem armen Teufel Sehen und Hören vergieng. Joson ließ auch uns bisweilen die Freude des Drehens erfahren und prägte uns so auf handgreifliche Weise die scheinbare Drehung der Sonne um die Erde ein.

An Bern — das wir später wiederholt besuchten — knüpften sich die lebendigsten Erinnerungen an unsere vortrefflichen Großeltern Ith, zumal wir im gleichen Hause, dem Dekanate, sie unten und wir oben, wohnten. Meine Großmutter, eine Walthard, war eine sehr schöne Frau und schon zweimal Wittwe gewesen. Wenn sie Abends ihre Patience machte, saß ich still und fromm neben ihr und bewunderte das Spiel ihrer hübschen Hände.

Dekan Ith besaß eine große Gelehrsamkeit, er sprach und schrieb Lateinisch und Griechisch mit gleicher Eleganz, wie Deutsch, Französisch und Englisch. Aber auch in andern Wissenschaften war er zu Hause, was übrigens damals von einem wahren Gelehrten verlangt wurde. Er schrieb unter anderem ein Werk in zwei Bänden über Anthropologie und hinterließ Hefte, unter denen ich später eine mathematische und physikalische Geographie entdeckte. Mehr noch als seine Stellung an der Spitze der bernischen Geistlichkeit, verschaffte die von ihm geleitete Organisation der Akademie, welche bis zur Gründung der Hoch-

schule in den dreißiger Jahren als Muster solcher Anstalten galt, ihm einen hohen Ruf und eine große Popularität.

Die Wände seines Studirzimmers waren bis zur Decke mit Büchern besetzt. Eine mit grünen Vorhängen gedeckte Thür führte in ein dunkles Nebenkabinet, das uns mit neugieriger Bangigkeit erfüllte. Man entdeckte da einen Globus, eine Luftpumpe, eine Elektrisirmaschine und andere räthselhafte Instrumente, besonders aber in einer Ecke einen hohen Glasschrank mit einem menschlichen Skelett. Ein- oder zweimal im Jahr wurde uns eine Laterna magica mit Fantasmagorie vorgeführt, und wir erbebten vor Schreck, wenn ein weißes Gespenst oder ein Mörder mit seinem Dolch aus weiter Ferne immer größer werdend, zu uns heranrückte. Großpapa's Studirzimmer verschaffte uns jedoch noch weit freundlichere Genüsse. Er war nämlich ein besonderer Freund von Kanarienvögeln, deren ein Halbdutzend zwei große Käfige auf einem Tischchen vor einem sonnigen Fenster bevölkerten. Besonders unterhielt uns das Spiel der kleinen Brut und von da stammen die Worte, die ich einmal an meinen Vater schrieb: „Sie gümperleten ganz blutt in der Kräze herum." Die Vögel waren so zahm, daß man sie bisweilen im Zimmer herumfliegen ließ, da der Großpapa sie dann pfeifend mit einer langen Fischruthe, auf die sie sich setzten, herabholte.

Gegen uns war er immer ungemein freundlich. Meiner schwachen Gesundheit wegen brachten wir einige Wochen auf dem Lande zu, in dem einer Frau Brunner gehörenden Spitalacker. Abends kam gewöhnlich der Großpapa hinaus; wir spähten an der Gartenecke, bis wir den Dreispitz, das lange Mehrrohr mit Elfenbeinknopf, die kurzen Hosen und Schnallen über das weite Feld heranwandeln sahen. Dann eilten wir auf ihn zu und waren sicher, in der Tiefe der Rocktaschen einige Diablotins zu entdecken.

Von einem zweiten Aufenthalte in Solothurn 1811 ist mir wenig mehr geblieben: Der Pudel des Herrn Staatsschreiber Gasser, der so schön apportirte, sein Diener, der Toni, der unsere zerrissenen Kleider flickte, vor allem der prachtvolle Komet, den wir, von einem Spaziergange zurückkehrend, am südlichen Himmel leuchten sahen. Das Gefühl der Unendlichkeit und der Wunder der Schöpfung ergriff mich zum ersten Mal und zwar so heftig, daß ich des Abends weder reden noch lachen konnte und des Nachts keinen Schlummer fand.

Unsere Wohnung, eine recht bürgerliche, war im Hause eines Bäckers, und es gieng auch Alles recht bürgerlich zu. Mein guter Vater, der nur hochdeutsch sprach, mußte lachen, wenn die Treppe hinab die Stimme der Mutter erschallte: „Babeli!" — „Waseli?" — Bringet mer doch es Kacheli!" — „Es Kacheli soll i bringe?" — „Ja Babeli." — Oder wenn ich aus meinem Bettchen rief! „Seppli" (unsere alte Kindsmagd Henriette Durussel) „der Grittibenz ist im Ofenloch!" So hieß das aus Pastetenteig gemachte und mit 3 Rosinen als Augen und Mund versehene Männchen, womit uns bisweilen der Hausbesitzer beglückte.

Reich an mancherlei Erlebnissen war der Aufenthalt im Steinhof in Basel. Das an der Ecke des Münsterplatzes gelegene Gebäude hatte weitläufige Hinterräume und einen Hof mit einigen Gartenbeeten. In den Hinterräumen lagen die Zügelkisten der Kanzlei aufgethürmt, zwischen denen wir uns Stübchen und Schaukeln einrichteten. Wir lebten in Mitte von mancherlei Thieren, der große Hofbrunnen war von Fischen bevölkert, im Hühnerhof gackerten Hühner und wackelten Enten. Hinten im Holzhaus hielten wir eine Familie von Kaninchen, die sich so sehr vermehrten, daß wir nicht genug Kohl auftreiben konnten und viele wegschenken mußten. Der Kolonie stand als Patriarch ein alter gelber Bock, mit Namen Mani vor, der

aber keineswegs väterlich regierte und oft die kleinsten Enkel zu Tode biß.

Einstmal brachte die Magd eine kleine Eule vom Markt, deren sich die Schwester ganz besonders annahm. Leider starb das Thierchen nach kurzer Zeit an einer Indigestion. Es wurde ein feierliches Leichenbegängniß nach dem Gärtchen angeordnet, an dem außer uns unser Lehrer und die beiden Mägde, da es regnete, mit Regenschirmen theilnehmen mußten. Nachdem die Schachtel mit der in Blumen gebetteten Leiche beigesetzt, wurde ein Stein aufgerichtet, auf den ein Zeddel mit folgender Dichtung meiner Schwester geklebt wurde:

Ci-gît hibou,
Notre bijou.
Il ne vécut qu'une semaine.
Par trop de foie
Il avala
Et en perdit l'haleine.

Der Hof war mit feinem Kalkgrien überstreut, in dem ich allerlei kleine Petrefakte entdeckte. Ich warf den Reif, mit dem ich spielte, auf's ungefähr in den Hof hinaus, setzte mich in die Mitte desselben und sammelte in eine Schachtel die Steinchen Ammoniten, Terebrateln, Enkriniten &c., die sich in dem Kreise fanden. Das war die erste Aeußerung des Sammeltriebes, der mich durch mein ganzes Leben bis zum heutigen Tage begleitet hat.

Da unser Wanderleben den Schulbesuch ausschloß, hielt unser Vater während mehrerer Jahre einen Hauslehrer, einen Herrn Meyer, später, wie ich glaube, Pfarrer in Glattfelden. Er war ein großer Mann mit rothem Backenbart, mit Brille vor den grauen Augen und aufgeworfenen Lippen, der sich leicht erzürnte, daß das Roth in Nase und Wange stieg. Wir saßen beim Unterricht an einem großen Tisch beim Eßzimmer; ich an der einen, Bruder Henri an der andern Seite des Lehrers. Mit

mir gab er sich wenig ab, da meine Kränklichkeit jede Anstrengung verbot; um so mehr wurde mein guter Bruder, dessen Gedanken stets anderswo weilten, mit Deklinationen und Konjugationen überschüttet. Sah dieser dann das Roth in des Präzeptors Gesicht emporsteigen und seine Finger zu einem Haarrupf sich krümmen, so sprang er auf und flüchtete sich auf eine andere Seite des großen Tisches. Herr Meyer folgte eben so schnell und als dritte Person unsere treue Seppli, die am Fenster arbeitete und bei allen Anlässen unsere Partei nahm. So jagten sie oft 3 und 4 Mal um den Tisch herum, bis es der Henriette gelang, den Rockzipfel des Herrn Lehrers zu packen, was dem kleinen Flüchtling die Gelegenheit bot, durch die Thür zu entwischen. Nachher freilich folgte ein Sermon, doch ohne Handgreiflichkeit, welche der Vater nicht gestattete. Herr Meyer redigirte am Ende eines Monates einen viele Seiten langen Bericht über unser Benehmen, in welchen vier Fünftheile vom Bruder handelten. Bald sahen die Eltern, daß es so nicht lange mehr gehen konnte und übergaben meinen Bruder auf mehrere Jahre meinen Großeltern in Bern, wo er die sogeheißene grüne Schule besuchte und ein tüchtiger Schüler wurde.

In Luzern waren wie zwei Male. In das erste Mal, als wir noch recht klein waren, fällt der folgende Vorfall. Wir wohnten auf dem Platz, der zur Todtentanzbrücke führt. In der naheliegenden Mühle befand sich ein großer doggenartiger Hund, mit dem wir gute Freundschaft schlossen; wir konnten ihn an Ohren und Schwanz zupfen, seine große Schnauze streicheln, auf ihm sitzen und liegen, und er blickte uns immer nur mit gleich gutmüthigen Augen an. Einstens hatten wir auf gleiche Weise am Morgen mit ihm gespielt, da kündigte man uns Nachmittags an, man habe ihn wegen Tollwuth abthun müssen. Durch ein wahres Wunder waren wir einer entsetzlichen Gefahr entronnen.

Bei dem zweiten Besuch wurde dem Kanzler und der Kanzlei die alte Nuntiatur angewiesen, ein stattliches Gebäude mit Hof und Garten. Ich erinnere mich des Unterrichtes, den mir und meinem Kameraden Karl Hauser, Sohn des Staatsschreibers, ein frommer, blasser, bescheidener Seminarist mit Namen Walder gab. Er hatte seine Klosterschule nie verlassen, daher waren wir vielgereisten Knaben ihm in vielen weltlichen Dingen weit überlegen und setzten ihn durch unsere unbescheidenen Fragen oft in Verlegenheit. Von Respekt war natürlich keine Rede, und wir machten keinerlei Fortschritte, obgleich ich jetzt von der Güte und Gründlichkeit seines Unterrichtes überzeugt bin. Es gehörte eben eine Vorzüglichkeit des Charakters, die uns fehlte, dazu, um die Goldkörner aus dem Sande herauszufinden.

Eine Spukgeschichte beschäftigte Monate hindurch das Publikum unseres Quartiers. Von unserem Hinterhause nach dem Vorderhause führte an der hohen Hofmauer hin eine hochliegende gedeckte Gallerie, die an der Kapelle der Nuntiatur begann und am Vorderhause endete. Da tauchte denn bisweilen eine weiße Gestalt aus der Kapelle hervor, wanderte langsam durch die Gallerie, um an der Küchenthür des Vorderhauses zu verschwinden. Abergläubische Gerüchte aller Art tauchten auf, bis spät in die Nacht lauschte neugieriges Volk in den Hof hinein, aber dann zeigte sich nichts, und es vergiengen oft Wochen, bis das Gespenst wieder erschien. Um sich zu überzeugen, auf welcherlei Füßen es eigentlich gehe, streute man endlich feinen Sand auf den Boden der Gallerie, und nun zeigten sich die Abdrücke grober, genagelter Schuhe. Damit war die Liebesgeschichte der Köchin des Vorderhauses entdeckt, und nachdem das Paar fortgejagt, hörte man nichts mehr vom Spuk der Kapelle.

Mit dem Jahre 1812[1]) gelangten wir wieder nach Zürich,

---

[1]) Ende 1812.

wo man den südwestlichen Theil des Obmannamtes für die Kanzlei umgebaut hatte. Die Zimmer lagen alle in einer Flucht, längs welcher ein langer Gang hinlief. Dieser endete mit einer Thür, die in die zweite Hälfte des noch unveränderten Klostergebäudes führte. Sie bestand in einem einzigen ungeheuern Raume mit 18 Fenstern, dem einstigen Refektorium des Klosters. Hölzerne, rohgeschnitzte Säulen trugen die mit Sternen und Monden bemalte Decke, an den Wänden erkannte man Malereien: Arabesken, Blumen, Thiere und Heilige; den Boden zierten farbige Backsteinplättchen. Natürlich war das in der Freistunde ein herrlicher Tummelplatz für uns. Abends wurde die Thür sorgfältig geschlossen, denn es jagte, zischte und rasselte von Mäusen und Ratten auf die unheimlichste Weise in dem Maße, daß keine Katze es aushalten mochte. Uebrigens ließ das zudringliche Volk selbst unsere Wohnung nicht unversehrt. Als einmal die Köchin eine wenig benutzte Pfanne vom Gestell herabholte, leuchteten ihr zahlreiche schwarze Aeuglein einer ganzen Mäusefamilie entgegen.

Wir blieben die vier langen Jahre in Zürich, während welcher die Geschicke Europa's sich umgestalteten. Es folgten aufeinander der mißglückte Feldzug Napoleons nach Rußland[1]), die Schlacht bei Leipzig, die Verbannung nach und die Wiederkehr des Kaisers von Elba, endlich die Schlacht von Waterloo, die der Tyrannenherrschaft ein Ende machte. Das Werk der Umgestaltung wurde dann von dem Wienerkongreß an Hand genommen, und auch die Schweiz tauschte ihre Mediationsverfassung mit sechs Vororten in die kaum bessere Restaurationsverfassung mit drei zweijährigen Vororten um.

Der Haß gegen den Welttyrannen war zuletzt so groß geworden, daß er selbst auf die Kinderstube sich erstreckte. Bruder

---

1) Dieser fällt noch in die Basler Zeit.

und ich hatten für uns ein abgelegenes kleines Kabinet, das wir mit Schlachtenbildern behängten, in der Mitte aber prangte ein ellenlanges Bild, das den Teufel und seine Großmutter darstellte, wie sie Kaiser Napoleon auf den Armen schaukelten; darunter standen die Worte: „Das ist unser lieber Sohn, an dem wir ein Wohlgefallen haben.“

Henri und ich waren keineswegs musterhafte Brüder. Wir stritten uns oft mit Worten, bisweilen auch mit Händen und Füßen. Wir maßen unsere Kräfte und wälzten uns ringend nicht auf dem Boden, wohl aber auf einem alten Kanapee herum. Ich war der behendere, er aber der stärkere. Hatte er mich endlich unten, so sagte er gutmüthig: „Albert, jetz wemmer's la gut sy.“

Die Mutter hielt an der alten Uebung fest, daß, wie die Zimmer und Schränke zwei Mal im Jahr gründlich geputzt wurden, auch der innere Körper einer zweimaligen gründlichen Reinigung bedürfe. Wir drei Kinder wurden daher im Frühling und Herbst an bestimmten Kalendertagen mit Latwerge gefüttert, die wir als Confitüre gar gerne einnahmen. Da ertönte dann der Ruf:

„Das Laxament ist in dem Haus!
Da freue man sich ein und aus!
Burli-Burlarum!“

Meiner vielen Kopfschmerzen wegen machte meine Mutter mit mir einen Luftaufenthalt in Berg, bei den uns befreundeten Escher von Berg. Ich brachte den ganzen Tag in der Luft zu und begleitete oft den Jäger mit seinem Hunde auf seinen Streifzügen durch die Gebüsche des Rheinabfalles. Der Hund war so gut abgerichtet, daß es einmal gelang, einen Hasen in seinem Schlupfwinkel bei den Ohren zu packen und lebendig nach Hause zu bringen. Viele Stunden brachte ich spielend mit Fräulein Cecile, meiner Jahrgängerin, im Garten zu, namentlich lagerten

wir uns oft hinter der Charmille im Grase, ihr mit rothem Band geschmücktes Schäfchen mit Blättchen und Blumen zu speisen.

Weniger idyllisch war es, daß, als ich am Sonntag gar zu schnell in den Kuhstall eilte, meine kuhwarme Milch zu trinken, ich ausglitt und in eine gewisse verdächtige Rinne fiel. Welche unendliche Mühe gab sich meine Mutter, den ungeschickten Jungen zu reinigen und umzukleiden, besonders den schönen weißen Sonntagskragen wieder herauszustellen. Sie hoffte damit zu meiner Ehre die ganze Geschichte geheim zu halten; aber gleich beim Frühstück machte Frau Escher die Bemerkung, sie begreife nichts von dem sonderbaren Geruch, der das ganze Haus erfülle, was die Wahrheit an den Tag brachte.

Während dieser Jahre konnte auch ich meinen Bruder in die Schule begleiten, doch meiner Kränklichkeit und der Zeitumstände willen nur sehr unvollständig. Wir besuchten das im Küriß installirte Privatinstitut des Herrn Schoch, welches der Bürgerschule große Konkurrenz machte. Herr Pfarrer Schoch, dessen Unterricht ich jedoch nicht genoß, war ein geistvoller, die Knabenwelt sehr anregender Lehrer. In der Woche zwei Mal zog er mit der Bande von etwa 60 Schülern auf eine Wiese vor Stadelhofen am See. Während einer Stunde arbeitete man, wie in den heutigen Knabenhorten, mit Hacke und Schaufel an Gartenbeeten, dann aber lagerte man sich im Kreise um den Pfarrer, der lange, spannende Geschichten zu erzählen wußte. Zwar ist mir keine derselben im Gedächtniß geblieben; allein der Eindruck einer großen Bewunderung für den Erzähler und der moralische Ansporn zum guten Handeln haben angedauert. Der Bruder des Pfarrers, der Schreiber Schoch, war ein Grobian und eben so sehr gefürchtet als gehaßt. Namentlich hatte er eine furchtbare Hand, die zwar schöne Buchstaben zeichnete, aber

mittelst zweier riesigen Finger auf Kopf und Hände, wie mit Holzleisten, traf.

Als die Oesterreicher die nördliche Schweiz überschwemmten, war für uns Schulbuben eine herrliche Zeit. Der eine oder andere von uns schwänzte den Unterricht, um an dem Kronen- oder Niederdorfthor den Trompetenstößen der ankommenden Kriegsschaaren zu lauschen. Wie er dann die freudige Nachricht brachte, war vom Lernen keine Rede mehr; die Schule wurde entlassen, und alles stürzte sich auf die Straße oder auf den Graben, die aufgestellten Kürassier-Regimenter oder die langen Wagenzüge mit Kriegsgeräth und Vorräthen aller Art anzugaffen. Mich zog namentlich die Feldschmiede an mit ihren vielen Instrumenten, die mir von einem ältern Freund näher erklärt wurden. Der leider kurz nachher verstorbene Sohn des Herrn Heß im Beckenhof hatte ein ganz besonderes Talent für Mechanik und reproduzirte mit Holz, Carton und Farben alle verschiedenen Militärfuhrwerke bis in's Kleinste mit einer Treue, die mich mit Entzücken erfüllte.

Jedenfalls war mein Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger; Wochen, ja Monate lang blieb ich auf meinem Kanapee ausgestreckt, an Kopfschmerzen leidend, die mich von Geburt an begleiteten. Man behandelte mich als einen armen, schwächlichen Jungen, dem man nichts versagte, um ihn nicht weinen zu machen, und der sich nie aufraffen lernte. Selbstmitleid und Bequemlichkeit gefielen sich an diesem trägen häuslichen Leben. Es wurde viel und vergeblich medizinirt. Man versuchte selbst eine Kur im Gurnigel, wohin mich die gute Mutter begleitete und das damals zu den bescheidenen bürgerlichen Bädern gehörte. Ich erinnere mich, wie damals ein Altersgenosse von mir, ein junger Talleyrand, ein Sohn des französischen Gesandten, ebenfalls die Kur machte, und wie wir zusammen in der Gegend umherstreiften. Einstmals nach dem Essen ausfliegend, verloren

wir uns in den dunkeln Waldungen, die gegen Blumenstein hinabreichen; ein Gewitter brach los, und wir hörten ganz naß und bei einbrechender Nacht die Stimmen der Diener, die uns zu suchen nach allen Seiten ausgeschickt worden waren.

Meine langen Tage auf dem Ruhebett wurden mir durch zwei Dinge angenehm verkürzt, die offenbar an gute Saiten meines geistigen Wesens anschlugen. Martin Usteri, der sinnige, liebenswürdige Dichter, hatte Mitleid mit mir und erkannte bald meine Freude an Bildern. Er schickte mir dann während Monaten, zur Wiedererneuerung nach vierzehn Tagen, Chroniken und Bilderbücher aller Art, an denen Auge und Hand sich im Nachzeichnen üben konnten. Dem verdanke ich es, daß ich am Ende ohne eigentliche Studien Thiere und Menschen in etwas richtigem Verhältniß der Glieder und Stellungen wiedergeben konnte.

Noch mehr aber sprachen mich die Besuche unseres Arztes Herrn Dr. Lavater im Waldris an. Er besaß eine sehr schöne Muschelsammlung. Wenn er freundlich an meinem Bettchen saß, mir über seinem weißen Jabot zulächelte und schließlich in die Taschen langte, so glänzten meine Augen, denn ich wußte, daß er mir zum Geschenk irgend ein buntes Schnecklein herausholte. Sie wurden sorgfältig zwischen Baumwolle in eine Schachtel gepackt und bildeten eine kleine Sammlung, die ich viel bewunderte und mit Bleistift und Pinsel wiederzugeben trachtete. Damit auch war der Anfang der Conchyliensammlung gelegt, welche durch mein ganzes Leben die Ausfüllung müßiger Stunden bildete und jetzt nach mehr als 70 Jahren zu einem ansehnlichen Umfang angewachsen ist.

In die Zürcherjahre fällt auch die erste Lustfahrt, die wir mit unserem guten Vater nach Glarus machen durften, wo er einen guten Freund, Landammann Joachim Heer, zu besuchen gedachte. Da weder Dampfschiffe noch Eisenbahnen existirten, wurde per Wagen gereist und in Rapperswyl übernachtet. Wir

Brüder waren so von Lust und Freude begeistert, daß, als Nachts der Mond glänzend über dem See aufgieng und in unser Schlafzimmer schien, wir jubelnd aus dem Bettchen sprangen und im Hemd im Zimmer herumtanzten. Nur mit Mühe brachte man uns wieder unter die Decken.

Mit 1816 hatte die vierjährige Tagsatzung ihr Werk vollendet, und es begann der zweijährige wechselnde Aufenthalt in Zürich, Bern und Luzern. Der letzte Tag in Zürich wurde mir noch recht vergällt. Man war mit Packen beschäftigt und alles im Hause in einer großen Unordnung. Meine gute Mutter, die an ihrem Schreibtisch ihre Rechnungen abschloß, wurde einen Augenblick von der Magd herausgerufen. In diesem ganz kurzen Momente verschwand aus einem Fach des Schreibtisches mein Sparbeutelchen, von vielen andern Sachen dieses ganz allein. Da alles Suchen nichts ergab, lag ohne Zweifel ein Diebstahl vor. In der That hatte man den Morgen durch ein zweideutiges Subjekt mit braunem Kittel und eingedrücktem Hut zwischen den Kisten und Koffern umherschleichen sehen, das später auch von der Polizei nicht wieder gefunden werden konnte. Mein Sparbeutelchen war nicht reich, enthielt indeß einige wertvolle Gold- und Silbermünzen, die ich einige Male des Jahres bewundern durfte. Meine guten Verwandten steuerten zum Ersatz des Verlustes bei; nichtsdestoweniger blieb mein Beutelchen viel magerer als das meiner Geschwister.

Man glaubt kaum, welche Mühe und Arbeit die Uebersiedlung an einen neuen Ort mit sich brachte. Während in allen Häusern sonst die Neujahrswoche eine Zeit des Friedens, der Freude und des Familienlebens war, wurde sie uns und besonders unserer guten Mutter, die es 16 Mal erleben mußte, eine wahre Marterzeit. Es war nämlich angenommen, daß der Kanzler den 1. Januar, den Dreispitz unter dem Arm und den Degen an der Seite, mit dem ganzen Kanzleipersonale dem neuen

Landammanne seine Aufwartung machen sollte. Das wie eine Lawine anwachsende eidgenössische Archiv verlangte zu seinem Transporte nicht weniger als 3 sechsspännige Frachtwagen, wie man sie jetzt gar nicht mehr kennt, der ganze Haushalt des Kanzlers, des Kriegssekretärs und der ständigen Schreiber 4 andere Wagen. Und der gewaltige Zug von 7 Frachtwagen mit 42 Personen bedurfte drei bis vier Tage, um mit den 3 vierspännigen Personenkutschen gleichzeitig einzutreffen.

Zur Besorgung der weitschichtigen Verpackung ließ man einen gewissen Stegmann, einen Virtuosen in seinem Fache, mit vier Gesellen von Bern her kommen. Er war ein kleiner, stämmiger Mann mit mächtiger Nase und kurzen grünen Hosen, die er, in Ermangelung von Trägern, beständig emporzog. Er besaß ein besonderes Geschick, die großen Kisten zu füllen, sie auf die Wagen zu laden und diesen mittelst Stroh und einem übergespannten Segeltuch zu einem runden, riesengroßen Elephanten zu gestalten. War das Werk vollendet, so mußte ein tüchtiger Rausch getrunken werden, und man trat die Reise mit einer blutigen Nase an. Bedenkt man endlich, daß das alles in der grimmigsten Winterkälte und bei fußhohem Schnee abgespielt wurde, so begreift man die große Erleichterung, die eintrat, als die sechs Vororte auf drei und schließlich auf einen reduziert wurden.

Einmal geschah es auch, daß der lange Wagenzug einen ganzen Tag im Schnee stecken blieb, weil die Ladung für die Oeffnung der Mellingerbrücke zu hoch war und theilweise abgeladen und jenseits wieder aufgeladen werden mußte.

Während der beiden folgenden Jahre besuchte ich in Bern eine Privatschule. In ihr aber, wie in der grünen Schule, herrschte damals ein Geist des Leichtsinns und der Ungebundenheit. Die Knaben belustigten sich Abends, den kleinen Krämern die Lichter auszulöschen, die Mägde, die Wassergelten auf dem Kopfe trugen, durch Schneeballen zu erschrecken, oder quer durch die Lauben

Schnüre zu spannen, über welche die Leute stolperten. Bruder und ich machten nicht mit, hatten jedoch den Muth nicht, dem Unfug entgegenzutreten.

Einige Jahre früher war der Skandal in der grünen Schule noch viel ärger gewesen. Aufgestachelt durch Kriegs- und Räubergeschichten, bildeten 15- und 16-jährige Jungen aus den besten Familien eine ganz geordnete Räuberbande, welche in der Umgebung ganz bedeutende Diebstähle verübte und in einer Höhle im Bremgartenwald ohne weiteren Zweck zu einem großen Vorrathe anhäufte. Man überraschte endlich die saubere Bande. Da ihre Mitglieder gute Namen trugen, begnügte man sich, sie einige Jahre aus dem Kanton zu verbannen und die Sache möglichst geheim zu halten.

Das Jahr 1817 brachte mir in Folge von Erkältung eine heftige Brustfellentzündung. Ich erinnere mich ganz gut des großen, schmerzhafte Blasenpflasters, das man mir um den Leib legte, und des eigenthümlichen Gefühles, als der Arzt Dr. Lutz die weiße Haut mit einer Pincette wie ein Blatt Papier ablöste. Die Fieberkrisis ging schließlich vorüber, hatte jedoch eine langsame Genesung zur Folge. Ohne je Athembeschwerden zu empfinden, hat sich jedoch meine Brust seit jener Krankheit weniger entwickelt als der übrige Körper.

Eine große Freude in meiner Krankheit war mir mein liebes, schwarz und weiß gefärbtes Büsi. Es war ein sanftes, zutrauliches und gescheidtes Thierchen, das durch Aufspringen an die Klinken die Thüren zu öffnen wußte. Einstmals, als die Eltern eine große Gesellschaft hatten, gieng plötzlich die Saalthüre, wie zum Eintritt eines neuen Gastes, auf, und herein kam mit gehobenem schwarzem Schwänzchen mein Büsi hereinspaziert, als gehörte es auch zur Gesellschaft. Es lag viel auf meinem Bettchen und überraschte mich zuletzt mit drei kleinen Jungen, deren Herkunft ich nicht zu erklären wußte.

Auf andere Weise erfreute mich ein kleiner Betrug, den meine Eltern, gestützt auf meine Schneckenliebhaberei, an mir begiengen. Man brachte mir Badschwämme, in deren verworrenen Höhlen Muscheln steckten, die herauszugrübeln mich stundenlang freudig beschäftigte. Als ich zum ersten Mal wieder in Gesellschaft spazieren durfte, entdeckte ich im Bache des Philosophenweges gleichfalls Schneckchen, die siegreich herausgefischt wurden. Wie aber diese mir wohlbekannten Meerthierchen in den Bach gelangten, war mir ein Räthsel, an dem ich Wochen lang grübelte, bis mir endlich klar wurde, daß alle diese Schalen vom Raritätenkrämer Wisard herstammten und von meinen lieben Leuten in die Schwämme gesteckt und in den Bach gestreut worden waren.

Das Jahr 1818 in Luzern war ein recht schönes. Die Augen fiengen an mir über die Herrlichkeiten der Natur aufzugehen, über die lieblichen Hügel, welche die Stadt umgeben, und das prachtvolle Panorama der kleinen Kantone. Mit einem improvisirten Freunde, Niklaus Pfyffer, dem Sohne des Stifters des Löwendenkmals, streifte ich an guten Tagen durch Wald und Flur; wir fuhren in kleinem Nachen über den klaren Spiegel des Sees und suchten mittelst Angeln und Reusen Fische zu fangen, was selten gelang.

Meine gute Mutter hatte eine große Aversion vor dem Wasser und nahm selten an Lustfahrten Theil, die eben auf diesem See so einladend sind. Einmal zu Ehren einiger Gäste ließ sie sich bereden, nach Stansstad mitzufahren. Der Morgen war prachtvoll, und wir unverschämte Kinder erlaubten uns, über ihre Furcht zu spötteln. Mittags in Stans verdunkelte sich plötzlich der Himmel mit drohenden Wolken. Man beschloß zur Sicherheit statt auf dem weiten Seewege durch eine kurze Ueberfahrt nach Horw und dann zu Land nach Luzern zurückzukehren. Kaum abgefahren, brach mit furchtbarem Tosen ein heftiges Ge-

witter hinter dem Pilatus hervor, wie ich es nie erlebt habe. Trotz der fünf Ruderer wurde das Schiff wie ein Ball hin und her und zuletzt, unweit des Strandes, auf eine Klippe geworfen, wo es schwankend hängen blieb. Die Schiffer mußten uns durch und durch triefend durch das Wasser nach den Häusern tragen, wo man sich möglichst zu erwärmen und zu trocknen trachtete, bis endlich nach Mitternacht Kutschen eintrafen, um uns nach Hause zu bringen. Mutter hatte sich wunderbar ruhig und kaltblütig verhalten und begnügte sich, statt langer Rede, uns mit dem Finger nach oben zu weisen. Später hat sie, wie ich glaube, kaum mehr ein Schiff betreten.

So auch begleitete sie uns nicht, als der Vater die Schwester und mich zu einem Aufenthalte nach Seelisberg mitnahm. Die Aerzte schickten ihn dahin, als er durch die Anstrengungen einer langen, mühsamen Tagsatzung ganz erschöpft war. Er nahm nämlich seine Aufgabe so gewissenhaft und pünktlich auf, daß jeden Tag das lange Protokoll des vorigen Tages, und zwar in einer Klarheit und Vollständigkeit, die noch jetzt in den Abschieden als unerreichtes Vorbild gelten darf, verlesen wurde. Das geschah aber auf Unkosten der Nächte, die oft auf eine oder zwei Stunden abgekürzt wurden. Natürlich erschöpften sich die Kräfte seiner sonst so starken Natur, und es folgten heftige Migränen, die einen ernsten Anfall befürchten ließen.

Von Pensionen war damals in Seelisberg keine Rede, und wir wohnten in zwei kleinen Zimmern beim alten Kaplan, der mit einer eben so alten Köchin haushielt. Das Holzhäuschen war hübsch gelegen, gegenüber von Gersau. Man spazierte viel im Freien durch Wald und Wiesen, plauderte, zeichnete und pflückte Blumen, womit alle Töpfchen der Küche gefüllt wurden. Unsere Plage in den niederen Stuben waren die Fliegen, welche der alte Herr mit großer Fertigkeit auffieng und an der Seite seines langen Rockes zerrieb, der davon wie ein Spiegel glänzte. Gegen

uns Kinder war er voller Güte. Von ihm rührt das Räthsel, das er mir stellte: „Wer hat mehr Bart, der Bartlimee oder der Albert?“ — Nach drei Wochen kehrte der Vater gestärkt an seine Arbeit zurück.

Ein ander Mal begleiteten wir ihn nach Engelberg. Wir nahmen in Stans ein hartes Bernerwägelchen, mit einem Klepper bespannt, dem man die Rippen zählte, und von einem nebenher laufenden Jungen geführt, dessen Kleid auf dem Rücken zu unterst mit bunten Lappen geflickt war. Wir langten Abends spät recht gerüttelt in Engelberg an. Desto herrlicher war der Morgen, als wir den Kreis hoher Felsmassen entdeckten, die glänzende Eiskuppel des Titlis, die dunkeln Zähne der Spannörter, den mächtigen Engelbergerstock u. s. w. Unserm Vater, als dem eidgenössischen Kanzler, wurde große Ehre erwiesen: wir wohnten in den schönen Gastzimmern des Klosters und speisten an der reichen Tafel des Herrn Abtes. Nachmittags zeigte man uns die Kostbarkeiten des Klosters, nämlich die an alten, zum Theil seltenen Werken reiche Bibliothek und mit nicht geringerem Stolze in den Gewölben die Käsebibliothek aus Tausenden in Reih und Glied aufgestellten Käsen. Der Reichthum des Klosters besteht nämlich in ausgedehnten Alpen, deren Ertrag gehörig verwerthet wird.

1819 erreichte ich mein 14. Jahr, und es fragte sich, was man mit mir weiter anfangen wolle. Wie bisher konnte es nicht fortgehen, sollte nicht ein ganz unnützes Menschenkind aus mir werden. Ich war ein schwächliches, unanstelliges Bübchen, mit blassem Gesicht, verwachsenen Augenbrauen und einem schlecht gestrichenen dunkeln Haar, so daß mich Jemand mit einem Schusterjungen verglich. Wegen meiner häufigen Kopfleiden und als Folge unseres Wanderlebens hatte ich keinen geordneten, konsequenten Unterricht genossen und stand im Wissen meinen Altersgenossen nach, während die Liebhabereien, das Lesen von Reisebeschreibungen, das Sammeln von allerlei Naturgegenständen,

das Zeichnen derselben mit Eifer betrieben wurden und die Imagination beschäftigten. Noch trauriger sah es nach andern Seiten aus. Da ich nie rechte Freunde gehabt und mich nie an anderen gerieben hatte, war ich furchtsam, menschenscheu, andern gegenüber unsicher und schweigsam. Dazu kam ein großer Mangel an Gedächtniß; ich war unfähig, Verse und Lieder auswendig zu lernen, oder Geschichten, die ich gehört hatte, wieder zu erzählen. Dieser Mangel blieb in der That der Stein des Anstoßes durch mein ganzes Leben und hinderte mich, den Rang einzunehmen, der meinen sonstigen Anlagen und meiner Beharrlichkeit vielleicht entsprach. So wurde es denn nothwendig, die verschlossene Natur in eine geistig und körperlich belebte Welt zu versetzen, in welcher der ganze Mensch sich üben und entfalten konnte.

Nach langer Ueberlegung, namentlich unter Zuzug des Arztes, wurde Hofwyl, oder wie die Leute im Lande sagen, der Wylhof, gewählt. Damit beginnt auch meine reifere Jugendzeit.

2. Hofwyl.

Während die Anstalten Pestalozzis sichtlich ihrem Niedergang zueilten, blühte die Anstalt Fellenbergs immer kräftiger empor. Und doch war Fellenberg zu nichts weniger als zum Erzieher geschaffen. Seine strengen Züge, seine erkünstelte Freundlichkeit und Herablassung, sein keinen Widerspruch duldender Wille, sein Mangel gemüthlicher Hingabe schreckte die Jugend ab. Im Grunde hatten seine Bestrebungen einen rein philanthropischen Charakter, einmal nach der Landwirthschaft hin, die er durch Herstellung und Einführung von mancherlei Maschinen zu heben suchte, zweitens mit Rücksicht auf das Armenwesen, indem er für arme Kinder eine Musterschule und unter der vortrefflichen Leitung Wehrlis, des nachmaligen Seminar-

direktors von Thurgau, eine Lehrerschule gründete. Diese beiden hochverdienstlichen Unternehmungen trugen wenig ein, verlangten dagegen bedeutende Mittel, und dies war der nächste Grund zur Einrichtung einer Erziehungsanstalt für höhere Stände. Dadurch wurde zugleich für die Erziehung und Ausbildung seiner drei Söhne Wilhelm, Fritz und Emil am besten gesorgt.

Die äußern Umstände waren der Entwicklung der Anstalt ungemein günstig. In Deutschland war der freiheitliche Aufschwung, der den Sturz Napoleons zu Stande brachte, noch nicht verraucht, vielmehr unterstützten ihn die Regierungen, so lange er ihren dynastischen Interessen nicht gefährlich wurde. Andererseits schwärmte Kaiser Alexander von Rußland, nachdem er vom Bewunderer des französischen Eroberers zu dessen heftigstem Gegner umgeschlagen hatte, für Volksbeglückung, ohne noch, was später geschah, sich des Widerspruchs derselben mit den russischen Staatsgrundsätzen bewußt zu sein. Hofwyl, von dem berühmten Philanthropen Fellenberg auf dem freien Boden der Schweiz gegründet, galt als Pflanzschule liberaler, humaner und männlicher Ideen und zog aus allen Ländern Schüler an sich. Zu meiner Zeit weilten z. B. daselbst zwei Fürsten Suwaroff, Enkel des berühmten Feldherrn, zwei Fürsten Schuwaloff, von denen der Aeltere der Vater des Botschafters in Berlin war, ein Fonton, später russischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt, zwei Prinzen von Württemberg, Wilhelm und Alexander, zwei Prinzen von Hildburghausen, der Sohn des Ministers Montgelas von München, zwei Grafen von Uechtritz, zwei Söhne des Generals Neipperg, des Begleiters der Marie Louise, zwei Freiherren von Münchhausen von Hannover, zwei Owen aus England, deren einer, Robert, der berühmte Stifter einer Sozialistenkolonie in Amerika wurde u. s. w. Auch viele Schweizer aus allen protestantischen Kantonen waren da, von denen mehrere später zu höhern Würden gelangten, die aufzuzählen hier unnöthig ist.

Während meines Aufenthaltes stieg die Zahl der Zöglinge auf 120. Jeder erhielt eine Nummer — ich Nr. 11 —, welche auf alle Effekten, Bücher und Schriften gezeichnet wurde. Von den jüngern arbeiteten 20 in einem Zimmer und schliefen in einem Dortoir. Von den mittlern wohnten 6—8 miteinander; den 8 ältesten wurden eigene Zimmerchen mit Alcove überlassen, ein Vorteil, der mir in den sechs letzten Monaten meines Aufenthaltes zu Theil wurde. All' die verschiedenen Elemente unserer Kolonie lebten mit und durch einander und wurden in Kleidung, Wohnung, Verköstigung, Unterricht und Behandlung vollkommen gleich gehalten. Von Titulaturen war keine Rede, selbst das unvermeidliche „von" wurde weggelassen. So bildete sich ein sehr trauliches Leben, die Gleichgesinnten fanden sich und schlossen Freundschaften, die durch das ganze Leben aushielten. Als ich nach 40 Jahren der Trennung mit den Suwaroffs zusammentraf, begrüßten wir uns mit dem altgewohnten „du" und mit einer freundschaftlichen Umarmung. Nur in einem Punkt bestand zwischen uns ein großer Unterschied, nämlich im Pensionspreis, der für die Schweizer 1000 Fr. nicht überstieg, bei den Fremden auf das 10 und 15fache stieg. Dadurch wurde das Pensionat zur Milchkuh von ganz Hofwyl.

Hofwyl — oder wie die Leute des Landes umgekehrt sagten, Wylhof, bildete fast ein kleines Dorf. In der Mitte stand das „Schloß", ein stattliches Haus mit Glockenthurm, wo Fellenberg und seine Familie wohnten und die Bureau untergebracht waren. Im Westen dehnten sich die weitläufigen landwirthschaftlichen und Armen-Gebäude aus. Im Süden und Osten lagen vier Häuser, das erste für Arbeits- und oben für Schlaf-Säle der Zöglinge, das zweite für den Turnraum und oben für die Lehrerwohnungen bestimmt; das dritte enthielt Schulzimmer, das vierte ebensolche nebst Speisesaal. Ein fünftes für das Seminar und die Lehrerwohnungen lag etwas ab gegen Münchenbuchsee

hin. Endlich entstand während meines Aufenthaltes ein sechster, ungeheurer Bau, der stundenweit wie ein großes Fabrikgebäude erblickt wurde und allein schon den größten Theil der Zöglinge zu fassen vermochte. Zwischen den Häusern breiteten sich viele Spielplätze und Anlagen aus; im Osten trat man in ein buschiges Wäldchen mit zahlreichen Ruheplätzen; außerhalb dehnte sich ein weites Areal aus, auf welchem jeder ein Gärtchen erhielt, auf dem er Blumen ziehen oder Salat, Kresse, Rettige und Gurken pflanzen konnte. Zahlreiche Obstbäume waren gleichfalls unserer Kontrolle überlassen.

Als ich zum ersten Mal in das bunte und laute Treiben der Anstalt eintrat, erfüllte mich dieses, nach dem stillen, weichlichen Leben im Elternhause mit Angst und Schrecken. Statt mich in den Strudel frischen Lebens fortreißen zu lassen, suchte ich wochenlang einen verborgenen Winkel, um an meinem Unglück zu zehren. Ganze Nächte wurden durchweint und des Tages ellenlange Jammerbriefe nach Hause geschrieben, um eine Erlösung zu erflehen. Die übrigen Zöglinge betrachteten mich anfangs mit Theilnahme und kamen mir freundlich entgegen. Bei einzelnen jedoch erwachte bald die Versuchung, mich zu necken und zu foppen. Man wendete mir die Blätter meiner Hefte um, verbarg mir die Feder, blies mir Abends das Licht aus oder zog mir beim Absitzen den Stuhl hinweg.

Das Spiel wurde zuletzt allzu arg. Als ich einmal im hohen Winter unter meine Bettdecke kroch, stießen meine Füße auf einen eiskalten Gegenstand. Es war die Wasserflasche, die, von einem Papierpfropfen verschlossen, mir ins Bett gelegt worden war. Das Wasser war ausgeflossen, und die alte Mädeli mußte das Bett ganz neu herstellen; ich aber nahm mir vor, den bald erkannten Uebelthäter tüchtig zu strafen. Es konnte kein anderer sein, als der ältere Neipperg, der mit einem hübschen deutschen Gesichtchen ein großes Maß von Eitelkeit und Uebermuth

verband. Am Morgen also fiel ich unvermuthet über ihn her, und da ich mich stärker fühlte als er, prügelte ich ihn rechtschaffen durch. Von da an ließ man mich ruhig, ich gewann aber ein gewisses Selbstgefühl und fieng an, mich unter die andern zu mischen und ihre Spiele zu theilen. Die Umwandlung meines Innern ging so rasch vor sich, daß ich nach sechs Monaten meinen Eltern schreiben konnte: „Ich bin ganz glücklich und danke Euch, mich nach Hofwyl gebracht zu haben.“

Wie schon gesagt, verfolgte Herr Fellenberg im Grunde ganz andere Ziele, als das höhere Erziehungswesen, was ihn nöthigte, für seine Anstalt einen eigenen Vorsteher zu suchen, dem er Alles und Jedes übergeben konnte. Er fand denselben zu meiner Zeit in der Person des Herrn Christian Lippe von Braunschweig. Seinem Aeußern nach war Herr Lippe ein kleiner Mann mit großem Oberkörper und einem gewaltigen Kopf, dessen reiches, blondes Haar, freundliche, blaugraue Augen und beweglicher, ausdrucksvoller Mund an ein großes Kind erinnerten. Sein geistiges Wesen war voller Freundlichkeit und Annehmlichkeit; durch sein reiches Wissen, seine Menschenkenntniß und Vielseitigkeit war er in seltenem Maße geeignet, die Jugend zu verstehen und ihr Zutrauen zu gewinnen. Er huldigte dreien Grundsätzen, die sich der Pädagog nicht genug einprägen kann: erstens, jeden Knaben in seiner Eigenthümlichkeit zu fassen und nicht in eine allgemeine Form zwängen zu wollen; zweitens, die jungen Brauseköpfe von Morgens bis Abends zu beschäftigen, drittens endlich, sich aller Bevorzugung zu enthalten und alle mit einer gleichen unparteiischen Liebe zu umschließen.

Um den zweiten Grundsatz, weitaus den schwierigsten, zu verwirklichen, wurden die 120 Zöglinge zu einer Republik organisirt, die ihre Verfassung und ihre Gesetze hatte. Die älteren Schüler von 17 und 18 Jahren berieten sich Monate lang im Beisein von Herrn Lippe und brachten ein Grundgesetz zu Stande,

das sie als ihr eigenes Werk betrachteten, während im Grunde die reiferen und praktischeren Ansichten des Vorstehers darin ihren Ausdruck fanden. Von seiner Seite mochte wohl auch die Verbreitung republikanischer Ideen mit Rücksicht auf das spätere Leben in Absicht stehen. Auf einige hochtrabende Paragraphen über Menschenrechte folgten ganz angemessene Abschnitte über die Anordnung des ganzen Lebens der Jünglinge, ausgenommen natürlich, was den Unterricht betraf. Das ganze Volk war in Kreise getheilt, deren jeder einen Kreisrath wählte. Diese bildeten einen oberen Rath, der in Gegenwart des Vorstehers die obere Leitung handhabte. Besondere Beamten überwachten das Gartenwesen, die Zimmerordnung, die Spiele im Freien, endlich die Armenpflege, die mit besonderer Sorgfalt geübt wurde, eine Stelle, welche lange mit großem Eifer von Alexander Suwaroff vertreten wurde. Er besuchte wöchentlich zahlreiche arme Familien im Umkreis einer Stunde, theilte ihnen aus dem Ertrag der wöchentlichen Sammlungen Unterstützungen aus und übergab ihnen auf die Winterszeit, was das wichtigste war, Ziegen, deren wir an 60 besaßen und welche im Sommer auf die Berge geschickt wurden, von wo sie nachher mit jungem, munterem Nachwuchs wieder zurückkehrten. Zwei prachtvolle riesige Ziegenböcke waren auf das Ziehen eines zweiplätzigen Wägelchens dressirt.

Wir hatten endlich ein eigenes Gericht aus den bestangesehenen Jünglingen, dem die Untersuchung und Beurteilung kleiner Vergehen, freilich ohne Gesetzbuch, zukam; dessen Machtvollkommenheit gieng so weit, daß, als einst ein junger Holländer sich mehrerer Lügen und Entwendungen schuldig machte und das Gericht dessen Ausschluß aus der Anstalt verhängte, dies Urtheil von Herrn Fellenberg gutgeheißen und vollzogen wurde. Dies alles gab unendlich viel zu besprechen und zu verhandeln und wurde für Viele eine ernste, in hohem Grade bildende Beschäftigung. In allem übrigens hatte Herr Lippe die Hand im Spiele;

indem er anscheinend zu uns herabstieg und unsern Rathschlüssen sich unterzog, hielt er die Fäden der Maschinerie und brachte seine eigenen Ansichten zur Geltung. Er entzog sich selbst unseren etwas wilden Spielen nicht, wenn an einzelnen gar schönen Nachmittagen diese an Stelle des Unterrichtes traten. Es war uns eine Freude, ihn mit seiner weißen Zwilchjacke auf seinen kurzen Beinen am Ballspiel mit uns herumrennen zu sehen, wobei es keinem von uns einfiel, über die drollige Figur zu lachen. Er war ganz mit und unter uns, mehr als Freund, denn als Meister.

Mein stilles, zurückhaltendes Wesen ließ mich in unserer Republik zu keinen hohen Ehren gelangen, doch verschaffte mir Herr Lippe, von dem freundlichen Gedanken getrieben, für mich die Laufbahn meines Vaters vorzubereiten, die Stelle eines Rathschreibers. Die paßte wenig zu meinen Neigungen, und er mußte mir mehrmals unter der Hand helfen, mein holperiges Protokoll ins Reine zu bringen. Nichtsdestoweniger war ich, wie die meisten meiner Freunde, für unsere Verfassung begeistert; ich schrieb das zolldicke Heft vollständig ab und bereue noch heute, das merkwürdige Opus auf Nimmerwiedersehen aus der Hand gegeben zu haben.

Im ersten Jahr gehörte ich zu den kleinen und hatte meinen Arbeitstisch neben 20 andern in einem großen Saale. Nachher kam ich mit 6 andern in ein besonderes Zimmer, wo wir ein fröhliches, gemüthliches Leben führten. Es wurde tüchtig geochst, daneben viel raisonnirt und discutirt. Morgens vor fünf Uhr schlich sich im Herbst der eine oder der andere ins Freie, um die Vogelschläge zu prüfen und im Obstgarten, als der erste, die herabgefallenen Aepfel aufzuheben, welche dann im Laufe des Tages auf dem eisernen Ofen gebraten wurden. Zwischen den Vorfenstern auf Tännchen zwitscherte eine Schaar zierlicher Meisen, Blau-, Kohl-, Spiegel- und Haubenmeisen. Man ließ sie oft

zum Schaden der Bücher und Hefte im Zimmer herumfliegen und freute sich, sie im Frühling wohlgenährt wieder in Freiheit zu setzen. Einige derselben, die wir uns merkten, kehrten nach einem Jahre willig wieder in die Gefangenschaft zurück. Auch Mäuse, an denen es nicht fehlte, hegten wir; unter ihnen war eine, wohl aus Alter, weiß gefleckt, so zahm, daß sie Brodkrumen aus der Hand wegholte.

Wohl die schwächste Seite der Anstalt lag in dem wissenschaftlichen Unterrichte, dem wegen des häufigen Wechsels der Lehrer und der Unerfahrenheit mehrerer derselben Methode und Konsequenz fehlte. Es war die Zeit, da in Deutschland die Reaktion begann; die auf den Hochschulen genährten Freiheitsideen erschienen gefährlich und die Vertreter derselben, zum Theil sehr begabte, geistreiche Männer, hielten sich in der Heimat nicht mehr für sicher. Besonders wurden die Führer der Burschenschaft oft ohne Urteil aus ihren Stellen verdrängt und suchten dann im Auslande eine zeitweilige wissenschaftliche Thätigkeit. So erschienen denn im gastlichen Hofwyl der Turnerkönig Völker, der tiefe Denker Mönnich, der begeisterte Kortüm, der grübelnde Philosoph Zimmermann, der sprachgelehrte Limbrecht u. s. w. Natürlich hatten die Herren andere Interessen im Kopfe als den Schulunterricht und dozirten nach den verschiedensten Methoden und Ansichten. Für mehrere war Hofwyl eine erste Probeschule, um baldmöglichst an eine höhere Schule überzuspringen. Als Beispiel der Zerfahrenheit, die oft herrschte, kann ich anführen, daß mir in drei Jahren, da mir die alten Sprachen nicht in den Kopf wollten, im Lateinischen 13 Privatlehrer zugetheilt wurden.

In meinen Stunden machten sich meine Anlagen unbewußt geltend; der junge Mensch vernachläßigt nur, was ihn nicht anspricht. In den alten Sprachen — das Griechische hatte man von vornherein aufgegeben —, in der Geschichte, in der Philo-

sophie, in der Litteratur, kurz in allen Gebieten, die nicht an die Beobachtung anknüpften, blieb ich ein Stümper. In der Mathematik dagegen wetteiferte ich mit dem Russen Fonton um den ersten Rang in der Klasse, obgleich das Fach von Dr. Eckert, einem Schüler von Schweins in Heidelberg und nachmaligem Professor in Basel, keineswegs anziehend gelehrt wurde. Tage und Nächte hindurch konnte ich an meinen geometrischen Problemen grübeln; einmal sogar kam mir die Lösung im strengsten Wortsinn im Traume; denn beim ersten Erwachen aufgeschrieben, erwies sie sich nachmals als vollkommen richtig. Physik und Chemie wurden, leider etwas unbefriedigend, vom Arzte des Hauses, dem gutmüthigen Dr. Strauß, gelehrt. Er war ein kleiner, in gelben Flaus gehüllter Mann mit ungekämmten Haaren, stark schielenden Augen, einer unersättlichen Tabaksnase und höchst unanstelligen Händen, denen kein Versuch gelang, was ihn nicht hinderte in seinem Texte fortzufahren, als wäre Alles erwiesen. Der Naturgeschichte endlich, bei dem freundlichen Dr. Albert Schmidt, war leider eine ganz ungenügende Zeit angewiesen. Der Unterricht war überhaupt auf allgemeine Bildung berechnet und schloß spezielle Uebungen aus.

Im Französischen, namentlich in der Aussprache, hatte ich von Haus aus einen großen Vorsprung vor meinen deutschen Mitschülern. Daher waren mir die Lektüren und Deklamationen der französischen Klassiker bei dem lebhaften kleinen Comte de Villevieille eine wahre Freude, zumal wenn man sich an einem schattigen Plätzchen im Wäldchen etablirte. Graf Villevieille, ein in den ersten Pariserkreisen gebildeter flüchtiger Royalist, war von Herrn von Fellenberg aus Mitleid aufgenommen worden und zahlte seinen Aufenthalt durch Litteraturstunden und als Zeremonienmeister hoher Gäste. Wir hätten seine schön von Anekdoten unterspickte Konversation noch mehr genossen, hätten nicht freche Fliegen und Wespen seinem kahlen Schädel so arg

zugesetzt und unsere Aufmerksamkeit zerstreut. Im Zeichnen bei dem stets heiteren und an Einfällen reichen Kupferstecher Leopold aus Berlin machte ich große Fortschritte und übte mich im Zeichnen von Gypsmodellen und am Portraitiren einiger Freunde. Der Musik blieb ich trotz manigfacher Versuche ganz unzugänglich. Wie für das Auge der Farben=, so fehlte dem Ohre der Tonsinn. Vom Tanzen wollte ich nichts wissen, diese Kunst schien mir des Namens unwürdig. Hingegen bemühte ich mich, durch fleißiges Turnen meinen schwächlichen Körper zu kräftigen, was bis auf einen gewissen Grad wirklich gelang. Nichtsdestoweniger fand man mich nicht stark genug, die Fußreisen der Sommerferien, die bis nach Tyrol und Norditalien hinausreichten, mitzumachen, daher ich diese Wochen stets im Elternhause zubrachte.

Nicht immer verliefen diese Besuche ganz harmlos. Einmal sollte ich den Bruder in Bern abholen, und man erlaubte uns, mit eigenem Pferd und Char à banc über Solothurn und Aarau nach Zürich zu fahren, wo die Eltern wohnten. Mein Bruder als der ältere, erfahrenere, kutschirte; doch kam mir auf der schönen Chaussee nach Olten die Lust an, auch meinerseits die Kunst zu zeigen. Einige Zeit ging es ganz gut, doch einmal zog ich aus Versehen am falschen Leitseil und das folgsame Rößchen trabte ganz lustig den Abhang hinunter in die Wiesen. Wir konnten hinausspringen, hatten aber Mühe, das unversehrte Gefährte wieder auf die Straße hinaufzubugsiren. Von da an wollte der Bruder nichts mehr von meiner Kutscherei wissen; doch erfuhr ich die Schadenfreude, ihn in Aarau, wo eben Jahrmarkt war, zwei Mal in die Räder der Bauern fahren zu sehen, was uns einen Regen von Schimpfworten zuzog.

Ein andermal sollte ich um 9 Uhr in dem 20 Minuten entfernten „Wirthshaus zum Sand“ den Postwagen nehmen, der von Bern nach Zürich fuhr. Ich traf aber einige Sekunden zu spät an und sah den Wagen eine kleine Strecke vor mir dahin=

rollen. Zurück mochte ich nicht und hoffte denselben, einen Turnerlauf antretend, wieder einzuholen; das war aber vergeblich, auf jeder Station war er wieder abgereist und entschwand endlich vollständig meinen Blicken. Dennoch setzte ich meinen Lauf fort, bis ich schließlich, ich glaube an der „Kreuzstraße“[1]), erschöpft zusammensank. Den folgenden Tag brachte mich ein kleiner Wagen nach Zürich, wo ich mit heftigen Kopfschmerzen, dem Anfang einer Gehirnentzündung, eintraf. Drei Wochen lag ich schwer krank darnieder, doch richtete mich eine richtig angebrachte Aderlässe auf — ich sehe noch heute das Blut in die Höhe spritzen —, ein Mittel, das unsere heutigen Aerzte ignoriren, so wirksam es in manchen Fällen sich erweist.

Um das Kapitel des Unterrichtes abzuschließen, erübrigt es, noch ein Wort über die Rolle zu sagen, welche die Religion in Hofwyl einnahm. Täglich des Morgens und Abends versammelte Herr Lippe die Zöglinge zur Lektüre eines Abschnittes der Lutherbibel oder zu einer die Tagesereignisse prüfenden Betrachtung, oder endlich einfach zu einer belehrenden Erzählung. Bei der bunten Zusammensetzung der Zuhörerschaft aus Lutheranern und Reformirten, römischen und griechischen Katholiken blieb hierbei alles Dogmatische ausgeschlossen, und der Vortrag stützte sich einzig und allein auf die christliche Moral. Am Sonntag kamen ein Pope und ein katholischer Priester nach Hofwyl; die protestantischen älteren Zöglinge konnten nach Buchsee in die Kirche gehen, den jüngeren hielt Herr Lippe wieder eine christliche Belehrung, die sich meist um die Ausübung der christlichen Liebe bewegte. Den Konfirmationsunterricht erhielt ich nebst einigen andern Bernern durch Pfarrer Baggesen, der zweimal wöchentlich

---

[1]) Ist wohl die „Kreuzstraße“ bei Langenthal zu verstehen? Die Leistung wäre eine ganz außerordentliche, denn sie ist 35 Kilometer von Hofwyl entfernt.

von Bern nach Hofwyl kam. Als Freund meiner Eltern nahm er sich angelegentlich meiner an, und wenn ich seinen herzlichen und eindringlichen Unterricht nicht erfolgreicher aufnahm, so lag es an meiner Zerstreutheit und nicht an seinen Belehrungen. Er blieb mir übrigens in der Zukunft ein treuer Freund, auf dessen Rath und That ich zählen durfte.

Wie alles Schöne auf der Erde, sollte auch unser freudiges Leben in Hofwyl ein Ende nehmen. Der ältere Sohn des Herrn Fellenberg, Wilhelm, war von der Universität zurückgekehrt und sollte nun trotz seiner Abneigung zum Vorsteher des blühenden Institutes werden, was am einfachsten geschah, wenn Herr Fellenberg selbst beispielsweise auf einige Zeit die Leitung desselben übernahm. Herr Lippe wurde nach langen Dienstjahren entlassen und unsere Verfassung, da sie zu unabhängige Köpfe erzog, einfach aufgehoben. Diese Aenderung galt in unseren Kreisen als ein Staatsstreich, gleich wie wenn einem Staate sein Grundgesetz vernichtet und durch die Allgewalt eines Einzelnen ersetzt wird. Wir, die älteren, fühlten uns tief verletzt und traten in eine oppositionelle Stellung, die bei vielen kleinen Anlässen sich Luft machte. Die Handhabung des neuen Regimentes bestand im Wesentlichen in der Berufung einer täglichen Versammlung aller Zöglinge durch Herrn Fellenberg, in welcher nach einer christlichen Ansprache die Ereignisse des Tages durchgenommen und beurtheilt wurden. Einmal trat Herr Fellenberg, von einem Austritt zurückkehrend, mit Stiefeln und Sporren, durch irgend etwas übel gelaunt, in die Versammlung und vergaß sich soweit, in unserer Aller Gegenwart einen Schuldigen für eine Kleinigkeit zu züchtigen. Der Bestrafte war Constantin Suwaroff, ein durchaus harmloser Mensch. Das brachte unsere Unzufriedenheit zum Ausbruch; unter Murren und Verwünschungen standen wir auf und verließen den Saal. Der offene Aufruhr wurde durch Wegweisung mehrerer Schüler unterdrückt.

Der strengen Zucht ungeachtet beschlossen die älteren Schüler Herrn Fellenberg einen Streich zu spielen, nämlich die weggewiesenen Schüler durch einen Abschiedscommers zu feiern. Unser zwölf stiegen wir Abends nach 11 Uhr, da alles schlief, durch ein offenes Fenster des Erdgeschosses in's Freie und zogen durch den finstern Wald nach der Kneipe von Bremgarten, wo in studentischer Weise mit Vortrinken, Hochrufen und Pereats der feierliche Akt abgehalten wurde. Um 2 Uhr mußte wieder aufgebrochen werden, was mit Schwierigkeit geschah, weil zwei der Helden nicht mehr gehen konnten; sie wurden auf einem einspännigen Wägelchen in Stroh gelegt und heimgezogen. Wir gelangten ohne Unfall an unser offenes Fenster im großen Hause, konnten die Kranken in ihre Zimmerchen schaffen und uns selbst unter die Decken verkriechen. Weder die Dienerschaft des Hauses, noch die in demselben wohnenden Lehrer, noch endlich der Nachtwächter, der mehrmals die Runde machte, merkte etwas, so daß Fellenberg auch gar nichts erfuhr. Unter Herrn Lippe wäre ein solches Unterfangen nie vorgekommen, und es mag als Beweis dienen, daß eine Erziehung ohne Liebe ihren Zweck niemals erreichen kann. Wir aber waren ganz stolz auf unsere That.

Von da an trat in dem Schicksal des armen Herrn Lippe eine böse Wendung ein. Zwar gelang es ihm nach mehreren verlorenen Jahren, mit der Unterstützung früherer Zöglinge aus dem Elsaß neuerdings und zwar auf dem unbenützten, der Regierung von Aargau gehörenden Schloß Lenzburg eine Anstalt zu gründen; allein sie gedieh nie recht. Der Umbau des alten, weitläufigen Gebäudes verschlang bedeutende Summen. Es fehlten die Mittel, um tüchtige Lehrer anzustellen und den weitläufigen Haushalt, mit dem eine Landwirthschaft verbunden war, in Gang zu halten; vor allem aber blieb die Schülerzahl aus, von der allein ein Gedeihen zu erwarten war. Vollends verwirrte sich die Lage, als Herr Lippe, bereits ein alter Junggeselle, den Ent-

schluß faßte, eine 19jährige Nichte, deren Erziehung er übernommen, sich zur Gattin zu wählen, in der Meinung, der zerfallenden Haushaltung wieder Festigkeit zu geben. Er konnte das jugendliche Wesen seiner Frau nicht mehr verstehen, stellte unbillige Forderungen an dieselbe und nährte Gedanken der Eifersucht mit Bezug auf jüngere Lehrer, die das Verhältniß vollends trübten. Es war wohl ein Glück, daß er nicht lange nachher erkrankte und starb. Mit ihm verschied ein Mann, der als Erzieher in günstiger Lage Vorzügliches geleistet hätte; denn er erkannte und erfaßte die Jugend mit seltener Einsicht und Liebe und wußte die ideale Seite ihres Geistes mit seltenem Geschick zu wecken und fruchtbar zu machen. Mir blieb er bis zu Ende ein lieber Mann und guter Freund.

Nach all den Geschichten, an denen ich persönlich nur in zweiter Linie Theil nahm, war meines Bleibens in Hofwyl kein langes mehr. Auf meine Bitten erlaubte mir mein Vater im Frühjahr 1823 die Anstalt zu verlassen, und ich verließ sie unter ebenso unfreundlichen Eindrücken, als ich sie 1819 betreten hatte. In anderer Hinsicht hatte Hofwyl seinen Zweck erreicht: Meine Verweichlichung und meine Verwöhnung waren gewichen und hatte Grundsätzen der Abhärtung und Entsagung Platz gemacht; der Geist hatte manche allgemeine, aber wenig spezielle Kenntnisse erworben und ideale Ziele gewonnen; es waren Entschlüsse aufgetaucht Recht und Pflicht zu üben und ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden, daneben jedoch auch ein Selbstvertrauen, das vom Bösen war und mir später manche Enttäuschung bereitete.

Meine Hofwyler Bekannten.

2 Prinzen Souwaroff, Alexander und Constantin; ersterer Gouverneur der Ostseeprovinzen, später von Petersburg,	Rußland.

2 Fürsten Schuwaloff, André und Adolf; ersterer Vater des Gesandten in Berlin,	Rußland.
Paul Krißzoff, wurde Jesuit,	
Felix Fonton, später Gesandter am Bundestag,	
Robert Owen, wurde Gründer einer Sozialisten-Kolonie in Amerika,	England.
Eduard Errington,	
Tytter,	
Gladston (?)	
2 Prinzen Württemberg, Alexander und Wilhelm,	Deutschland.
2 Prinzen Hildburghausen,	
2 v. Neipperg, Söhne des Generals und Begleiters der Kaiserin Marie Louise,	
Max Mongelas, Sohn des bayerischen Ministers,	
2 Freiherren von Münchhausen, von Hannover,	
2 Grafen Uechtritz,	
v. Oppersdorf,	
Aimé von Chapeaurouge, aus Hamburg,	
Eugen Bock, von Trier,	
2 Hofer, Mathieu und Niclaus,	Elsaß.
J. Jacques Burkhard von Gebwyler,	
Albert Schlumberger,	
Pierre Thierry,	
Christoff Burkhardt,	Basel.
Iselin,	
Streckeisen,	
2 Vischer, der eine später Professor und Erziehungsdirektor,	
2 Mag, Eduard und Alfred, von Schöftland,	Aargau.
Karl May, von Bern,	Bern.
Fritz v. Werdt, von Toffen,	
Armand v. Werdt,	

v. Wattenwyl,	Bern.
2 Freudenreich, Alexander und Edmund,	
Berchtold von Müllinen,	
2 Fischer, Karl und Eugen, von Oberhofen,	
2 Fellenberg, später Pfarrer und Professor,	
3 Fellenberg, Wilhelm, Fritz, Emil, von Hofwyl,	
Hermann Werdmüller,	Zürich.
Hottinger, von Paris,	
Kaspar Zellweger, Sohn des Philanthropen,	Appenzell.
2 Schieß, der eine später eidg. Kanzler,	
August v. Gonzenbach, Staatsschreiber,	St. Gallen.
Ein anderer Gonzenbach,	
Kuster,	
Bion, Vater des Pfarrers,	
2 May, Eduard und Alfred, von Schöftland,	Aargau.
Spengler,	
Schindler, später Landammann,	Glarus.
Henry Couvreu, von Vevey,	Waadt.
Van Muyden,	
Hyppolite de Saussure,	
Cérenville, Dr.,	
Henry de Saussture,	Genf.
Rocco Bignami,	Italien.
Carlo Leutwein, Schwiegersohn Fellenbergs,	

Die Zürcher Bibel.

Geschichtliche Skizzen von Emil Egli.

Durch Zuschrift vom 13. Januar 1894 und unter Beilage des von einer schweizerischen Kommission übersetzten Neuen Testaments sammt Psalmen (Frauenfeld, Huber 1893) ladet der h. Kirchenrath des Kantons Zürich die Mitglieder der Synode ein, sowohl einzeln als in ihren Capitelsversammlungen und Pastoralgesellschaften die vorgelegte neue Uebersetzung zu prüfen. Dabei hebt er die Frage hervor: Wollen wir die seit der Reformation im Kanton Zürich bestehende und bis auf die Gegenwart von der zürcherischen Kirche stets sorgsam fortgebildete eigene Bibelübersetzung preisgeben?

Von dieser Anfrage sind die hier dargebotenen, in der Pastoralgesellschaft des Bezirkes Zürich am 22. Februar 1894 vorgelesenen Skizzen veranlaßt worden. Dem Entscheid über die vorgelegte Uebersetzungsprobe wollen dieselben nicht vorgreifen; sie bescheiden sich, ein Stück des historischen Hintergrundes zu beleuchten. Es geschieht dies in Anlehnung an das treffliche Buch des seligen Antistes Mezger von Schaffhausen, „Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten Kirche" (Basel 1876), und zwar in der Weise, daß dieses Werk überall vorausgesetzt ist und hier mehr nur durch allerlei zürcherischen Stoff ergänzt als wiederholt werden soll. Wo dort Erzähltes

hier wiederkehrt, ist doch immer auf die Quellen zurückgegangen worden. Von diesen seien erwähnt die alten Bibelausgaben mit ihren Vorreden, dann die von Johann Jakob Simmler im vorigen Jahrhundert in seiner „Sammlung alter und neuer Urkunden zur Kirchengeschichte vornehmlich des Schweizerlandes“ reichlich publizirten Aktenstücke, vor allem aber die Registerbände, Rathsbücher, Akten und Briefe, welche dem Verfasser im Zürcher Staatsarchiv von Herrn Professor P. Schweizer in verdankenswerther Weise vorgelegt worden sind.

* * *

1. Allgemeines.

Die Zürcher Bibel ist die einzige deutsche Bibelübersetzung, welche aus der deutsch-reformirten Schweizerkirche hervorgegangen ist. Sie kann von Anfang an insofern als eine offizielle Publikation betrachtet werden, als sie von den Dienern der Kirche Zürich bearbeitet wurde und auch in ihrem Namen ausgieng. Hingegen habe ich für das Reformationsjahrhundert keine Anhaltspunkte gefunden, daß der Staat sich formell und namentlich geschäftlich beteiligt hat.

Anders verhält es sich im 17. und 18. Jahrhundert. Das ist die Zeit der förmlichen Staatspublikationen. Das Promptuarium des Staatsarchivs verzeichnet erst von 1667 an und nur bis 1770 Rathsbeschlüsse — es sind ihrer 29 — über Bibelausgaben; doch ist die Betheiligung des Staates schon seit 1618 und namentlich seit 1638 nachweisbar.

In diesem zweiten Zeitalter wird sorgsam über die Rechtgläubigkeit gewacht. Heißt es schon 1628: „es solle kein Buchtrucker Bätt- oder Namenbüchli trucken, es leihe ihm dann ein Herr Oberster Pfarrer dazu den Stempfel", so wird das Bibel-

werk umsomehr in Obhut genommen. Nicht nur hält man auf gediegene Arbeit der Uebersetzer und auf korrekten Druck; man bedeutet gelegentlich den Geistlichen, „auf der Kanzel keine unnöthigen Critiques über unsere Version zu machen“; man hält darauf, daß das Volk die Zürcher Version halte und fände es für eine Schande der Zürcher Kirche und Schule, wenn die eigne durch fremde Uebersetzungen verdrängt würde; man bedingt wiederholt die obrigkeitliche Aufsicht über Privatdrucke aus und verbietet jede Aenderung in Kirchen- und symbolischen Büchern ohne Vorwissen und Spezialbewilligung der Obrigkeit. Besonders fand man sich dazu veranlaßt, als die Berleburger- und Wertheimer Bibel erschien. Der Rath verbot diese Werke als sektirerisch 1736 und beschloß, „es soll durch ein Circularerfordern den Herren Ministris zu Stadt und Land insinuirt werden, diesfalls und was sonst die Einigkeit und Reinigkeit der Kirchen stören könnte, sorgfältig zu vigiliren.“ So sehr indeß darauf gehalten wurde, daß die Bibel im Volke verbreitet bleibe, so gieng dem Rath doch die Zumuthung der Herren Decane im Jahr 1769 zu weit, den Neogamis die Anschaffung der Bibel vor der „Verkündung“ förmlich zuzumuthen. Die gnädigen Herren beloben zwar den Eifer der Herren Decane, wollen aber doch, wegen verschiedener Schwierigkeiten, von der Sache absehen und es dem Ehrwürdigen Ministerio auf dem Land überlassen haben, ihre Leute durch liebreiche Persuasoria und gründliche Vorstellung zu mehrerer Anschaffung und heilsamem Gebrauch der Bibel zu vermögen. Wir werden uns bereits im Uebergang zu der Zeit befinden, da ein Papist im Gebiet von Zürich die heilige Schrift lästern darf und der Registrator mit Schmerzen beifügen muß: „bleibt ungestraft“. Hingegen gehörten nach der Stadtgerichtsordnung zu den Sachen, die von der Pfändung ausgenommen sind, in erster Linie Bibel und Kirchenbücher, so wenigstens in der Ordnung von 1715.

Unstreitig darf Zürich auf seine Bibel stolz sein. Das gilt nicht zum wenigsten gleich von den ersten Ausgaben der Reformationszeit; ja die neusten Revisoren wollen an manchen Stellen die Wahrnehmung gemacht haben, daß jene ältesten Arbeiten die beste Uebertragung geben, wie man dies ähnlich von der lutherischen Uebersetzung gefunden hat. Anläßlich des Bibelwerks von 1660 ff. liegt im Rathsbuch ein Brief des Rektors Stephan Spleiß in Schaffhausen, in dem dieser als bekannt hervorhebt, was auch von Gelehrten nicht helvetischer Konfession zugestanden werde, daß die Zürcher Version den Grundsprachen am nächsten komme[1]). Heute noch hat unsere Bibel, wohl besonders im Alten Testament, ihre eigenthümlichen Vorzüge[2]).

Man hat denn auch in Zürich von jeher alles angestrengt, die Uebertragung dem Stande der Wissenschaft gemäß zu verfassen. Zum Beweis dafür mögen zwei Beispiele aus der ältern Zeit hervorgehoben werden.

Ist gleich Zwingli selbst mit gutem Vorbild vorangegangen, so ist doch das ganze Werk als die Frucht gemeinsamer ernster Arbeit aller damaligen Gelehrten Zürichs zu betrachten.

---

[1]) Dieses Gutachten findet sich (mit andern) abgedruckt bei Simmler II. 1 p. 161 ff.

[2]) Vgl. den Artikel „Deutsche Bibelübersetzung" in der 2. Auflage von Herzogs Realencyclopädie. — Dagegen werden hier die Uebersetzungen der Reformationszeit wenig günstig beurteilt. Wenn Luther von Leo Juds Beiträgen sage: mirum quam nihili sint, so sei das wesentlich richtig. Dann wird beigefügt: „Aber auch die Uebersetzung der andern Bücher der Zürcher trägt wesentlich denselben Charakter . . . jedenfalls war es ein Product, das nur einem beschränkten Kreise dienen und zusagen konnte." Diesem Urteil gegenüber muß daran erinnert werden, daß Luther gegen Zwingli und Zürich in hohem Maße voreingenommen war. — Metzger p. 210 findet, bei Vergleichung des Grundtextes, den Leo Jud vor sich hatte, stelle sich Luthers Ansicht als durchaus ungerechtfertigt dar. Weiteres vgl. im Folgenden.

In der korrekten Verdeutschung fand die sogenannte Prophezei ihr höchstes Ziel, jene ersten exegetischen Collegien, welche, an der Stelle der kanonischen Horen des Stifts, im Chor des Großmünsters abgehalten wurden. Das von Zwingli Begonnene hat namentlich Leo Jud mit Geschick und Ausdauer gefördert; er ist das Haupt der Zürcher Exegeten- und Uebersetzerschule. Das tritt bald nach Zwingli's Tod hervor in einem Gutachten über Pfründen und Studien am Stift zu Handen des Rathes. Es wird darin, im Sinne vieler Christenleute, gewünscht, es möchte diesem Manne seine Amtsbürde erleichtert und seine Gabe zu gemeinem Nutzen gefördert werden; denn er sei insonderheit wohl geschickt und hoch begabet, die göttliche Schrift zu verdeutschen, die zu Zürich so fleißig gelesen, ausgelegt, gepredigt und in Latein verschrieben werde[1]). Bullinger schildert anschaulich, wie die sämmtlichen Gelehrten der Kirche Zürich sich bemühten, die Eigenthümlichkeiten und den Genius der hebräischen Sprache, die Rabbinen, die ältern und neuern Kirchenlehrer, die Handschriften und Lesarten zu ergründen, wie aber Leo den Gewinn von allen zusammentrug, als Material für sein Werk, „ohne anders unter vorausgehender Anordnung der göttlichen Vorsehung." Das letzte Werk Leos, seine lateinische Bibelübersetzung von 1543, bezeichnet auch seine höchste Leistung. Er war dabei noch besonders auf einen guten Grundtext zurückgegangen. Schon nach zwei Jahren hat der Franzose Vatable, der laut Beza als der erste Hebräer seiner Zeit galt, diese Bibel mit geringen Veränderungen in Paris nachgedruckt[2]).

---

[1]) Das Gutachten in meiner Aktensammlung Nr. 2002.

[2]) K. Pestalozzi, Leo Jud p. 80. Eine interessante Stelle theilt mir Herr Pfarrer L. Pestalozzi am Großmünster mit aus dem Buche von R. de la Broise S. J., Bossuet et la bible p. XIX: Bossuet habe die h. Schrift nach der im 16. und 17. Jahrhundert sehr berühmten Bibel Vatable's studiert, und die Biographen erklären, „que la bible de Vatable

Sehr bemerkenswert sind dann wieder die umfassenden Veranstaltungen für eine Bibelrevision nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, in der Blüthezeit der Orthodoxie. Zürich zählte damals unter seinen Theologen einige der gefeiertsten Namen der gesammten reformirten Welt; Männer wie Johann Heinrich Hottinger und Johann Kaspar Schweizer wirkten jetzt an dem Bibelwerk mit. Wie sehr die Aufgabe seit 1660 die gelehrten Kreise Zürichs beschäftigt hat, zeigt eine dem Rathsbuch beigebundene Dissertation von Johann Kaspar Schinz, in lateinischer Sprache abgefaßt: „Theologische Disputation betreffend die Uebersetzungen der heiligen Schrift in die Volkssprachen, sowie die Tugenden und Erfordernisse des guten Auslegers, unter dem Vorsitz Johann Heinrich Hottingers, Zürich 1662." Mit aller Umständlichkeit gieng man ans Werk. Unter hochobrigkeitlichem Schutz trat ein Collegium biblicum zusammen, vierzehn Männer, welche sich an der eigentlichen Uebersetzungsarbeit betheiligten, acht Professoren des Carolinums und sechs Stadtgeistliche, neben ihnen zehn weitere Theologen, welchen die Nebenarbeiten oblagen, Indices, Summarien, Parallelstellen. Eigene Statuten schrieben die Grundsätze für die Uebersetzung und den Druck vor. Danach hatte sich das Kollegium zu theilen; nach holländischem Vorbild sollte die eine Abtheilung das Alte Testament besorgen, die andere das Neue sammt den Apokryphen. Vier Mal jede Woche, allemal von 9—11 Uhr, kam man zusammen. Der Vorsitzende eröffnet mit Gebet. Zwei Mitglieder sollen jederzeit den Originaltext vor sich haben, die andern die lateinische Zürcherversion, die holländische und die Septuaginta. Die alte Uebersetzung wird vorgelesen und dann berathen, was

---

dont il se servoit contenait la Tigurine". — Im 17. Jahrhundert galt die lateinische bei den Gelehrten als die eigentliche Zürcher Bibel, Simmler I, 3 p. 925. Sie stand allgemein in hohem Ansehen.

zu ändern nöthig sei. Styl und Orthographie sollen womöglich für die Eidgenossenschaft und für die Hochdeutschen verständlich sein, die Sache selbst aber mit allen Treuen ex fontibus examinirt und nach denselben geschlossen werden. Schwere Dubia sollen bei Hause untersucht und dann von neuem im Kollegium vorgebracht und mit Stimmenmehrheit entschieden werden, u. s. w. Weitere Ordnungen gab sich das Kollegium bei Austheilung der Arbeit an seine Mitglieder. Vor allem soll feststehen, daß die Verdolmetschung sich einzig und allein an die heiligen Grundsprachen zu halten hat. Aber auch eine Reihe weiterer Uebersetzungen sind beizuziehen, die italienische Bibel Diodatis, die deutsche des Paräus, Piscators, Luthers, Polanus; weiter werden auch erwähnt eine interlinearis versio ex bibliotheca Carolina, die französisch-genfer'sche, die englische und andere Uebertragungen. Ein Ausschuß hat bei jedem Kapitel notæ exegeticæ aufzusetzen, ein Korrektor die letzte Feile anzulegen u. s. w. So hob die Arbeit an 1662, und nach fünf Jahren, 1667, konnte die Doppelausgabe, ein Foliant und zwei Quartanten, erscheinen.

Nachdem wir aus diesen Beispielen die gewissenhafte Art der Arbeit ersehen haben, wollen wir die Grundsätze etwas näher kennen lernen, nach denen man sich in der Abfassung des Textes richtete.

* * *

2. Der Text.

Es kann hier nicht im Einzelnen auf den Text auch nur der wichtigsten unserer zahlreichen Bibelausgaben eingegangen werden. Das ist um so weniger nöthig, als dafür auf das Buch des sel. Antistes Mezger verwiesen werden kann, das eben in der Würdigung des Textes seinen besonderen Werth hat und nach dieser Seite eine Leistung liebevollster Geduld ist. Ich möchte nur eine Anzahl Zeugnisse zusammenstellen, in denen die Uebersetzer jeweilen selber dokumentiren, von was für einem Geiste sie sich in der Wiedergabe des Textes leiten ließen.

Schon die *ersten Herausgeber* betonen die Schwierigkeit ihrer Aufgabe, namentlich in der Uebertragung des Hebräischen. Eine treffliche Hülfe biete die Septuaginta; „dann sy an vielen orten die ding gar eigentlich besähen habend." Mehr als auf den Buchstaben sei übrigens auf Wiedergabe des Sinnes Gewicht gelegt; die „Eigenschaft" einer Sprache möge Niemand mit Nutzen in eine andere Sprache bringen, weßhalb es besser sei, „man behalte einer jeden Sprache ihre Eigenschaft unver-

lehrt.“ Das superstitiöse Dringen auf den Buchstaben sei nicht vernünftig, sondern „ein eigenrichtiger kyb.“ Der Einwand gegen das Werk überhaupt, als riefen verschiedene Uebersetzungen Zwietracht im Glauben hervor, halte nicht Stand. Danke man vielmehr Gott, daß die Bibel zu Wittenberg und zu Zürich übersetzt werde. In der alten Christenheit habe fast jede Kirche ihre eigene Translation gehabt, und gerade das Nachlassen im Eifer um die Bibel habe die Blindheit, Unwissenheit, Irrsal und Verführung des Papstthums verschuldet. „Darumb wir Gott billich lobend, das er die gaab der interpretation und auch des trucks seiner Kirchen geoffnet hat.“

Eine eingreifendere Revision hat die Froschauerbibel zuerst durch Leo Jud in der 5. Ausgabe von 1539/40 erfahren. Man konnte die Hülfe eines in Zürich eingetroffenen gelehrten und bekehrten Juden Michael Adam profitiren. Die Vorrede des Buchdruckers hebt denn auch hervor, daß man auf's Neue des Genauesten Wort für Wort erwogen und das Deutsche dem Hebräischen näher gebracht habe denn je. Wenn vieles verbessert worden, so sei das mit aller Sorgfalt geschehen; die des Hebräischen Kundigen wissen, „wie oft ein einiger Sentenz in vielerlei weg gezogen und interpretirt werden mag“. Sehr erwähnenswerth ist aus Leo Juds Vorwort der Nachweis, wie weit die Bibel der antiken Philosophie und Literatur überlegen, die „älteste, gewisseste und heilsamste Philosophie sei.“ Wie hoch er die biblischen Sprachen schätzt, bringt er durch folgende Betrachtung zum Ausdruck: „Wir schicken unsere Kinder, Gut zu überkommen, in Frankreich, in Italien und zuhinterst in Hispanien, daß sie dieselben Sprachen lernen, damit sie desto fertiger seien, zu werben und Kaufmannschaft zu treiben mit den Franzosen, Italiänern und Spaniern; da lassen wir uns keine Arbeit, keinen Kosten dauern, es ist uns alles angenehm und nutz. Allein die heilige Sprach und ihre Arten zu lernen ist uns bitter, unnütz,

und wir meinen, es gehöre freien Ingeniis nicht zu. Ja also thut sich auf unsere Schalkheit."

Mit Leo's Tode trat, ähnlich wie gleichzeitig mit Luthers Tod in Deutschland, ein gewisser Stillstand in der Arbeit der Zürcher ein. Sachliche Aenderungen in größerem Umfang brachte erst wieder die Ausgabe des Collegium biblicum nach Mitte des 17. Jahrhunderts. Was nun diese besonders auszeichnet, ist der ausgesprochen protestantische Standpunkt, den die doch so orthodoxen Bearbeiter einnahmen. Gegenüber den Bedenken, möglichst wenig zu ändern, erklären sie, sich an nothwendigen Verbesserungen zu ärgern, sei unbegründet; ja wenn Aenderungen als richtig erkannt seien, sei es nicht bloß ein Aergerniß aus Schwachheit, sondern ein boshafter Mutwille. Das sei vielmehr ein Aergerniß, bekannte Fehler mit Fleiß zu übergehen und unter dem Schein und Titel einer eigentlichen Uebersetzung widerwärtige Sachen zu dulden und auszubreiten. Wenn es heiße, es werde des Aenderns bei den Nachkommen kein Ende sein, so sei dieser Einwurf bald widerlegt. Je fleißiger die neue Ausgabe nach dem Originaltext revidirt werde, desto mehr werde der Anlaß, inskünftig zu ändern, benommen sein[1]). Uebrigens sei man in solch schweren Geschäften einfach verbunden, nach äußerstem Vermögen und nach dem Maß der empfangenen göttlichen Gaben zu handeln und den Austrag Gott zu überlassen. „Es soll bei keinem Dolmetschen stehen, anderst den Text zu übersetzen als das Original mitbringt."

Dieser Geist der alten Uebersetzer ist in Zürich nicht ausgestorben. In den schweren Stürmen der Revolutionsepoche, im

---

[1]) Hundert Jahre später heißt es freilich: „Obwohlen dieses die fürtrefflichsten Männer waren, die an dieser Ausgabe fünf Jahre gearbeitet hatten, so haben sie dennoch den Nachkommenden auch noch einiges zu verbessern hinterlassen." Simmler II. 1 p. 368.

Jahr 1800, bildete sich eine „Schriftforschende Gesellschaft“ unter Antistes Heß, die Bibel kritisch, exegetisch und praktisch zu durchforschen, dies zugleich in Absicht einer künftigen Uebersetzung. Auch diesem Kreise ist nicht entgangen, wie die alten Froschauerbibeln oft das Richtige besser getroffen hätten als die neuern. Daß auch den Uebersetzern unseres Jahrhunderts das Streben nicht fremd war, das Bewährte des wissenschaftlichen Fortschrittes zu verwerthen, ist öfters anerkannt worden.

So unterscheidet sich die Zürcher Bibel von der Lutherischen nicht bloß durch einen im Einzelnen mannigfach abweichenden, sondern auch stets neu revidirten Text. Neben der Pietät gegen ein altes Meisterwerk hat der Grundsatz seine volle Berechtigung, den Fortschritten der Wissenschaft Rücksicht zu tragen. Daß die Zürcher Uebersetzer unentwegt nach diesem Grundsatz verfahren sind, zeugt von ächt protestantischem Geiste und macht den eigenthümlichen Vorzug ihres Werkes aus, auch wenn im Einzelnen manches unvollkommen gerathen und der Werth der verschiedenen Revisionen ein ungleicher ist. In ihrer Art steht die Zürcher Bibel unter den Uebersetzungen in deutscher Sprache einzig da.

Gehen wir nun zu den Zugaben über, die in unsern Bibeln jeweilen den Text begleiten und einführen.

* * *

3. Die Zugaben.

Von Anfang an wurde für nöthig befunden, den Bibelausgaben orientirende Beigaben anzuschließen.

Gleich die Bibel von 1531 enthält solche im Anfang. Voraus geht eine *Vorrede*: „eine kurze vermahnung und eynleytung an die christenlichen läser diser biblischen Bücher.“ Jedes Buch wird kurz charakterisirt und der Leser zur Weisheit und zu rechtem Eifer im Lesen ermahnt: „die süße des Kernens wirt nit empfunden diweyl man an der Hülsen leckt, biß das man die Schalen auffbricht und den Kernen zerbyßt.“ Diese Vorrede, trefflich und warm geschrieben, wird auch in den folgenden Ausgaben beibehalten. Bemerkenswerth ist der freie Sinn, in dem die Bibel gewürdigt wird, so wenn es heißt: „Es hat die Schrift auch ihr Fleisch und ihren Geist; das Fleisch ist nichts nütz, der Geist aber macht lebendig.“ Erst in der Ausgabe von 1539/40 ist die Vorrede ganz erneuert und wohl auf den doppelten Umfang angewachsen. Hierauf folgt in der ältesten Bibel „ein kurzer zeiger der fürnehmsten und gemeinsten Artikeln des Alten und

Neüwen Testaments, dem einfältigen läser fast nütz und dienstlich." Es ist ein kleines Wörterbuch über Personen und Sachen, z. B. von der Arbeit, von der Armuth und ihrem Trost, von Christus, von der Dankbarkeit, rein sachlich gehalten, je mit Anführung der Beispiele und Verweisung auf die Stellen. Endlich noch ein alphabetisches Verzeichniß der biblischen Bücher. In der Ausgabe von 1540 ist noch eine besondere kurze Vorrede des Buchdruckers Froschauer und eine chronologische Tafel hinzugekommen.

Andere Zugaben älterer und späterer Zeit, wie Inhaltsangaben der Kapitel, Parallelstellen u. s. w., übergehe ich. Auch über die Illustrationen ist schon viel verhandelt worden; sie sind eine Eigenthümlichkeit unserer Bibeln. Ich erinnere nur an die naive Weise, die antike Welt modern zu geben, so wenn die römischen Soldaten den Apostel Paulus in der Rüstung der alten Schweizer mit Hellebarden und einer Burgunderkanone nach Cäsarea führen. Es ist noch das gleiche Bewußtsein, wie in den karolingischen Dichtungen vom Heliand und vom Krist, denen Christus mit den Aposteln ein König mit seinen Gefolgsmannen, Pilatus ein Herzog, die Hohenpriester Bischöfe sind — der Versuch, dem Volke die heilige Geschichte nahe zu bringen.

Was ich über die Zugaben besonders erwähnen möchte, das ist ein Fall, in dem eine solche für die betreffende, sonst tüchtige Bibelausgabe verhängnißvoll geworden ist.

In älterer Zeit war man behutsam. So wird 1685 wegen Bedenken von Geistlichen über Noten und Anmerkungen beschlossen, das Bibelwerk ohne solche zu drucken, und 1708, die üblich gewordenen Erklärungen der schwersten locorum 2c. bis nach dem Druck der Bibel zu verschieben und sie, wenn die Gelehrten einhellig sind, in besonderem Tomo zu ediren. Anders später. Es muß sich je länger, je mehr gezeigt haben, daß viele

nicht verstanden, die Bibel mit Nutzen zu lesen. So wird denn wiederholt eine Anleitung dazu als wünschbar erklärt, und einige Pfarrer beginnen um 1768 nach dem sonntäglichen Gottesdienst Collegia biblica zum gleichen Zwecke zu halten. Dies wirkte dann auf die Bibelausgaben ein. Zuerst unternahmen Herr Orell & Compagnie, „die insgemein ihren Nutzen mit dem Nutzen des gemeinen Wesens zu verbinden pflegen“, durch Antistes Ulrich eine Bibel mit erbaulichen und erweckenden Anmerkungen herstellen zu lassen, welche als Privatunternehmen erschien und großen Absatz fand. Wieder in anderer Weise suchte man dann auch in der offiziellen Ausgabe ähnlichen Bedürfnissen entgegenzukommen.

Der Bibel von 1772 ist ein sogenanntes „Realwörterbuch“ beigegeben. Antistes Mezger charakterisirt dieses Wörterbuch als einen Bruch mit der konfessionellen Theologie der reformirten Kirche. Neben vielen rechtgläubigen Artikeln erscheinen andere, die vom Einfluß des Rationalismus zeugen. Kein Wunder, wenn die noch gut orthodoxen Berner großen Anstoß nahmen, diese Bibel verboten und Zürich mahnten, ebenso ernstlich wie Bern für den reinen Glauben in seiner Kirche besorgt zu sein. In Zürich empfand man diese Zurechtweisung schwer und suchte die Sache abzuschwächen: man finde in dem Index nichts, was billige Leser verletzen könne, habe übrigens keine göttlichen Orakel, sondern nur Auslegungen geben wollen; hüte man sich, heißt es schließlich, daß keine der neuen Papisten auferstehen, über die unser große Zwingli schon bitter klagte, sie spielen sich als Herrn der Kirche auf und dulden es nicht, wenn jemand nur einen Finger breit von ihrer Meinung abweiche. Diese scharfe Wendung scheint Bern bestimmt zu haben, wenigstens amtlich nicht mehr zu antworten. Soweit der Hergang in den Hauptzügen.

Es liegen im Staatsarchiv eine große Anzahl Akten, welche eine andauernde und bedeutende Aufregung in Folge dieses

Handels zeigen. Die Basler Kirche und die Weimarer Acta ecclesiastica wurden in Mitleidenschaft gezogen, und im Zürcher Gebiet kam es zu lebhaften Verhandlungen aller betheiligten Kreise.

Es würde eine eigene Arbeit erfordern, das Einzelne darzustellen. Zu unserer Aufgabe gehört der Handel nur mittelbar. Doch mag hier eine merkwürdige Stelle über den Umschwung der religiösen Ansichten in jener Zeit festgehalten werden. Sie stammt aus einem Gutachten des Kapitels Wetzikon und lautet: „Was für ein großer Unterscheid zwischen der gegenwärtigen theologischen Litteratur betreffend die Lehrart auf der Schul- und Kirchenkanzel, und derjenigen, die nur vor zwanzig Jahren gewesen. Wie vieles ist geändert, wie vieles verbesseret worden. Der blinde Eifer, der Eifer ohne Verstand, ist nicht mehr so mächtig. Das Harte in der Prädestination und das Wunderliche in den Consubstantiationen werden nicht mehr so hartnäckig verfochten; man schweret keinen Eid mehr auf alle Punkten, Vocale und Sylben; man erlaubt sich nach den Regeln einer gesunden Kritik darin zu ändern und zu verbessern. Das *αὐτὸς ἔφα* ist nicht mehr so läufig; fast ein jeder will mit seinen eigenen Augen sehen; man darf fröhlich eine lectionem variantem wagen und sie zur Auswahl anbieten; man muß nicht erschrecken ab dem Lärmen, den man macht, wenn man über Phil. 1, 21 (Christus ist mein Leben) die Anmerkung sieht, es könne nach dem Griechischen auch gelesen werden: mein Leben ist nüzlich. Gesetzt, es sei dem also, schadet dann dies der Religion oder der Frömmigkeit? Tastet es an die Fürtrefflichkeit der Person Jesu? oder wird dadurch der Glauben des sel. Apostels in Zweifel gezogen? oder wird einem andern Christen dadurch sein Trost entzogen? Nein, keines von diesem allem. Denn es sind noch hundert und mehr andere Stellen, die uns alle diese Wahrheiten ebenso bündig sagen und uns derselben versichern,

wenn wir an diesem Ort schon nicht lesen würden: Christus ist mein Leben — und zuletzt kommt es da auf die Codices an."

Das Ergebniß der ganzen Verhandlungen war der Druck eines sogenannten „Nachberichts", durch den man das Realwörterbuch zu decken suchte. Lavater scheint dabei besonders betheiligt zu sein. Dieser Nachbericht muß ausnehmend gefallen haben; wenigstens in zürcherischen Kreisen ist alles voll Lob. Aber die Bibelausgabe selbst ist für lange die letzte offizielle der Zürcher Kirche.

* * *

4. Die Ausstattung und der Vertrieb.

Von den amtlichen Schreibern wird eine neue Bibelausgabe regelmäßig als das „Bibelwerk“ bezeichnet. Es war ein großes, selbst für den Staat bedeutsames Unternehmen. Eine Rechnung weist alles in allem über 10,000 fl., eine andere über 6000 fl. Ausgaben für die Herstellung einer Auflage auf; in der letztern sind 3400 fl. für Papier und 2401 fl. für den Druck angesetzt.

Es ist aber auch nichts gespart worden, ein solches Werk des Inhaltes und des Staates würdig auszustatten. Schon die erste Froschauerbibel von 1531 darf eine Prachtsleistung damaliger Typographie genannt werden. „Wir haben zu diesem Werk einen schönen, lieblichen Buchstaben gegossen, der sich Alten und Jungen wohl fügt“, verkündet die Vorrede, und bekannt sind die künstlerisch mehr oder weniger werthvollen Vignetten und Illustrationen, 205 an der Zahl, bestimmt, dem Gedächtniß etwas zu helfen und „den Leser lustig zu machen“; ja so anziehend sind für manche diese Figuren gewesen, daß ein

Dekan später einmal meldet, viele beschauen nur die Bilder und lesen den Text nicht. Meist scheint extra neue Schrift, „ein ganz neuer Charakter“, gegossen worden zu sein. Auch auf gute Qualität des Papiers und des Einbandes wurde gehalten. So findet sich 1698 ein Posten von 33 fl. 20 ß. an den „Papyrer“ Froschauer, „als eine Zugab über die 16 ß., desto besser Papeyr zu machen.“ Und 1726 werden die Drucker erinnert, die Bibel herzustellen „mit gutem, kernhaftem, auch sowohl in Ansehung der Form, des Metalls, der Weiße und des Leibs als übrigen erforderlichen Qualitäten währschaftlich gemachtem und so viel als möglich gleichem Papier“; oder es wird „weiß, keck und glatt Regalpapier“ ausbedungen (1660). Zum Titelblatt verwandte man gutes Schreibpapier. An Trinkgeldern ließ man es nicht fehlen, so für den Arbeiter der Druckerei, der „den mehreren Theil der Biblenbögen allein getruckt hat.“ Aus der Druckerei wanderten die Bogen in das Almosenamt, worauf der gesammte Vorrath, soweit er nicht dem Buchhändler abgegeben wurde, in der „Gruft“ zum Großmünster wohl in Carton verwahrt auf Lager kam. Von demselben werden dem Buchhändler nie zu viele, etwa 40—50 Exemplare, abgegeben.

War das Bibelwerk also glücklich vollendet, so wurde der Preis bestimmt, für Arme mit etwelcher Ermäßigung, so wohlfeil als möglich, zum Trost der lieben Landleute; dann wurden auch die nicht vergessen, die so viel Mühe damit gehabt hatten. Beide Bürgermeister und eine große Reihe weltlicher und geistlicher Herren wurden mit je 5—7 fl. Gratifikation, wie es scheint, dem Betrag für einen schönen Ledereinband, bedacht, „theils wegen ihres Standes, theils wegen ihrer mit dem Werk gehabten Bemühung.“ Einmal notirt die Rechnung auch 6 fl. 4 ß. für den Buchbinder, „von 1 Exemplar sauber einzubinden vor die Frau Seckelmeisterin, vor ihre mit vertheilung derselben (der Exemplare) gehabter vilfaltiger Bemühung.“ Was unter

einer solchen Vertheilung zu verstehen ist, zeigt ein Verzeichniß von 1728. Da werden neben den 4669 verkauften noch 449 „ausgetheilte“, d. h. wohl verehrte Bibeln aufgezählt, theils „weiße“, theils „gemeine oder braune“. Die 39 weißen kommen an die Geheimen Räthe, die Herren Verordneten und Censoren, den Stadtschreiber und Unterschreiber, die beiden Ratssubstituten und den Herrn Großweibel; die braunen an die Kleinen und Großen Räthe, die Prorektoren, die Reuter, Läufer und Stadtknechte, ferner nach auswärts, eines auch an einen Proselyten. Als aber einmal sämmtliche obrigkeitliche Diener um Quartbibeln für jeden von ihnen einkamen, da wurden sie „zur Ruhe gewiesen.“

Den Maßstab für die Auflage gaben die Bestellungen. Meist werden 5—6000 Exemplare gedruckt. Einmal wird eine Auflage von 5000 Exemplaren beschlossen, d. h. ungefähr das Doppelte der angemeldeten Bestellungen; die Decane der Capitel hatten diese für ihren Bezirk eingereicht: Capitel Freiamt 115, Zürichsee 422, Stein 190 u. s. w. Es kommt dann freilich vor, daß einzelne Gemeinden nachher wieder zurücktreten, andere dafür weitere Exemplare über die bestellten hinaus nachbeziehen, oder daß viele Knechte, Mägde und Handwerksgesellen sich wohl um Bibeln melden, aber nicht dafür „getrösten“ (Bürgschaft leisten). In den Jahren 1726 und 1770 wird eine Foliobibel um den verhältnißmäßig billigen Preis von 1 fl. resp. 1 fl. 10 ß. verkauft. Die Froschauerbibeln der Reformationszeit kamen zweifelsohne viel höher zu stehen; wenn der Bote sie in ein Haus auf dem Lande brachte, mochte das auch für den Geldbeutel ein Ereigniß sein; sorgfältig hat wohl einmal der Empfänger auch den Botenlohn auf dem Deckel angemerkt. Später wird ausdrücklich gesagt, die Konkurrenz mit deutschen Bibeln zwinge zu niedrigem Preis. Der Rath behielt sich daher vor, den Preis zu bestimmen, und die Synode dankt ihm, daß

er die heilige Schrift auch den Aermsten zugänglich gemacht habe.

Dem großen Unternehmen entsprach denn auch die Vorbereitung. Nachdem die Anregung, z. B. von den Herren Examinatoren, gemacht worden war, wandte sich der Rath um ein Gutachten an die Censoren. Oder es hatte eine eigene Kommission weltlicher und geistlicher Herren alle Umstände zu erwägen und dann mit dem „Truckerherrn" oder „Entrepreneur" einen „Tractat" oder Vertrag in aller Form abzuschließen. Im Jahr 1707 sind es 6 weltliche und 3 oder 4 vom Antistes ernannte geistliche Mitglieder. Die Ratifikation des ganzen Geschäfts behielt sich der Kleine Rath vor. Wie sehr die Sache als eine solche des Rathes selbst betrachtet wurde, zeigt schon die Bezeichnung, welche die geistlichen Mitglieder der Bibel-Kommission etwa tragen: sie sind der „Ehrenausschuß von einem ehrwürdigen Ministerio". Ein ander Mal ist das Gutachten an den Rath nur von den 5 weltlichen Mitgliedern unterschrieben; sie sind als die „Ehrenkommission" bezeichnet. Zum ersten Mal scheint 1743 das Werk „auf des Verlegers risque" aufgelegt worden zu sein. So lange der Staat selbst das Unternehmen in der Hand behielt, verfehlte er nicht, für den Druck die genausten Vorschriften zu erlassen. Das Manuskript sollte der Druckerei gehörig „überlesen, orthographirt, ordinirt und justirt" zugestellt werden, damit der Satz von Statten gehe; die Drucker haben aber auch den Vorgesetzten des Werks mit aller Gebühr und Respekt zu begegnen und sich bei demselben nicht mit Hadern, unmäßigem Trinken, Schwören u. dgl. zu versündigen. Damit keine Fehler stehen bleiben, werden „zwei Corrigier- und ein Revidierdruck" angeordnet, welch letztern der Correktor „bei der Presse revidiren und zugleich um mehrerer Sicherheit willen noch einest lesen" soll. Zur Ueberwachung des Drucks werden auch wohl zwei „fleißige und gelehrte Correctores und Aufseher" bestellt.

Wie mit dem Drucker, so wurde auch mit dem Buchbinder alles vertraglich geordnet; die löbl. Meisterschaft übernahm den Auftrag in corpore. Auch hier wurde auf währschafte Arbeit gehalten, der Einband in Schweins- und Schafleder, mit Schlossen und Beschlägen, ausbedungen und dem Publikum erst noch das Anbringen von „Klägden" über die Buchbinderarbeit vorbehalten. Etwa heißt es ausdrücklich, man habe nur verburgerte und „keine katholischen Buchbinder der Nachbarschaft" zum Einbinden anzustellen.

Zum Vertrieb gehören auch die Maßnahmen, die man traf, eine Restauflage abzusetzen, um ein neues „Werk" zu befördern. Man ließ dann etwa durch die Geistlichkeit die alte Bibel dem Volke als trefflich und billig anpreisen oder setzte den Preis herab. In dieser Weise hat noch Antistes Heß zu Anfang dieses Jahrhunderts gehandelt.

Man mag sich heute wundern, daß die Obrigkeit als solche so intensiv sich an den Bibelausgaben betheiligt hat. Aber das entsprach, wie die ganze enge Verbindung von Kirche und Staat, dem Bedürfniß der Zeit. Die regierenden Herren waren selbst eifrige Bibelleser und manche von ihnen in der heiligen Schrift so beschlagen, wie die Geistlichen. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war ein Artilleriehauptmann und Kaufmann, Johann Konrad Nüscheler, im Stande, für Antistes Ulrich die ganze Bibel mit dem Grundtext zu vergleichen, die Wörter Jehovah, Jah und Elohim in der Uebersetzung sorgfältig zu unterscheiden und „noch mehreres zur Auszierung dieses Bibelwerks zu leisten". Kann man sich solche Männer denken ohne das allerregste Interesse am Zustandekommen, an der Ausstattung und am Schicksal einer neuen Bibelausgabe?

* * *

5. Die Verbreitnng.

Noch heute trifft man auf dem Lande viele alte Zürcherbibeln aller Jahrhunderte bis zurück auf die ersten Froschauerausgaben.

Ein alter Mann, früher fleißiger Bibelleser, hat mir einmal gestanden, er müsse zu seiner Beschämung sagen, daß er seine Froschauerbibel nicht mehr brauche; er könne sich wegen der kuriosen Sprache nicht recht darin erbauen. Man habe ihm einige Franken dafür angeboten. Ich gab ihm zu, daß die Bibel ihm nicht mehr dienen könne; doch bilde das Buch immer ein Familiendenkmal, das er behalten sollte. Es beweise, daß seine noch jetzt blühende Familie, der sie laut Inschriften von jeher angehört habe, schon vor vierthalb Jahrhunderten im Stande gewesen sei, das damals gar kostbare Werk zu kaufen, und daß sie zu den Stützen Zwingli's und der Reformation im Lande gehört habe. Er möge sich zu Herzen nehmen, was mir einst der alte Landammann in Schwyz erzählt habe. Als „Juden" ihm 100,000 Franken für die alten Bundesbriefe der Eidgenossen anboten, habe er ihnen geantwortet: unsere Vorfahren haben diese Briefe mit ihrem Blut erkauft; wir Enkel vermögen sie auch umsonst zu behalten. Auf diesen Zuspruch hin ist die Froschauerbibel in jenem Hause geblieben.

Der Canton Zürich mag auf der Landschaft zur Zeit der Reformation nur einen Vierttheil oder Fünfttheil der jetzigen Bevölkerung gezählt haben. Es bedurfte also der Exemplare weit weniger als heute. Doch erwartet die Vorrede von 1531, es werde mindestens jeder Hausvater für sich und die Seinen eine Bibel kaufen. Später hat die Obrigkeit alles für billigen Preis und damit für allgemeine Verbreitung des Buches gethan. Eine Vorstellung geben uns zwei Rechnungen von 1728 und 1769. Wie viele Bibeln waren von früher her schon verbreitet und kamen nebenbei durch die Privatunternehmer unter das Volk; und doch setzte man von der erstgenannten Ausgabe 2287 und von der spätern gegen 2000 Exemplare vor dem buchhändlerischen Vertrieb im Canton ab, bei einer noch immer viel spärlichern Bevölkerung des Gebietes. Der Berichterstatter über die Ulrich-Bibel von 1755 kann überdieß in der Zwischenzeit freudig melden: „Man klagt über die verdorbenen Zeiten, über verböserte gottlose Menschen, über Schwärmerei, Deisterei, Atheisterei. Man klagt mit Grund — aber, Gott Lob! es ist nicht alles verdorben, es ist nicht alles schwärmerisch, deistisch und atheistisch. Gott hat sich auch noch ein Häuflein übrig bleiben lassen, ein schönes, ein großes Häuflein ... Die Herren Verleger haben viertausend Exemplar dieses neuen Bibelwerks auflegen lassen, und davon sind in der Zürcherischen Kirche allein bei dritthalbtausend verbraucht worden." Nicht weniger als sechzig Bibelausgaben in allerlei Formaten und Sprachen waren seit der Reformationszeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Zürich erschienen.

Es ist etwas Erhebendes um den reformirten alten Staat Zürich, Obrigkeit und Volk aufgebaut auf dem gemeinsam in Ehren gehaltenen Gotteswort, und dieses mit der Kirche die innere Kraft, das Hauptband des Staates. Wahrlich eine Erscheinung, die, wie überhaupt die ganze Art unserer Reformation,

vielfach an die Bestrebungen Karls des Großen zur Hebung der Völker erinnert. Die Zeiten sind anders geworden; aber was Zürich, Stadt und Canton, heute noch sind, das verdanken sie zum schönen Theil jener einmüthigen Durchdringung mit dem Geiste des biblischen Wortes. Irre ich mich nicht, so sind auch heute auf dem Lande die Familien, in denen die Achtung gegen Kirche und Gotteswort geblieben ist, noch immer diejenigen, die für jegliche sonstige gute Litteratur und Gesittung am ehesten zugänglich und empfänglich sind.

Außer dem Canton war die Zürcher Bibel durch die ganze Ostschweiz verbreitet, doch mehr oder weniger und so, daß sich der Kreis mit der Zeit verengert hat. Man wird sagen dürfen, die Verbreitung der Bibel entspricht dem Gebiete des reformatorischen Einflusses überhaupt, den Zürich gehabt hat.

Am längsten haben Thurgau und Rheinthal bei Zürich ausgeharrt. Sie betheiligen sich noch im vorigen Jahrhundert ganz wie die zürcherischen Capitel bei den Neuausgaben; so kamen 1728 neben 2287 zürcherischen Exemplaren 1719 in das Thurgau und 663 in das Rheinthal. Daneben werden 100 Exemplare für Glarus und 12 für Herisau und das Appenzellerland erwähnt, beides mit der Klage, es sei wenig; so habe man für Glarus 300 Stück gerechnet. Auch habe sich Zurzach noch nicht gemeldet und das Toggenburg kein einziges Exemplar bezogen, „allwohin doch unter sehr scharfen Expressionen diese ihnen so heilig verheißene Gutthat wiederholter Mahlen sehr angelegentlich solicitiert worden.“ Neben andern Ursachen wird das Eindringen fremder, wohlfeiler Bibeln hervorgehoben, das man „hintertreiben“ müsse, indem man selbst das Werk billig abgebe; auch kaufen viele „um der Wohlfeile willen“ statt der Bibel „das nächste beste, wenn auch noch schlechte sogenannte Erbauungsbuch“. Nicht zu übersehen ist auch, daß man von Zürich aus selber die Verbreitung hemmte;

wenigstens wird wiederholt beschlossen, mit dem Verkauf an Fremde nicht zu eilen, oder außer U. H. Gebiet kein Exemplar zu verkaufen, oder nur an die Gebiete des Landfriedens. Dagegen war man Armen gegenüber hülfsbereit. Nach dem Zwölferkrieg werden Leute, denen ihre Bibeln im Krieg „verzehrt“ und geraubt worden sind, dem Rath für neue empfohlen.

Man sollte erwarten, bei den engen konfessionellen Beziehungen wäre es irgend einmal zum Versuch eines gemeinsamen Unternehmens der reformirten Stände gekommen. Ein Anlauf ist auch im Jahr 1660 gemacht worden. Namentlich der Kirchenhistoriker Hottinger drang darauf. Nicht ungeschickt schreibt Zürich nach Bern, man habe ja auch die helvetische Konfession gemeinsam angenommen und gedruckt, und erinnert daran — diese Stelle ist aber wieder gestrichen worden — Bern habe das heilige Buch noch niemals in seiner Stadt drucken und ausgehen lassen. Daß man damals auch an eine Gesammtkonferenz der evangelischen Orte gedacht hat, beweist ein Privatbrief des Antistes bei den Akten des Staatsarchivs. Aber eben dieser Brief zeigt auch, daß die Situation im vornherein als ungünstig aufgefaßt und die Anfrage in Bern mehr bloß anstandshalber gestellt wurde. Es heißt da u. a.: „Soll das Geschäft erst anzogen werden zu Aarau, so weißt man nit, was man für Willen werd anträffen“, und mit Bezug auf Bern hatte man gemerkt: „Die Ueberlassung (an Zürich allein) wär Bern vil angenemmer.“ So war Zürich im Voraus entschlossen „fürzefahren“. Bern ist von da an zunächst fortgefahren, verschiedene Uebersetzungen nebeneinander zuzulassen, hat sich dann aber mehr und mehr der — von seinen aus Herborn heimgekehrten Studenten bevorzugten — Piscator'schen Uebersetzung zugewandt. Zuletzt hat Bern diese Bibel offiziell und der Stadt würdig nachdrucken lassen 1684.

* * *

6. Eine Anregung.

Wenig Aussicht konnte im vornherein eine Anregung haben, welche noch weiter ging und eine gemeinsame Bibel nicht bloß der Schweiz, sondern aller deutschsprechenden reformirten Kirchen bezweckte. Doch ist der Versuch der Erwähnung werth.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts nahmen alle kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands eine immer schroffere Gestalt an[1]). Dem zersplitterten Protestantismus that Einigung noth. Das empfand man am lebhaftesten in der Pfalz. Der junge Churfürst Friedrich IV. stellte sich an die Spitze der protestantischen Fürsten. Er erstrebte eine thätigere und kraftvollere

---

[1]) Die Situation schildern Häußer, Geschichte der Rheinischen Pfalz II, 218 ff., Struve, Pfälzische Kirchenhistorie p. 500 ff. — Die zwei nachfolgend benutzten Aktenstücke in der Briefsammlung des Staatsarchivs E.II. 381 fol. 1737—38, 1739—44. Kopien in der Simmler'schen Sammlung. Herrn Kirchenrath Scheller, der gegenwärtig die Korrespondenz der Reformationszeit für das Staatsarchiv registrirt, verdanke ich eine gefällige Zuschrift betreffend die Originalien.

Vertretung des Protestantismus und sah es in letzter Linie auf die Leitung der Reichspolitik ab. Mit dem Jahre 1594 werden die Keime der protestantischen Verbindung wahrnehmbar. Es kam zu Vereinbarungen in Heilbronn 1594, zu Friedberg 1599, zu Speier 1600, wieder zu Friedberg 1601, zu Heidelberg 1603 und dann zum ersten Unionsvertrag zu Ahusen 1608. Wir stehen schon mitten in der Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges. Es lag diese Unionspolitik im Calvinischen Prinzip, das damals eine Reihe deutscher Länder erobert hat. So waren auch nur die calvinischen Fürsten zuverläßig, neben Churpfalz der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen und die Markgrafen von Baden und Brandenburg. Die Lutheraner, Sachsen voran, lähmten alles kräftige Handeln. Daher bei jenen Bundesfürsten reformirter Konfession die Hinneigung nach dem Ausland, eifrige Verbindungen mit England, den Niederlanden, Frankreich. Einer der Fürsten hat die erwähnte Anregung wegen der gemeinsamen Bibel gemacht und zwar in Zürich.

Im Jahre 1588 hatte der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken die reformirte Religion zur Landesreligion erklärt. Er war ein sehr entschiedener Protestant. Eigenhändig hat er in sechs Stunden die Vorrede zum Katechismus seiner Landeskirche geschrieben und diesen als sein Werk betrachtet. Eifrig war er für die evangelischen Flüchtlinge aller Länder besorgt. Darum mußte er auch die Wiedererhebung des Katholicismus als eine Gefahr empfinden. Er ging lebhaft auf den eben erwachenden Gedanken eines engern Zusammenschlusses der protestantischen Länder ein, namentlich seitdem die Werke des Jesuiten Bellarmin in einer Gesammtausgabe erschienen waren. Zunächst zu gemeinsamer litterarischer Abwehr gegen Bellarmin suchte er die reformirten Kirchen zu vereinigen.

Aus besonderer Zuneigung zu Zürich machte er hier den ersten Versuch. Im Jahre 1601 ließ er sein Anliegen durch

eine Gesandtschaft den Geistlichen der Stadt Zürich vortragen; die Gesandten waren Michael Philipp Beuther, Hofprediger und Doktor der Theologie, und Johann Schlechtius, Pfarrer und Superintendent zu Meisenheim. Sie hatten vorzubringen, ob sich nicht, da man ja « in doctrina als ipsa rei substantia » eins sei, eine „recht vertrauliche Korrespondenz" zwischen den reformirten Kirchen Frankreichs, des nähern Deutschlands, der Schweiz, der Pfalz, der Niederlande, Englands und Schottlands in's Werk richten ließe. Als Mittel dazu möchte neben „mehrerer Conformität der Ceremonien" für die deutschredenden Reformirten ein allgemeiner deutscher Katechismus und „eine durchaus dem ursprünglichen hebraischen Text gleichförmige gemeine teutsche Bibel" dienlich sein.

Diesen Vortrag vom 21. August ließen sich die Zürcher schriftlich geben und antworteten dann im folgenden Jahr 1602 direkt an den Pfalzgrafen, unterzeichnend als „Diener der Kirchen und Schule zu Zürich". Sie freuen sich des evangelischen Eifers, den Gott in diesen letzten und gefährlichen Zeiten, da Liebe, Glaube und christlicher Sinn erkalte, im Herzen des Fürsten erweckt habe, erklären sich geneigt, wenn es nöthig sei, zur Abwehr Bellarmins mitzuwirken und finden auch den angeregten Gedanken einer Conformität der Ceremonien und die Einheit von Katechismus und Bibel erbaulich. Aber in der Hauptsache lautet der Bescheid ablehnend. Trotz aller Erwägung kommen die Zürcher zu dem Ergebniß, sie „können zur Zeit nit sehen weis, maaß und gelegenheit, wie solches in das Werk zu richten" sei. Dabei machen ihnen im vornherein die Nachreden und das Lästern Bedenken, dem Veränderungen des Bisherigen bei den gemeinen Widersachern, den Papisten und den Lutherischen, ausgesetzt wären. Aber auch davon abgesehen sei die Sache schwierig, hinsichtlich einer gemeinen deutschen Bibel: „weil eben grad in teutscher nation nicht alle Kirchen einerley Idioma und Art zu

reden gebrauchen"; hinsichtlich der Ceremonien und Kirchengebräuche: weil man dafür nach Umständen christliche Freiheit müsse walten lassen, und hinsichtlich eines gemeinen Katechismus: weil jede Kirche ihren eignen Katechismus habe und den gewohnten schwerlich werde fahren lassen; auch sei ein einheitliches Werk nach Inhalt und Form nicht leicht zu erreichen. Die Zürcher wollen damit ihr „gleichwol schlecht aber doch gutherzig und christlich Bedenken" geäußert haben; übrigens habe der Pfalzgraf der Sache lange nachgedacht und verstehe die Beschaffenheit der reformirten evangelischen Kirche im Römischen Reich besser als sie u. s. w.

Es ist bemerkenswerth, daß Anfrage und Antwort sich in der Ordnung der Punkte unterscheiden. Was der Pfalzgraf zuletzt erwähnt, die gemeine deutsche Bibel, bringen die Zürcher in ihrer Ablehnung zuerst. Es sieht aus, als wollten sie sich ihre Zürcher Uebersetzung am wenigsten nehmen lassen. Man darf wohl ohne weitere Nachforschungen annehmen, es sei die Anregung nach dieser Seite ohne Erfolg geblieben. So lebhaft die ganze Situation an die Bestrebungen Zwingli's und Landgrafs Philipp von Hessen zur Einigung der Protestanten erinnert, so hatten sich doch die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Beziehungen Deutschlands und der Schweiz waren noch loser geworden. Bald sehen wir die beiden Länder völlig von einander getrennt, 1648.

Inwieweit die Frage wegen der gemeinsamen Bibel schon in den Unionsverhandlungen der deutschen Fürsten zur Sprache gekommen war, ist hier nicht weiter zu verfolgen. Doch ist das Interesse bemerkenswerth, das man in jenen Kreisen der Uebersetzung von Piscator entgegenbrachte, jenem Werk, das die Berner später adoptirt haben. Es war vier Jahre vor Johanns Anregung in Zürich erschienen und wurde von den

Heidelberger Theologen, namentlich von Tossanus, eingehend geprüft. Das Ergebniß war aber kein günstiges. „Des Lutheri Bibel“, heißt es, „könnte annoch passiren“; dagegen Piscator hielt man in Heidelberg der Sache nicht für gewachsen, „zumal er das Werk so ganz allein auf seine Hörner nehme.“

* * *

7. Die Privatunternehmen.

Immer sind den offiziellen Bibelausgaben private zur Seite gegangen. Hatte man diese früher sorgfältig überwacht, so ließ man in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. die Drucker gewähren. Nachher sah man sich doch wieder genöthigt, besser aufzusehen und wenigstens einigen Professoren die Korrektur aufzutragen. Das geschah besonders bei solchen Unternehmen, an welche der Staat Geldbeiträge leistete. Eine Eingabe des Druckers *Hardmeier* vom Jahr 1708 bewirbt sich um eine solche Staatsunterstützung wie folgt:

„Gnädiger Herr Burgermeister! Hochgeachte, woledle, gestrenge, ehren- und nothfeste, fromme, fürnemme, fürsichtige und wolweise, insonders hochehrende, großgünstige, gnädige, hochgebietende Herren Herren. — Was im ersten Buch der Königen am 5. c. vom weisen König Salomon stehet, daß ihme der Herr ringsumher Ruhe gegeben, und er solche Ruhezeit zur Erbauung des Tempels und Einrichtung des damaligen Gottesdiensts angewendet habe, kann mit bestem Grund auch von Euch mein gnädig hochgebietenden Hrn. Hrn. gesagt werden, zumahlen Sie nicht allein ihre bisherige Wolstandszeit mit Aufbauung neuer

Templen und Gotteshäuseren zugebracht, sondern auch aufs neue ihren Eifer zur Ausbreitung der Ehre und Lehre Gottes an Tag gebracht, da Sie vermitlest der klugen und trefflichen Underhandlung der hierzu hochverordneten hochgeacht- und hochgeehrten Hrn. Hrn. die neue Aufleg- und Ausfertigung der h. Bibel in folio und quart zum Truck beförderet, worzu meines Ohrts den himmelischen Sägen und dieses wünsche, daß jedes hohes Ehrenglid von Euch M. G. Hh. dise Ausfertigung in edler Gesundheit und allem Wolstand erlebe." Nachdem dann der Petent dargelegt, wie die in seinem Verlag gedruckte kleine (Oktav-) Bibel vergriffen sei, er aber „wegen der hierzu erforderlichen Schriften und etwas vorräthigem Papier" sehr gute Gelegenheit hätte, das begehrte Werk neu aufzulegen, ersucht er den Rath, ihm an das nöthige Betriebskapital von 1000 Thalern etwa die Hälfte zinsfrei vorzustrecken und unterstützt sein Gesuch mit dem Hinweis, daß seine Druckerei nun gerade hundert Jahre bestehe und noch nie solche Hülfe in Anspruch genommen habe, sowie damit, das Vorhaben sei „zur Ausbreitung der Ehre Gottes angesehen", „zu welcher Ausbreitung ein lobl. Stand Zürich und ihr mein Gn. Hh. insbesonder seit der Zeit der Reformation von dem lieben Gott gleichsam gesetzt und verordnet zu seyn scheinen, welcher große Gott Euch mein gn. Hh. hierinn befestnen und bis zum Ende aller Tagen erhalten, meine Wenigkeit aber in Euer m. gn. Hh. Hohe Gunst und Wolgewogenheit einsenken wölle, damit ich um so vil mehr Ursach habe, mich mit tiefestem Respect zu nennen: Euer meiner gnädigen hochgebietenden Herren Herren unterthänigster gehorsamer Christoff Hardmeyer."

Wirklich ist zwei Jahre später die Oktavbibel Hardmeiers erschienen. Sie ist ein bloßer Abdruck der ältern Ausgabe mit vielen Druckfehlern. Gerade diese Bibel, vermuthet Antistes Mezger, möchte den Rath bewogen haben, in Zukunft wieder strengere Aufsicht zu üben.

Neben deutschen sind auch lateinische, italienische, französische und griechische Bibeln und Bibeltheile namentlich im Anfang des vorigen Jahrhunderts privatim verlegt worden. Daß auch hier gelegentlich eine gewisse amtliche Betheiligung eintrat, möchte man aus dem Umstand schließen, daß ein Cessionsvertrag vom Jahre 1728 über eine Septuagintaausgabe im Staatsarchiv liegt[1]). Johann Jacob Bodmer, professor historiae helveticae et politices, und Johann Jacob Breitinger V. D. M., treten das auf Grund von Subskriptionen „vorhabende Griechische Bibelwerk“ an den Drucker Heidegger ab. In einem Nachvertrag verzichten die beiden Gelehrten auf die stipulirte Entschädigung seitens des Unternehmers für den „wider aller Menschen Verhoffen und Vermuthen“ eintretenden Fall, daß dieser nur die Druckkosten herausschlage; doch müsse der Drucker alsdann solches „authentisch aufweisen und vorzeigen“ können; „dann da solches unmöglich zu begreifen, dahero auch schwer zu glauben sein würde.“ Das verdienstvolle Werk erschien 1730 in vier Quartbänden. Ob die zuversichtlichen Erwartungen der Herren Gelehrten auf eine Rendite in Erfüllung gingen, ist nicht bekannt.

Von den Privatdrucken des 16. Jahrhunderts[2]) sei bloß das erwähnt, daß Froschauer neben den amtlichen eine ganze Anzahl, namentlich auch zierliche kleine Bibeln auf eigenes Risico verlegt hat, und daß zwei Werke, eine Bibel und ein Neues Testament, in englischer Sprache aus seiner Offizin hervorgegangen sind. Ja die allerersten in Zürich hergestellten Uebersetzungen, Nachdrucke der luther'schen mit etwelchen sprachlichen Aenderungen

[1]) Im 17. Jahrhundert wird die Obrigkeit für den Neudruck der lateinischen Bibel angegangen, weil sie für den Gebrauch der Studirenden diene.

[2]) S. Vögelin, die Holzschneidekunst in Zürich im 16. Jahrh., Neujahrsblätter der Stadtbibliothek in Zürich 1879—82.

seit 1524, sind solche Privatunternehmen der Druckereien von Froschauer und von Hager gewesen, welch letzterer zu Basel in Beziehung stand. Zwingli mag diese Arbeiten begünstigt haben. Genaueres weiß man nicht.

Geradezu an die Stelle der offiziellen Publikationen sind die privaten erst in neuerer Zeit getreten. Von jener Uebersetzung des Jahres 1772, welche durch ihr Realwörterbuch so viel Anstoß gab, dauerte es bis 1860, bis die erste von der Synode wenigstens genehmigte Uebersetzung der Neuzeit erschien. Ueber diese Zwischenzeit noch einige Andeutungen.

* * *

8. Aus neuern Zeiten.

Anno 1812 entstand die *Zürcherische Bibelgesellschaft*, nachdem seit 1804 Basel vorangegangen war. Diese Gesellschaft, dann auch die *Evangelische*, und seit 1855 diese allein, ist die Unternehmerin des Bibelwerkes an Stelle des Staates bezw. der Landeskirche geworden. Das indeß nicht im Gegensatz zu diesen; wurde doch die Gründung der Bibelgesellschaft von Antistes Heß geleitet. Zu dem *Zusammenwirken* zwischen Gesellschaft und Kirche in der Art, wie wir es jetzt haben, ist es seit 1858 gekommen. Diacon Hirzel hatte weitergehen und die Revisionen unmittelbar in die Hand der landeskirchlichen Behörden legen wollen. Der Beschluß der Synode war dann ein Kompromiß und die Ausgabe von 1860, wie erwähnt, das erste auf dieser Grundlage erstellte Werk.

Weniger bekannt ist es, *wie* es zum Aufhören der staatskirchlichen Unternehmungen gekommen ist, und welches die letzten Zeichen staatlicher Betheiligung gewesen sind. Es sind zwei Versuche von *Antistes* Heß, nach den Erschütterungen der Revoluzionszeit wieder an das Frühere anzuknüpfen, 1804 und 1807.

Im erstgenannten Jahr macht er im Erziehungsrath den Anzug, den Privatverlag von Kirchen- und Schulbüchern wieder in Ueberwachung zu nehmen, so daß den betreffenden Behörden die Entscheidung über Text, Druck und Preis gewahrt werden solle. In dieser allgemeinen Fassung, welche der Bibel ausdrücklich nicht erwähnt, wurde der Anzug gutgeheißen und der gemeinschaftlichen Kommission des Kirchen- und Erziehungsrathes überwiesen. Was aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht; aber ein im Archiv beigelegter Zeddel verzeichnet unter den Büchern, welche „ohne Vorwissen und Bewilligung des Kirchenrathes nicht auf's neue aufgelegt werden dürfen", obenan „die Bibel, alten und neuen Testaments". Man sieht das vorsichtige Wiederaufnehmen abgebrochener Fäden.

Schon weiter geht der Anzug von 1807. In aller Form gelangt der Kirchenrath an die Regierung wegen der Bibel. Noch war die Ausgabe von 1772, die jetzt als eine äußerst sorgfältig revidirte gerühmt wird, nicht vergriffen, aber der Preis vom Buchhändler eigenmächtig fast auf das Doppelte erhöht worden. Die Folge war eine beträchtliche Verminderung des Absatzes und das Eindringen von fremden, „schlechtern Editionen und unberichtigten Uebersetzungen". Der Kirchenrath erreichte seinen Zweck; die Bibel wurde wieder billiger, indem der Buchhändler obrigkeitlich angehalten wurde, gemäß dem einstigen Vertrag zu fahren. Dabei ergab sich, daß von 5000 Exemplaren noch 780 auf Lager waren. Der Antistes ermunterte dann die Geistlichkeit, für raschen Absatz zu wirken; eine so schöne Ausgabe werde wohl so billig nie wieder zu haben sein, und auch das einst beanstandete, mit von Lavater verfaßte „Realwörterbuch" gereiche heute der Ausgabe „eher zur Empfehlung".

Wir haben damit die letzten Spuren der staatlichen Mitwirkung im Interesse der Bibel kennen gelernt, soweit die Akten vorliegen. Schon hatten die Bibelgesellschaften aufzublühen

begonnen. Bald ist eine solche auch zu Zürich in das Werk eingetreten.

Mitten in die Jahrzehnte, in denen dieses private Wirken blühte, fällt nun der erste noch mißlungene Anlauf zu einer gemeinsamen Uebersetzung der schweizerischen Landeskirchen. Er ist im Jahre 1835 von der Synode des Cantons St. Gallen ausgegangen und hat zunächst die Ostschweiz im Auge.

Die St. Galler Synode ist im Jahre 1834 konstituirt worden und hat gleich von Anfang an in jugendlicher Begeisterung den Zusammenschluß wenigstens der östlichen Cantone in's Auge gefaßt. Es thue Noth, der Vereinzelung der Cantonalkirchen entgegenzuarbeiten; es sei durchaus wünschenswerth und heilsam, solche Angelegenheiten, wie Bibelübersetzungen, Liturgien 2c. gemeinschaftlich zu besprechen. Im St. Gallischen Gebiet sei früher größerentheils die Zürcher Uebersetzung kirchlich eingeführt gewesen; jetzt haben die Pfarrer und die Bibelgesellschaft die lutherische eingebürgert. So wohl diese für frühere Jahrhunderte ein Meisterwerk gewesen sei, entspreche sie doch unserer Zeit nicht mehr; das Volk, je mehr es sich an andere Litteratur gewöhne, könne sich an der veralteten Sprachform nicht erbauen; auch sei die Uebersetzung vielfach gänzlich unverständlich und unrichtig; endlich sei es Pflicht, die neueren Leistungen in Auslegungen und Uebersetzungen zu verwerthen.

Die Thurgauische Synode schließt sich der Anregung an. Bereits sei es fraglich, ob nicht die lutherische Uebersetzung im Canton der kirchlich eingeführten Zürcher den Rang ablaufe; dazu seien die neuern Zürcher Ausgaben so mangelhaft und entstellt, daß man nicht mehr wisse, welches der anerkannte Wortlaut sei. Es gebe jetzt überdies katholische Uebersetzungen, die die neuere Forschung mehr berücksichtigen als die Protestanten selber. Zu allem komme das von St. Gallen erwähnte Bedürfniß engerer Verbindung der schweizerischen Kirchen auch in andern

Dingen, wie Liturgie und Katechismus. Zürich als alte Mutterkirche, der ohnehin die reichsten wissenschaftlichen Mittel zu Gebote stehen, möge den andern vorangehen. Die Klage über den neusten Zürcher Druck unterstützt der thurgauische Synodalpräsident noch extra zu Handen des zürcherischen Antistes; da werde Gottseligkeit mit Gottlosigkeit verwechselt und fehlen Wörter und ganze Verse. Interessant ist die Nachricht, daß der engere Zusammenschluß der Ostschweiz thurgauischerseits schon längst in Zürich angeregt worden sei; Antistes Heß habe den Gedanken damals schon gebilligt, aber wegen hohen Alters sich nicht an die Spitze stellen wollen [1]).

So sieht man deutlich: Hauptzweck ist die evangelische Conferenz; die Bibelübersetzung soll nur das Mittel dazu sein. Das mochte immerhin zu wenig Fond zur Durchführung einer so ernsten Arbeit sein. Der Anlauf ist auch bald gescheitert. Zwar gab sich Zürich alle Mühe in der Sache. An der Synode 1836 konnte man mittheilen, nur Appenzell und Baselland haben abgelehnt; auch möchten es Glarus und Baselstadt noch thun; dagegen sei der Beitritt von Aargau, Bünden, Bern, Thurgau und St. Gallen zu erwarten. Als es dann mit dem Bibelwerk Ernst galt, da trat Bern plötzlich zurück, „ohne triftige Gründe"; es folgte St. Gallen, das die Anregung gegeben hatte, dann Bünden und Thurgau, und 1840 blieben nur noch Zürich und Aargau auf dem Plan, die nun auch „Zeitverhältnisse und Zeitstimmungen" zur Fortsetzung des Unternehmens „nicht geeignet" fanden.

So ist dieser erste gemeinsame Bibelversuch mißglückt. Er hat es nur zu einem Programm gebracht, das z. B. bestimmte,

[1]) Wie sich Antistes Heß zu dem Gedanken stellte, zeigt schon ein Memorial von seiner Hand aus dem Jahre 1800, vgl. Finsler, Die Zürch. Kirche zur Zeit der Helvet. Republik, im Zürcher Taschenbuch 1859, p. 178.

die lutherische Uebersetzung müsse der neuen zu Grunde gelegt, die Zürcher und die Piscators daneben zunächst berücksichtigt werden, und es sei eine Concurrenz für Bearbeitung des Ganzen oder einzelner Abtheilungen zu eröffnen. Daß indeß die Sache später zu günstigerer Zeit wieder aufgenommen worden ist, hat das neuste Circular des h. Kirchenrathes des Näheren ausgeführt.

* * *

Damit sind wir auf dem Boden der Gegenwart angelangt. Blicken wir auf die mehrhundertjährige und ehrenvolle Geschichte der Zürcher Bibel zurück und fragen wir uns, wie sich Zürich zu einem neuen gemeinsamen Werk der reformirten Cantone zu stellen hat, so leuchtet ein, daß unsere Kirche sich von der ihr eigenthümlichen Bibel nicht leichthin trennen darf. Gleichwohl ist Zürich bereit, das Opfer zu bringen, aber nur dann, wenn die Erben das Erbe auch wirklich übernehmen, das Zürich so lange gehütet hat: den guten Willen, den offenen Sinn und die wissenschaftliche Tüchtigkeit, jeweilen ein zeitgemäßes Werk zu schaffen.

Die Kosten einer Pfäverser Badercur im Jahre 1803.

Von G. Meyer von Knonau.

Der Zürcher Arzt und Apothekenbesitzer Dr. Johann Ludwig Meyer — zum Sternen —, dessen Porträt die Leser der zumal durch ihn geförderten, vielfach selbst besorgten Neujahrsblätter der Gesellschaft der Wundärzte auf dem Schwarzen Garten vor dem Hefte von 1809 in einer Vignette finden — Meyer war 1808 gestorben —, hatte in einem eigenen Hefte „Generositäten von Patienten" von 1780 an, sowie andere Extraeinnahmen, zusammengeschrieben, recht hübsche Beträge wenigstens bis 1796, so lange er noch die ärztliche Praxis in größerem Umfange betreiben konnte. Aus dieser Separatcassa bestritt der wohlsituirte Mann „besondere dem Vernügen gewidmete Ausgaaben", so für die Anlage eines Schweizer Münzen- und Medaillencabinets, für Ankäufe von Büchern, Handzeichnungen, Gemälden, einer Sammlung Chodowiecki'scher Kupferstiche und anderer einem fein verständigen Liebhaber wünschenswerther Dinge. Er ließ auch Porträts daraus malen, so sein eigenes vorzügliches Bild von dem Württemberger Maler Oelenhainz — 1787, für 40 Gulden —, im gleichen Jahre das Porträt einer Tochter, auch ein recht gutes Stück, von Diogg (für 30 Gulden). 1786 kaufte er für 40 Gulden eine Originallandschaft von

Felix Meyer, ein Gemälde von Konrad Meyer. 1791 kostete ein englisches Mikroskop — von Herrn Inspector Breitinger — 100, drei Büsten von dem damals als Professor an der Berner Akademie bethätigten Bildhauer Sonnenschein 15 Gulden. 1802 kaufte Meyer zwei Handzeichnungen von Ludwig Heß, dazu verschiedene andere Zeichnungen und Gemälde für 120 Gulden, 1803 eine Handzeichnung des „jungen Keller", wohl des rühmlich bekannten Kartographen Heinrich Keller, für 12 Gulden. Dann war 1805 und 1806 der Thurgauer Porträtmaler Joachim Brunschweiler vielfach für die Familie thätig und empfing je nach Umständen für seine Miniaturen 10, 15, 20 Gulden. Nach dem Gefechte bei Bocken 1804, dem Bergsturz von Goldau 1806, der Bataille bei Kopenhagen — dem Ueberfall durch die Engländer behufs Wegführung der Flotte 1807 — gelangten Bilder dieser Ereignisse zum Ankaufe. Recht ansehnliche Kosten verursachten einzelne Büchererwerbungen, so Scheuchzer's Physica sacra 60, Lavater's Physiognomik deutsch 70, französisch 70, Blackwell's Werke [1]) nebst anderen Büchern einer Büchergant 100, Voyage pittoresque in drei Bänden 130 Gulden. Ehrenausgaben waren für Neujahrsblätter, wo augenscheinlich die Illustration bestritten wurde, so 1796 für das von dem generösen Verfasser bezahlte Blatt zu seinem Stück von der Conventstube auf der Chorherren, von H. Lips, das Martinsloch bei Elm mit der durchscheinenden Sonne darstellend, eine Büste des großen Naturforschers Scheuchzer im Vordergrunde, in Allem ganze 150 Gulden. 1808 dagegen bestritt Meyer für das Neujahrsblatt vom Schwarzen Garten, über Baden, mit dem sehr hübschen Blatte — Ansicht der Armenbäder beim Raben — und besonders der reizenden Vignette — die Mutter mit ihren Kindern im Bade —, an die

[1]) Das können kaum Blackwell's Memoirs of the court of Augustus, Vol. I—VII, sein, da das Werk erst 1794 auf 1795 — in Basel — erschien, der Ausgabeposten 1793 verrechnet ist.

Gesammtkosten von 230 Gulden auf eigene Rechnung 40 Gulden 10 Schilling.

1803 aber nahm der Herr Doctor aus der Cassa 300 Gulden „zur Bestreitung der Ausgaaben nach Pfefers, und damit die Handlungs-Cassa darburch nicht allzu sehr beschwert werde".

Ueber die Ausgaben der Reise und Cur liegt ein eigenes Heft vor, das nur leider für die Zeitangaben nicht genügend ist. Man sieht nur, daß der 17. Juli schon in die Zeit der Abwesenheit fällt; der 10. August ist der Tag der Wiederankunft in Zürich.

Zuerst war, da das Gebiet der Schweiz auf der Rückreise verlassen wurde, ein Paß nothwendig, der 32 Schillinge kostete. Bis Pfävers kostete die Reise 94 Gulden 12 Schillinge, wovon 75 Gulden — nebst 5 Gulden Trinkgeld — für den Anton Churerbott, für Spedition der Bagage von Zürich nach Pfävers, nebst Zehrung und Bezahlung der Kutschen von Lachen bis Pfävers: augenscheinlich ging die Reise an einem einzigen Tage vor sich, zu Schiff nach Richterswil — Mittagessen: 5 Gulden —, hernach ebenso nach Lachen, dann mit dem Wagen nach Wesen, von wo die Reise auf dem See fortgesetzt wurde, sowie von Walenstaad nach Ragaz (Kutschertrinkgeld 2 Gulden 20 Schilling). Der Bediente des Herrn Dr. Hager, wohl des Badearztes, erhielt „für seine Mühe über den Berg" — eine Straße im Tamina-Engthale gab es noch lange nicht — 2 Gulden 20 Schilling, die zwei Träger, „die die kleine Waar über den Berg trugen", 2 Gulden, „die Bettfrau, als sie die Better brachte", 1 Gulden Trinkgeld.

Die eigentlichen Curausgaben machten für Zimmer und Zimmerzins — zu zahlen an den Herrn Decan (den Benedictinerpater von Kloster Pfävers) und Baddirector Arnold — 120 Gulden 38 Schilling. Da nach dem vom Sohne des Doctors, dem

nachherigen Leutpriester Meyer, für 1810 verfaßten Neujahrsblatt vom Schwarzen Garten die Zimmer 7 bis 12 Gulden für die Woche kosteten, da außerdem nach des Doctors Rechnung, „annoch per 2 Essen“ 4 Gulden bezahlt wurden, läßt sich schon daraus die Dauer der Cur vielleicht auf etwa drei Wochen oder darüber berechnen. Aber daneben standen zahlreiche Ehrenausgaben, dem Herrn Decan 10 Gulden, an den Koch, die Caféfrau, Bettfrau, den Wirth, den Badmeister je 2 Gulden bis 2 Gulden 20 Schilling. Der Taglohn an das Abwartemädchen, 25 Tage zu 3 Batzen, zeigt dann die Länge des Aufenthaltes bestimmt; aber das Mädchen erhielt auch noch ein Trinkgeld: 1 Gulden 10 Schilling, eine Kappe als Geschenk: 1 Gulden 20 Schilling, an den beiden Heiligentagen, Heinrichstag und Margarethentag, die so günstig in die Curzeit fielen, ein Schnupftuch und ein Paar Strümpfe: zusammen 1 Gulden 30 Schilling. Den Perruquier und den Barbier trafen je 2 Gulden 20 Schilling, das Milchmädchen 3 Gulden. An Sonntagen — 17., 31. Juli — fielen in die Armenbüchse 2 Gulden 20 Schilling; am 24. erhielt Herr Pfarrer Kirchhofer, augenscheinlich ein im Bade anwesender Schaffhauser Geistlicher, für seine Predigt 8 Gulden. Gut bedacht wurde der Capuciner, P. Franz Ludwig Ebener, vom Kloster in Mels, zuerst durch einen Benedictiner von Muri: 2 Gulden 20 Schilling, dann gleich viel, als er Blumen brachte, ein Paar Strümpfe 30 Schilling, zum Abschied wieder 2 Gulden 20 Schilling. Dem Apotheker Bovelin aus dem bündnerischen Malans wurden 5 Gulden bezahlt; einem Italiener Cassati, der augenscheinlich Teller, Tassen, Spiegel und Aehnliches feil hielt, wurde für 11 Gulden abgekauft. Die Wäsche kostete 5 Gulden, das Briefporto nach Zürich 4 Gulden. An allerhand Abendgesellschaften gingen 6 Gulden auf. Ein Feuerwerk betrug 1 Gulden 20 Schilling. Extra berechnet stehen noch 10 Gulden „per 1 Cur Pfefferser Wasser“.

Eine theure Affaire waren die Geschenke nach Zürich oder an Curgenossen: ganze 103 Gulden 30 Schilling. Zwei Kinder scheinen den Vater besucht zu haben: an „ihre Ausgaaben" erhielten sie 28 Gulden. Dann folgen andere von den Kindern, mit kleineren, größeren Geschenken, einem goldenen Scherchen (10 Gulden) für eine Tochter, einer Dose, einer Reitpeitsche, einem Tabaksbeutel, hernach die Dienstboten und Hausangehörigen, auch der Apothekerstößer im Betrage von 2 Gulden 20 Schilling. Zuletzt erscheint der kleine Bernet in St. Gallen, wohl das Kind einer Familie, die im Bade gewesen war, mit 2 Gulden 20 Schilling für ein goldenes Kreuzchen.

Die Rückreise führte zuerst nach Ragaz, wo am 4. August die Küche Herrn Dr. Hager's 5 Gulden Trinkgeld bekam, der Bediente noch außerdem 2 Gulden 20 Schilling. Des Herrn Doctors Nichte erhielt Halstücher, zu 2 Gulden 20 Schilling, geschenkt. Dem Herrn Doctor selbst aber schickte der Gast nachher aus Zürich, noch genau aufgezählt, eine Sendung an Café, Zucker, Gewürzen. Am 5. August reiste er über Feldkirch, wo in der Krone Mittagessen 5 Gulden, nach Bad Hohenembs zum Nachtquartier, am 6. über Rheinegg und Rorschach nach Arbon zum Uebernachten. Am 7. betrug in Constanz Mittag und Nacht beim Adler 14 Gulden. Am 8. ging es über Stein, Dießenhofen nach Schaffhausen (Krone: 24 Gulden). Beim Rheinfall wurde der Strom passirt: Schiffmann 2 Gulden 20 Schilling. Im Schloß Laufen kaufte der Reisende bei dem Maler Bleuler eine Zeichnung des Rheinfalls für 17 Gulden 20 Schilling. Am 10. wurden in Eglisau beim Hirschen 17 Gulden für den Mittag bezahlt, im Löwen zu Kloten Abends noch 5 Gulden. Dem Kutscher waren für Reise 92 Gulden 20 Schilling zu entrichten, dazu 15 Gulden Trinkgelder für Stall, Zoll, Weggelder, Bettler, nebst 10 Gulden eigentlichem Trinkgeld. Der Anton „Churerbott" hatte für die Spedition des Gepäcks von

Pfävers nach Hause noch mit Trinkgeld 20 Gulden 20 Schilling zu fordern; daneben waren ihm für 36 Maß Veltliner 21 Gulden im Ganzen bezahlt worden: er hatte sie wohl dem Curgaste zu liefern gehabt.

Die Hinreise hatte also 94 Gulden 12 Schilling, die Heimreise 282 Gulden 20 Schilling gekostet, der Aufenthalt in Pfävers 232 Gulden 8 Schilling. Alle Ausgaben zusammengerechnet waren 712 Gulden 20 Schilling (1662 Fr. 50 Cts.).

Curgäste von heute sind wohl der Ansicht, es lebe sich an Ort und Stelle jetzt theurer; dagegen sind die Spesen für die Reise gegenüber der Gegenwart exorbitant. Manche Ehrenausgaben von damals fallen wohl heute weg, ersetzen sich aber reichlich durch andere Büdgetpunkte. Nach jetzigem Geld verwendete der Reisende für den Weg in's Bad 220 Fr. 3 Cts., für den Aufenthalt in Pfävers 541 Fr. 81 Cts., für die längere Rückreise aber sogar 659 Fr. 17 Cts.

Antistes Dr. Joh. Jacob Heß
und
Pfr. Joh. Caspar Lavater
in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von Pfr. P. D. Heß.

„Lavater und Heß, Zeugen von dem Leben und der Herrlichkeit Jesu, des Sohnes Gottes. Gedichtet am zweyten Jenner 1821, als der zwanzigsten Todesfeyer des Erstern, und beym Beginnen des achtzigsten Lebensjahres des Letztern." So lautet der Titel einer auch separat erschienenen poetischen Beilage zum 7. Stücke des in Basel erschienenen Sonntagsblattes vom Jahr 1823. Der anonyme Verfasser desselben, Pfarrer Georg Geßner am Fraumünster in Zürich, preist darin unter Anlehnung an Evang. Joh. 21, Vers 18—23, den Petrussinn Lavaters und den Johannessinn Hessens.

Und als es sich im Jahr 1841 um die Feier des 50jährigen geistlichen Jubiläums des inzwischen zur Antisteswürde vorgerückten Pfarrer Geßners handelte, beschloß der Kirchenrath unter allgemeinem Beifall, sie gleichzeitig zu einer Feier des Gedächtnisses an die vor 100 Jahren erfolgte Geburt Hessens und

Lavaters zu gestalten und auf den Geburtstag des Erstern, den 21. Oktober, zu verlegen.

Schon hieraus ergibt sich, was der Kenner schweizerischer Kirchengeschichte ohnehin weiß, daß Lavater und Heß in der zürcherischen Kirche und weit über diese hinaus eine ganz hervorragende Stellung eingenommen haben.

Diese beiden Männer sind aber gleichzeitig auch vertraute Freunde gewesen und haben von den Studienjahren bis ins Alter unentwegt in einem Sinn und Geist in einer Stadt gewirkt, obwohl sie von Natur recht ungleich waren. Der geniale, feurige und sprudelnde Lavater stach stark ab von dem nüchternen, ruhigen, Manchem trocken erscheinenden Heß. Die Annahme liegt daher auch von vorneherein auf der Hand, in diesem Freundschaftsbund werde Lavater die treibende, Heß die zurückhaltende Kraft repräsentirt haben.

Im Ganzen traf dieß in der That zu; Beide aber waren so selbstständige Persönlichkeiten, daß schwer zu entscheiden wäre, wer dem Andern mehr zu verdanken gehabt habe. Und daß sie bei aller Verschiedenheit des Charakters, bei allen Excentricitäten Lavaters, bei allen Excessen bornirter Vergötterer oder Verketzerer desselben, bei allen Meinungsdifferenzen und auch bei der Wahl zur Antisteswürde, wo sie sich gegenüberstanden, immer als wahre Freunde für einander einstanden, Einer den Andern höher achtend als sich selbst, gereicht Beiden zur Ehre.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Lavater und Heß eingehender zu schildern, ist nun Zweck dieser Arbeit. Lavaters Biographen sind sehr kurz darüber hinweggegangen, und über Heß sind bis jetzt überhaupt nur kürzere Lebensbilder erschienen. Vieles läßt sich ja heute nicht mehr konstatiren; denn was die beiden Freunde einander geschrieben haben, ist selbstverständlich nur ein kleiner Theil dessen, was sie bei allwöchentlichem mündlichem Verkehr einander sagten. Und doch ergibt sich

speziell bei Durcharbeitung des Hessischen Korrespondenznachlasses [1]) im Besitze des Verfassers eine ganz ergiebige Ernte. —

In ihren Knabenjahren gingen der Sohn des aristokratischen Rathsmitgliedes Dr. med. Hch. Lavater und der des schlichten Stadtuhrenmachers Sal. Heß ein Jeder seinen eigenen Weg. Letzterer machte auch, obwohl keineswegs außerordentlich begabt, schnellere Fortschritte als sein am 15. November 1741 geborner, nur 25 Tage jüngerer, Jahrgänger. Sie wurden daher nie Klassengenossen; Heß wurde schon 1760, Lavater erst 1762 ins Ministerium aufgenommen.

Lavater sah zunächst mit einer gewissen Ehrfurcht zu dem Altersgenossen auf, der in seiner Frühreife ihn im Kollegium so weit überflügelt hatte. Das beste Zeugniß dafür ist der erste der noch erhaltenen Briefe Lavaters an Heß, geschrieben im Juli 1759, dem ich folgende Stellen entnehme, die auch um ihrer mangelhaften Orthographie willen bemerkenswerth sind:

„Ich Liebe sie wie ein kind den vater, ich ehre sie, ich fürchte sie so; Sie entsprachen und Erfüllen meine geheimste wünsche, wann ich das glük haben werde zu fühlen, daß sie mich wie ein vater Lieben. Es wäre zu viel, Es wäre wieder Empfindung gewünscht, daß sie mich als ein Bruder Lieben sollten. Es ist mir nüzlicher, wenn ich sie als einen vater Liebe. Ihr zärtlichs aug Lächelte voll Erbarmung voll des Edelsten, unverdientesten mitleids mir zu: Lange Ehe sie für mich geschafen zu seyn schienen: Sie sind es nur in dem fahl: daß sie mich sich erziehen: Sie waren mein Einiger gedank am abend des Jakobstag: Er ist der vater dieses Briefs, nicht der Worte: sonder des Briefs. So wie ein vater, weil er seines Kindes vater ist, nicht allezeit ja selten der vater seiner empfindungen ist: Es erwartet, wann es ihnen zeit, ort, hiz, ergözung, freundschaft, viellicht Mit Leid befiehlt, eine väterliche antwort dero Liebender.

J. C. L.“

[1]) Im Besitze des Verfassers.

„Ueber einem Jahr haben sie der welt genüzt: von Jakobstag zu Jakobstag mehr, näher zu sich die unsterblichkeit gerufen! Ist mein glükwunsch. (Ich kann keinen kuß mahlen. mpf)." —

Obwohl Lavater in diesem Briefe auch von dem „fühlenden Heß" schreibt und dieser damals seine poetische Periode hatte, wo er gern in hohen Regionen schwebte, so fühlte sich Heß doch durch die Ueberschwenglichkeit seines Freundes nicht angenehm berührt und sprach dieß offen gegen ihn aus. Zur gegenseitigen Charakterisirung genügt es, eine Stelle aus dem folgenden Briefe Lavaters anzuführen, datirt 3. August 1759, worin er sich gegen Heß vertheidigt[1]):

„Ich mache die Freundschaft nicht zum Buchstaben, mein Lieber! Du kannst ein sanft wallendes, liebendes Herz nicht regieren, es regiert dich; es empfindet zu feurig, als daß es nöthig hätte, sich von Tinte und Feder zwingen zu lassen, die Lücken des Gefühls mit gemachten Sentiments zu füllen. Mich dünkt, möcht ich sagen, dein Gefühl sei noch nie heiß aus der Feder geflossen — ich erfahre gerade das Gegentheil davon, daß das Gefühl unter der Feder erkalte. Werde nicht böse, mein Freund, daß ich dir bessere Nachricht von meinem, immer gegen dich gefühl- und liebevollen Herzen gebe. — — — Wir tragen eine natürliche Liebe zu denen, die uns bilden; die Liebe gegen die, welche uns zur Empfindung des Schönen bilden, ist edel und kömmt sie von einem nicht fühllosen Herzen, unauslöschlich. ‚Ich bin, ich werde dein Freund sein', sagst du. Daß ich es in dem höchsten in diesem Leben möglichen Grad bin, getraue ich mir zu sagen. Es ist wahr, wir finden selten einen, den man ohne einige Ausnahme Freund nennen kann, allein, so weit man's in diesem Leben in der Freundschaft

---

[1]) Vgl. G. Geßner J. C. Lavaters Lebensbeschreibung 1802 I, S. 83.

bringen kann, so weit hab ich's gegen dich gebracht oder will es noch bringen."

Trotz dieser feurigen Freundschaftserklärung Lavaters blieb Heß ziemlich kühl. 1801 schrieb er seinem Freund Pfarrer J. C. Sulzer in Winterthur gelegentlich: „Auch äußerte sich wirklich seine (Lavaters) Anlage als Student noch sehr still und bescheiden. Er lebte und wirkte noch in engem Kreise". Halten wir daneben, daß Heß zu jener Zeit voll Ehrgeiz nach dem Ruhm eines Dichters strebte, bereits im Verkehr mit Wieland stand und in einem vom 7. August 1759 datirten Briefe (abgedruckt in Wielands ausgewählten Briefen II, pag. 68 ff., Zürich 1815) desselben aus Bern für eine ihm zur Beurtheilung vorgelegte poetische Arbeit das übertriebene Lob einerntete:

„Die Stücke, welche Sie mir von Ihrem Gedicht mitgetheilt haben, bestärken mich in der großen Meinung, die ich von Ihrem Genie gefaßt habe. Sie müssen nichts Geringeres als ein deutscher Thomson werden." —

Da werden wir wohl begreifen, daß Heß etwas vornehm auf den Freund herabsah, dessen geistige Bedeutung noch nicht zu Tage getreten war. Lavater ließ sich zwar dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr in der Korrespondenz mit ihm fort und regte in einem Brief vom 4. Oktober 1759 die gegenseitige Besprechung eines bestimmten Themas mit den Worten an [1]):

„Ich will dir einige Sätze zum reifern Nachsinnen vorlegen: ‚Alles, was den Menschen in allen Absichten in dieser und der künftigen Welt glücklich machen kann, das wird dem Menschen auf die allerdeutlichste und erhabenste und gründlichste Art in der hl. Schrift gezeiget, so daß kein Buch in der Welt

---

[1]) Vgl. Geßner a. a. O. I, 102 f.

ist (welches den Zweck hat, uns weiser, tugendhafter und seliger zu machen), welches etwas beitragen könnte zu einer größern Weisheit, Tugend und Seligkeit, die zu erreichen uns die hl. Schrift nicht lehrte'. Das ist mein 1. Satz, diesen will ich behaupten, wenn deine Einwendungen verzehrende Wetter wären."

Doch Heß stand damals, zum tiefen Leidwesen seines frommen Vaters, der hl. Schrift so kühl gegenüber und hatte in vertrautem Verkehr mit Professor Bodmer und Breitinger sich so viel mehr für schöngeistige Interessen erwärmt, daß er keine Lust zeigte zur Fortführung dieses Briefwechsels, und dieser für geraume Zeit ganz einschlief. Lavater seinerseits schloß sich um so inniger an die mit Jakob Heß nicht verwandten Brüder Heinrich und Felix Heß an. —

Schon im Frühjahr 1760 machte Heß sein theologisches Examen und trat sodann, nachdem er bereits die Zurüstungen zu einer Reise nach England getroffen hatte, ein Vikariat bei seinem Oheim Caspar Heß, Pfarrer in Neftenbach, an. Gleichzeitig hatte er dessen 13jährigen Sohn Hans Jakob auf die höhern Schulen vorzubereiten, später noch einen Altersgenossen desselben. Er war daher in Neftenbach recht angebunden und kam nur selten nach Zürich, stand auch mit Lavater nicht in Korrespondenz, wohl aber in Verkehr durch die beidseitigen Freunde Heinrich Füßli, Felix Nüscheler, Leonhard Usteri und Wilhelm Schinz. Mit den beiden Erstgenannten und Lavater übte er sich in poetischer Uebersetzung kurzer klassischer Poesieen wie in selbständigen Dichtungen.

Lavaters und Füßlis muthiges Vorgehen gegen Landvogt Grebel im Herbst 1762 bewirkte, daß Heß seinen früher nicht recht gewürdigten Freund nun warm ins Herz schloß. Unter Bodmers und des von ihm hochverehrten Rousseau Einfluß war auch er in eine patriotische Begeisterung gerathen und gehörte zu den Eingeweihten, die Andeutungen über Lavaters und Füßlis

Vorhaben empfangen hatten. Er hatte auch den Muth, in den „Freymüthigen Nachrichten“ vom 9. Februar 1763 unter dem Titel: „An das Vaterland“, ein Loblied auf die edeln Jünglinge L. und F. zu veröffentlichen. Behelligt wurde er deßwegen nicht, obwohl man allgemein in ihm den Autor vermuthete. Als ihm kurz darauf die beiden muthigen Patrioten einen Abschiedsbesuch in Neftenbach gemacht hatten (sie verreisten im März 1763 nach Berlin), schrieb Heß an F. Nüscheler (14. April 1763): „— — Ich habe Ursache zu denken, wir hätten, wenn er (Lavater) länger hier geblieben wäre, noch besser einander gekannt und die Veranlassung unserer Freundschaft, ein jugendlicher Wetteifer, hätte sich gänzlich in brüderliche Vertraulichkeit verloren. Sie verstehen mich, was ich sagen will. Die Freundschaft bleibt aber gewiß zwischen ihm und mir so wahr und unsterblich, als die unsere sein soll — —“.

Dieser Freundschaft gab Heß auch in einer „Ode an meinen reisenden Freund Herrn L.“ Ausdruck, die in den „Freymüthigen Nachrichten“ vom 29. Juni 1763 anonym erschien.

Die Freundschaft wurde während Lavaters Abwesenheit im Norden theils durch direkte Korrespondenz, theils durch Vermittlung des Lavater'schen Herzensfreundes, Heinrich Heß aus dem Oetenbach, mit dem Jakob Heß nun auch in herzlichen Verkehr trat, weiter gepflegt. Freimüthige politische Betrachtungen und Berichte bildeten den Haupttheil der letztern Korrespondenz.

Als Lavater im Frühjahr 1764 nach Zürich zurückkam, begann bald wieder ein regerer Verkehr zwischen den Freunden, und Heß war Lavater sehr dankbar, daß auch dessen zweiter Herzensfreund, der reichbegabte, leider aber früh verstorbene Felix Heß ihm als Freund zugeführt wurde. —

Schon 1763 hatte Heß begonnen, seinen Plan, ein Leben Jesu zu schreiben, auszuführen. Es ist daher begreiflich, daß diese Arbeit mit den Freunden besonders fleißig besprochen wurde.

Es weht eine recht freie Luft in diesen Briefen und die Freunde sind in dieser Hinsicht eines Sinnes. So schrieb Lavater an Heß (12. April 1765): „Fürchte dich bei der Paraphrase der Bergpredigt nicht, so heterodox zu sein als es Jesu war!" Lavater sprach wiederholt seine Freude an dem fortschreitenden Werke aus, veranlaßte und vermittelte den Abdruck eines Probestückes daraus (1. Buch des 3. Kapitels) in dem 10. Stück der „Lindauer Nachrichten", recensirte auch den 1. Band des Werkes ebendaselbst unter voller Zustimmung in fast überschwänglicher Weise.

Anderseits hat Lavater seine Arbeiten Heß zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt und ihn nicht vergeblich zur Mitarbeit an dem von ihm herausgegebenen „Erinnerer" beigezogen. Auch das lebendige Bestreben, in gemeinnütziger Weise nicht nur einzelnen Armen zu helfen, sondern das Schulwesen zu heben, das Landvolk zu belehren und zu veredeln, war ihnen Beiden gemein, nicht minder die Unzufriedenheit über allerlei Mißbräuche im Staatsleben und die Lust, sie aufzudecken und abzustellen.

Lavater schrieb nach einem Besuch in Neftenbach, dessen Pfarrherr allerdings außer durch Geist, Gemüth und frommen Sinn durch ungewöhnliche theologische, philosophische und litterarische Bildung sich auszeichnete und auf Heß den heilsamsten Einfluß ausübte (22. März 1765):

„Ich weiß keinen Ort in der Welt, wo ich Alles, was den Umgang mit Menschen und Freunden angenehm machen kann, in einem solchen ausnehmenden Grad vereinigt finde, als Neftenbach: Edle Einfalt, heitere wechselseitige Freimüthigkeit, Liebe, Anmuth, Gefälligkeit, Nachsicht gegen gewisse, den Vorurtheilen unerträgliche Freiheiten — Tugend, Herz, Freundschaft, Großmuth, Religion, Alles, was die Seele erheben und vergnügen kann, Alles das haben wir, theuerste Freunde, in Ihrem Schooß gefunden und genossen."

Dagegen soll nicht verschwiegen werden, daß Heß von Besuchen bei Lavater einen weniger befriedigenden Eindruck hatte. Wie vielen Andern war ihm Lavater zu unruhig, zu sehr aller Welt Freund. In Beziehung darauf schrieb er (2. April 1766) an Felix Nüscheler, der auch darüber geklagt hatte: „Allemal, wenn ich gen Zürich komme, habe ich den besten Theil des Vergnügens, das ich dort genieße, Ihnen zu danken. Ihr Haus und Umgang ist mir im Vergleich vieles Andern, was der Sabbath in Vergleichung mit andern Tagen ist. Besonders ist mir das lieb, daß Sie für einen Freund immer daheim, nie außer der freundschaftlichen Disposition, nie von Geschäften erkältet und erstarret, nie mit Vertraulichkeiten gegen Jedermann überladen sind. Ich hoffe, Sie verstehen mich!" —

Gerade um jene Zeit gab Lavater seinem Freunde noch einen besondern Grund zur Unzufriedenheit. Jener hatte bei Anlaß eines Besuches im Amthaus Embrach A. Maria Schinz von Zürich, die Schwester des dortigen Amtmanns, kennen gelernt. Sie war 9 Jahre älter als er, hatte aber so vorzügliche Eigenschaften, daß er trotz dem Altersunterschied sich ernstlich in sie verliebte und sich um sie bewarb. Seine stolze Mutter aber setzte trotz lebhafter Fürsprache von Professor Bodmer und Felix Heß einer Verbindung mit der ihr zu wenig vornehmen und zu wenig reichen Tochter einen so entschiedenen Widerstand entgegen, daß Felix Heß aufs Tiefste empört war und Lavater nachgeben mußte, wenn er seinem schon früher ausgesprochenen Grundsatz betreffend Wahl einer Gattin treu bleiben wollte: „Vor Allem aus muß sie meinen Ältern gefallen".

Jakob Heß war auch einer der Eingeweihten und hatte sich der Wahl des Freundes aus ganzem Herzen gefreut. Daß nun Lavater um des häuslichen Friedens willen von seiner Werbung zurücktrat, konnte er wohl begreifen; aber um so entrüsteter war Heß, daß Lavater im gleichen Briefe an ihn schreiben konnte

(11. April 1766): „Meine Wünsche und Hoffnungen sind leider tief unter das Eis gesunken" und wenige Zeilen nachher: „Es kann sein, daß ich mich jetzt sehr bald auf eine andere Person lenke. Meine Eltern sähen es gar zu gerne. Es wird sich innert 8 Tagen Vieles aufheitern". Am 6. Mai feierte er denn auch bereits seine Verlobung mit Jfr. Anna Schinz, Tochter des angesehenen Obervogts und Kaufmanns Schinz! Heß überwand seinen Aerger und gratulirte in einer hübschen Ode. Das Interessanteste aber ist, daß die Perle, die Lavaters Mutter mit Füßen getreten, ihm selber mehr und mehr ans Herz wuchs und Anna Maria Schinz am 18. September des gleichen Jahres Hessens Braut ward. Auch diese Verlobung that der Freundschaft keinen Eintrag und jeder der beiden Freunde hatte sein Leben lang Grund, sich seiner Wahl zu freuen. Lavater schrieb am 3. Juli 1767 an das 3 Tage vorher kopulirte Ehepaar: „Ich fühle Euer Glück vielleicht stärker als es irgend Jemand fühlt. Ich freue mich schon lange über die prädestinirte Schicklichkeit Eurer Verbindung. Ich verspreche Euch und uns unendlich viel Vergnügen davon und der Dichter, der Biograph, der Freund Heß wird unendlich viel dabei gewinnen. Die Welt wird, ohne die Quelle zu kennen, süßre Wasser des Lebens zu trinken bekommen. — Eben jetzt kömmt meine liebe Frau, liest hinter mir, was ich geschrieben, küßt mich und sagt: ‚Wünsche Ihnen, daß sie so glücklich seien wie wir; mehr wäre zu viel, mehr unmöglich!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im April 1760 bekam Lavater sein erstes Amt, das Diakonat an der Zürcherischen Waisenhauskirche; Heß dagegen mußte noch 8 lange Jahre warten, bis ihm eine Stelle übertragen wurde. Erst 1777 ward er Diakon am Fraumünster in Zürich. Während Lavater stets in Zürich wohnte, bezog Heß nach seiner Verheirathung zunächst eine Wohnung in Kloten und

um Ostern 1770 eine solche im Zeltweg bei Zürich. An beiden Orten privatisirte er und widmete sich mit ganzer Kraft dem biblischen Studium und schriftstellerischen Arbeiten. 1768 erschienen die beiden ersten Theile seiner „Geschichte der 3 letzten Lebensjahre Jesu“, 1773 die beiden letzten (5. und 6. Theil). Jahr für Jahr folgten weitere Schriften, in denen er die Früchte seines emsigen Bibelstudiums niederlegte und mit denen er viel Anerkennung erntete.

Nicht minder eifrig widmete sich Lavater der schriftstellerischen Thätigkeit. Während seine 1767 erschienenen Schweizerlieder und das christliche Handbüchlein allgemeinen Beifall fanden, so forderte er freilich mit seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ (3 Bändchen 1768—73) viel Widerspruch heraus.

Es ist sehr bemerkenswerth, wie in dieser Zeit, nämlich mit Beginn des Jahres 1769, Lavater von Heß, nachdem dieser selber eine innere Wandlung durchgemacht hatte, einen kräftigen, religiösen Anstoß empfing. Hiebei darf um so eher etwas länger verweilt werden, da keiner der bisherigen Biographen davon Kenntniß gehabt zu haben scheint.

Im Januar des Jahres 1769 ging mit Heß eine sein ganzes Leben lang nachwirkende innere Umwandlung vor sich, über die er sich sowohl in Privatbriefen als auch der Oeffentlichkeit gegenüber in der schnell niedergeschriebenen Schrift: „Gedanken eines Geistlichen über die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen“ und gelegentlich auch in spätern Schriften aussprach. Es ging ihm nämlich über seinem Forschen auf einmal ein Licht auf über den Plan der göttlichen Offenbarung in der hl. Schrift. „Wo ich vorher“, schreibt er am 20. Januar 1769 an Helfer Waser in Winterthur, „nichts als abgebrochene Stücke sah, die mir freilich, einzeln betrachtet, schön vorkamen; aber eben darum, weil ihnen der Zusammenhang zu mangeln schien, keinen überzeugenden Beweis ihrer Göttlichkeit mit sich führten,

da sah ich nun ein zusammenhängendes Ganzes, ein Werk, das sich durch seine innere Fürtrefflichkeit, durch seine handgreiflichen Spuren einer göttlichen Einrichtung und Anstalt so stark empfiehlt, daß ich nun wirklich keine äußern Beweisgründe mehr nöthig habe, um mich mit überzeugtem Verstande und mit vollem Herzen zur Lehre des Christenthums zu bekennen."

Wer des Nähern wissen will, was für einen besondern Plan der Offenbarung Gottes Heß in der hl. Schrift entdeckt habe, findet darauf die umfassendste Antwort in seinem Buch: „Von dem Reiche Gottes. Ein Versuch über den Plan der göttlichen Anstalten und Offenbarungen" (1774) und die prägnanteste in dem „Kern der Lehre vom Reiche Gottes" (1819), der reifsten Frucht seines Bibelstudiums.

Heß ist von dieser Zeit an ein anderer Mensch geworden.

Statt wie bisdahin zu hungern und zu dürsten nach Sättigung seines Ehrgeizes, nach Schriftsteller= und Dichterlorbeeren, hungerte und dürstete er hinfort nach der Gerechtigkeit, suchte bloß noch die Ehre bei dem Herrn uud forschte in der Bibel aus reiner Herzenfreude.

Während mehrere der Freunde etwas ungläubig lächelten über Hessens Entdeckungen und die Wandlung in seinen Ansichten, machten sie auf Lavater den tiefsten Eindruck und führten für einige Jahre zu einem besonders lebhaften Gedankenaustausch zwischen Beiden. Hessens bezügliche Briefe an Lavater scheinen verloren gegangen zu sein, aus Lavaters Briefen an Heß mögen dagegen eine Reihe von Stellen angeführt werden. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Freunde in dieser Zeit einander sehr viel besuchten und in öfters halbtagelangem Zusammensein Alles und Jegliches rückhaltlos miteinander besprachen.

Lavater an Heß (21. Februar 1769): „Ich habe das ganze Neue Testament durchlesen, um Alles, was vom Reich Christi, Himmelreich, zukünftigen Leben, Gericht, Auferstehung darin steht,

auszufinden und zu klassifiziren. Welch ein Licht geht mir auf! Jetzt sehe ich; ich glaube nun nicht mehr um Deiner Rede willen".

Lavater an Heß (25. Februar 1769): „Ich habe Dir, glaub' ich, schon gesagt, daß die Vorrede zu den Aussichten (in die Ewigkeit) die Censur passirt hat. Diese Vorrede läßt sich ziemlich tief in unsere gegenwärtige Lieblingsuntersuchung ein. Es sind aber doch mehr Winke für die Verständigen als ein ordentlicher zusammenhängender Vortrag, ungefähr ein Kommentar über Deine Worte in Jerusalems [1]) Anwort. Ich ziehe Dich an, nicht Dich zu loben, sondern nur der Welt zu sagen, daß auch Leute, die man nicht für Schwärmer hält, es unschwärmerisch finden, diese Lehren zu behaupten".

Lavater an Heß (28. August 1769): „— — Die Stunde der Erleuchtung kommt! Die Nacht soll vergehen; aber wir müssen forschen und arbeiten und Gott bitten, daß er Arbeiter in seine Ernte aussende".

Lavater an Heß (9. September 1769): „— — Erstaunen muß ich auch über das Licht, das uns seit dem Anfang dieses Jahres aufgegangen ist. Das macht mir viel Muth, weil die Erkenntniß des Gottes Christi das ewige Leben ist; weil wir ohne dieselbe überall im Dunkeln wandeln, so habe ich keine Ruhe in meinem Geist, bis ich diese mit Gebet errungen habe. Aber, allmächtiger Gott, werden wir auch redlich und standhaft sein, die Wahrheit zu bekennen, die uns Gott gewiß offenbaren wird? Leben wir noch 2 Jahre und suchen die Wahrheit mit Einfalt und Gebet — was werden wir finden? .... Ich rede jetzt in meinen Predigten fast nichts als biblisch, weil ich den

---

[1]) Lavater hatte Heß am 16. Januar 1769 einen Brief an Abt Jerusalem zur Einsicht und zur beliebigen Aenderung übersandt.

Geist noch nicht habe und also nur noch in meinem und nicht in Christi Namen und von ihm bevollmächtigt rede".

Lavater an Heß (17. September 1769): „Vor Allem aus, liebster Freund, muß ich Dir sagen, daß unser liebe Heinrich Heß überzeugt ist, daß die Verheißung des Geistes allgemein und dieser Geist etwas von allem Natürlichen zu Unterscheidendes ist. Danke Gott mit mir, daß er deine Bemühung gesegnet und mein dringendes Gebet am Sonn- und Montag so bald erhört hat.

„Mich dünkt auch, wir müssen unserm Gesuch an Herrn Antistes nicht die Form eines Memorials, sondern eines freundschaftlichen Briefes geben — —."

„Erstaunen wirst Du, wenn Du den Verstand der beiliegenden in Versen abgefaßten Ziffern verstehen und erfüllt sehen wirst."

Einige Tage später schreibt Lavater an Heß:

„Der Sinn der Inschrift ist:

Gott, erhöre mein Flehen und ruf' ihn wieder ins Leben
Meinen entschlafenen Heß, daß alle Menschen erkennen,
Bis zum Ende der Welt sei Alles dem Glaubenden möglich!"

„Ich bete dessenungeachtet vor Allem aus um den hl. Geist; aber ich habe sehr viele besondere Gründe, warum ich inzwischen für dies seufze. Ich bitte Dich aber herzlich, hievon keinem Menschen nichts zu sagen. Der natürliche Mensch fasset die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind; sie sind ihm Thorheit."

„Die erste Stunde, die ich missen kann, komme ich zu Dir, um da den Schatz Deiner Schätze einzusammeln. — — Deinem Entwurf zu Antistes Brief sehe ich mit Verlangen entgegen."

Heß erschrak, daß Lavater im Glauben an das Fortwirken der Wundergaben und die Kraft des Gebets der Gläubigen so weit gehen konnte, einen Todten wieder lebendig beten zu wollen. Wenn er während eines halben Jahres in der Freude über den

gewonnenen tiefen Einblick in die Geheimnisse der Offenbarung Gottes fast rückhaltlos Hand in Hand mit Lavater geforscht und mit ihm nicht nur an der Bibel, sondern auch an den Schriften des alten Felgenhauer sich gefreut hatte, mahnte er nun Lavater zu größerer Nüchternheit und gründlicherer Prüfung, indem er gegen Lavaters unabgeklärte Wunder- und Geistes-theorie[1]) verschiedene Einwände erhob. Hierauf beziehen sich folgende Stellen:

Lavater an Heß (28. September 1769: „— — — Wenn ich Herr meiner selbst wäre und mich nicht in gewisse Verbindlichkeiten eingelassen hätte, so wollte ich kein Wort mehr schreiben, Alles auf die Seite setzen, Deinem freundschaftlichen Rath herzlich gerne folgen, Palingenesie, Aussichten (in die Ewigkeit) und Alles fahren lassen. Es ist mir aber so unmöglich, als es mir unmöglich ist, meine wöchentliche Sonntagspredigt auf die Seite zu setzen, ungeachtet ich es theils verwegen, theils für mich sehr genant finde, ohne den Geist zu predigen. Mein Verleger treibt mich — —".

Lavater an Heß (4. Oktober 1769): „Mit nicht geringer Befremdung habe ich Deinen Brief gelesen. Ich erstaune, wie es möglich gewesen, daß Du auf einmal alle die von mir angeführten Stellen vergessen kannst, die es schlechterdings entscheiden, daß Geist und Wundergaben in der Wirkung einerlei und daß Wundergaben Allen verheißen sind. . . . Die Verheißungen Jesu vom Gebet, vom wunderthätigen Geist ad extra lasse ich mir durch ein paar Stellen, wo moralische Kräfte als Wirkungen des Geistes vorgestellt werden, nicht aus den Augen jagen. Diese sind so häufig, so allgemein, so bestimmt, mit so vielen Beispielen

---

[1]) Lavater hatte im September 1769 seine „3 Fragen von den Gaben des hl. Geistes" im Druck in die Welt ausgehen lassen.

bestätigt, daß ich Deine Behauptung, daß sich bei dem Wiedergebornen nur zuweilen göttliche Kräfte äußern, ganz und gar nicht billigen kann, wenn ich Dir gleich zugebe, daß die wirkliche Umschaffung die Hauptsache und gleichsam die Quelle des andern sei. . . . . Was Du von der Liebe durch den Geist sagst, hat seine Richtigkeit. Wer aber eine solche Liebe hat, der hat auch die Freiheit, zu bitten, was er will, und also Wunderkräfte — —".

Am 30. Dezember 1769 schreibt Lavater an Heß: „— — Sehr wichtig ist dieses Jahr für uns! unaussprechlich wichtig! Laßt uns ja nicht vergessen, zu danken und zu beten um ganze, kindliche, beständige Redlichkeit!" — —

Im Laufe des folgenden Jahres gingen der beiden Freunde Wege wieder mehr auseinander. Der unruhige Lavater war unvorsichtig genug, in Beziehung zu der zweideutigen Schwärmerin Frau Rinderknecht in Oberstraß zu treten[1]), „die uns", schrieb er am 14. März 1770 an Heß, „in ihren moralischen und dem unmittelbar und wesentlich damit verbundenen Wunderglauben sehr weit übertrifft. Sie hat wirklich schon psychologische und physische Wunder erglaubt und durch ein kindlich Liebesgebet erbetet". Heß dagegen arbeitete sich in gründlichster Weise immer tiefer in die hl. Schrift hinein und rang sich in der Stille zur Klarheit hindurch. Dies hinderte ihn nicht, muthig für Lavater einzustehen, wenn er um unvorsichtiger Aeußerungen und Verbindungen willen angefochten wurde. Sein hypochondrischer Freund, Professor F. Rüscheler, schrieb ihm bissig über Lavater (4. Januar 1770): „. . . Der Inhalt aller Journale und Gespräche der Stadt, der Einen Bewunderung, der Andern Gegenstand der Widerlegung, der Vertraute und Almosner der Vornehmen und Reichen, die Anbetung des Pöbels, der Gegner

---

[1]) Vgl. Geßner a. a. O. II, 55 ff.

der Spalding und Jerusalem, das Haupt von Partheien zu sein, der Liebling der Buchdrucker und die Beschäftigung des Malers und Kupferstechers: an zehn Orten und zehn Gesellschaften an einem Abend gegenwärtig zu sein, allenthalben das Wort an sich reißen, Orakel reden, den Furchtsamern niemals zum Wort kommen zu lassen, das ist in ihren Augen groß . . . . doch schwindelt man oft auf dieser Höhe und man merkt es . . ."

Heß antwortete ihm darauf u. A. (2. Februar 1770): „ . . . Ich bin noch der Meinung, daß Sie ihm zu viel thun. Sehen Sie die Sache von der besten Seite an! Ein Mensch wird nicht so leicht beurtheilt. Werden Sie mir's glauben, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mich immer für besser gehalten haben als ich war und ihn immer für schlimmer als er war? Noch einmal, ich möchte nicht, daß Ihre Meinung von ihm, Sie an der allerfreisten, gelassensten Untersuchung seiner Gedanken, die freilich zum Theil auch die meinen sind, störte — —".

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Verhältniß zwischen Lavater und Heß in den spätern Jahren läßt sich mit wenig Worten schildern: Auf dem gleichen Glaubensgrunde stehend, mit warmem Herzen für Kirche, Vaterland, Bedürftige, mit regem Interesse für die Weltbegebenheiten und die Litteratur blieben sie stets in regem Verkehr, hielten freundschaftlich zusammen und bewahrten dabei Jeder seine Selbstständigkeit. Keiner von Beiden nahm Bedenken, dem Andern offen seine abweichende Meinung herauszusagen, ihn zu warnen oder zu tadeln. Besuche, die sie erhielten, führten sie wo immer möglich einander zu, Briefe theilten sie einander mit, Schriften legten sie einander zur Begutachtung vor und Dritten gegenüber standen sie stets für einander ein. Zusammen mit Helfer Pfenninger und Tobler galten sie, vermöge ihrer litterarischer Thätig-

keit, frühzeitig weit herum in deutschen Landen als hervorragende Vertreter biblischen Christenthums, so daß sich die Blicke vieler Christen hoffnungsvoll und sehnsüchtig nach Zürich richteten.

Jeder von Beiden würdigte und nutzte die Eigenart des Andern: Heß die Feurigkeit, Liebesfülle, Furchtlosigkeit und Initiative Lavaters, dieser die Gelehrsamkeit, Bibelkenntniß, ruhige Stetigkeit, Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit Hessens. Jeder von Beiden wünschte aber auch zeitweise dem Andern mehr von seinem eigenen Temperament. Bezeichnend ist in dieser Beziehung Lavaters Wink an Heß: „Bitte du um Wärme; ich will um Kühlung bitten!" (5. Mai 1775) und seine Inschrift zu einem Bildniß von Heß:

„Sieh im leuchtenden Aug' den stillen, forschenden Denker!
Wer durchschaut sie wie er, die Offenbarungen Gottes,
Kennt und zeichnet wie er den Offenbarer der Gottheit?
Gib ihm, Geist aus Jehovah, noch Heldeneifer zur Weisheit;
Alsdann schlägt er mit dir den alten eisernen Irrthum
In den Staub und ihm dankt der laute Segen der Enkel!"

(16. Februar 1772.)

Im Uebrigen sei verwiesen auf die feine Charakterisirung Hessens in Lavaters Physiognomik (44. Fragment). —

Nun gab es aber gewisse außerordentliche Anläße, wo Heß und Lavater noch in besondere Beziehung traten. Die bei diesen Anläßen geführten Korrespondenzen sind recht charakteristisch.

Im Frühling 1775 erschien aus der Feder des jungen Professors J. J. Hottinger in Zürich, jedoch anonym, das Staub aufwirbelnde Sendschreiben eines Zürcher-Geistlichen an den Verfasser der Nachrichten von den Zürcher-Gelehrten. Lavater — dieser war gemeint — wurde darin in unwürdiger Weise lächerlich gemacht. Näheres darüber findet

sich bei Geßner (a. a. O. II, 155 f.), der jedoch unrichtig schreibt: „Lavater schwieg und hätte sehr gewünscht, daß auch seine Freunde schweigen möchten; allein diese schwiegen nicht, forderten ihn auf zum Sprechen, umsonst“.

Lavater wollte im Gegentheil nicht schweigen, sondern an der nächsten Synode sich öffentlich rechtfertigen, holte aber darüber erst persönlich den Rath seines Freundes Heß ein. Dieser rieth ihm erst mündlich und andern Tags noch in eingehendem Briefe, datirt 5. Mai 1775, von seinem Vorhaben ab. Mit wohldurchdachten Gründen suchte er ihn zu überzeugen, daß eine Rechtfertigung an solcher Stelle einerseits nicht nöthig sei und andererseits mancherlei Mißdeutungen, neuen Streit und widerliches Geschwätz zur Folge haben, von Vielen auch nicht einmal verstanden würde. Ein Anderes könnte eher von ihm erwartet werden: eine gründliche exegetische Abhandlung über die von ihm aufgeworfenen Fragen über Glauben, Gebet und Gaben des hl. Geistes; denn an einer wissenschaftlichen Begründung seiner angefochtenen Aeußerungen darüber habe er es bisdahin fehlen lassen.

Lavaters Antwort und die darauf sich anschließenden Briefe werden im Folgenden wörtlich wiedergegeben, da sie für der beiden Freunde Denkart und Verkehrsweise recht charakteristisch sind.

Lavater an Heß (5. Mai 1775):

„Was Feind's Mund spricht,
Das kränkt mich nicht;
Wenn aber mich ein Freund verlacht
Wird meine Demuth irr gemacht“

heißt's in einem alten Liede. Du verlachst mich nicht, lieber Freund, aber Du mißkennst mich. Ich bin entschlossen, mich nicht gegen Dich zu vertheidigen; denn ich werde nicht angehört.

Wenn man mich oft genug erwischt hat, soll ich's nicht sagen dürfen: Ich lasse mich nicht mehr erwischen. Unbegreiflich und schmerzend ist's mir, daß Du nicht siehst, was ich will. **Ich verstehe diesen Vorwurf** und will erwarten, was daraus erfolgen wird, wenn ich deponire, was ich deponiren muß, wenn ich mich und meine Ueberzeugung nicht will zu Boden treten lassen. Ich weiß, was ich thun will und warum ich's thun will. Gott weiß es, der meine Schmerzen weiß, daß ich — nach nichts so sehr dürste als nach Wahrheit und daß ich voraussehe, wie ohne eine (sanfte, aber) entschlossene Deklaration — ich ewig das Spiel meiner Feinde und Freunde sein werde. Laß mich jetzt ruhig Gott und meinem Gewissen über. Ich will Gott um Licht und Ruhe bitten. Thu Du's auch. Bitte Du um Wärme, ich will um Kühlung bitten. Doch wenn ich heute stürbe, ist mein Herz von aller Empfindlichkeit rein. Hier wäre gewiß keine Kühlung nöthig. S[teinbrüchel] und H[ottinger] Freude zu machen, würde mir innige Freude sein, aber frei und öffentlich, edel und brüderlich will ich sagen, was die Frage, die Zeitumstände, die Ueberzeugung meines Herzens, die Wichtigkeit der Wahrheit erfordert. Die gestern gegebenen Rathschläge werde ich befolgen — kurz, plan, deutlich, sanft werd ich reden — daß Du nicht für mich erröthen sollst — ich's nicht bereuen soll. Aber reden will ich, wenn Gott mich nicht hindert. Lebe wohl und hilf mir das anvertraute **Pfund** auf Wucher legen. J. C. L.

Heß an Lavater (6. Mai 1775): „Im Geist der Ruhe will ich Dir schreiben, mein Lieber; denn schweigen kann ich nicht. Nicht eben darum kann ich nicht schweigen, weil mein gestriger wohlgemeinter und wie ich hoffe wohl überlegter Brief soviel als gar nicht ist beantwortet worden; sondern weil ich sehe, daß Du in einer Unruhe bist, die für die vorhabende Deklaration oder Deposition gewiß sehr gefährlich ist. Nein, mein Freund,

nenne es Kälte, nenne es, wie Du willst, es ist doch die Sprache der Gründe, die ich mit Dir rede, und die Sprache, die in Deinem gestrigen Billet spricht, ist es nicht, wenn mich anders nicht Aug und Ohr und jeder Sinn trügt. Lieber Freund, Du sagst, Du werdest nicht angehört — werd ich es denn? — Doch zur Sache. Ich muß, ich muß noch einmal über die Hauptsache reden.

„Du willst deponiren — Wahrheit deponiren. Und was denn, mein Freund? — Die Lehre selbst nicht — denn die hast Du in den vermischten Schriften so stark deponirt, als es immer geschehen konnte, und vor der ganzen Welt deponirt. Nur daß es jetzt um ausführlichere Entwicklung der dort zusammengedrängten Gründe zu thun wäre. Es ist doch nicht etwas, das Dir auf dem Herzen läge, das Du noch nie heraussagen können oder dürfen und es darum jetzt dem Synodus in den Schoß schütten möchtest. Dies fände allenfalls statt, wenn Dich bisher die Censur, oder irgend ein anderes Forum gehindert hätte, Deine Gedanken hievon öffentlich zu sagen. Was man schon auf den Dächern predigt und ungehindert predigt, das muß man ja nicht erst in einer Stube deponiren.

Oder wolltest Du die Wichtigkeit der Sache deponiren? Wolltest Du dem Synodus deklariren, sie sei Dir über alles angelegen, und Du werdest Dich durch keinen Spott, durch keine intolerante Begegnung abhalten lassen, sie auszubreiten und stets ins hellere Licht zu setzen? Aber das ist es ja eben, was jedermann sonst von Dir glaubt und erwartet und nach Deiner bisherigen Art zu erfahren erwarten muß. Wie angelegen die Sache Dir sei, weiß doch Jedermann. Daß Du so schwach nicht seist, jedem Spott nachzugeben, weiß Jedermann. Daß jenes Verfahren intolerant gewesen, weiß und sagt Jedermann. Niemand lacht darum über Dich als einen Schwärmer, weil Du Deine Gründe für eine Schriftlehre ins Licht setzest, sondern

weil man glaubt, Du seiest zu nachgebend im Zulassen neuer Wunder und Zeichen. Und über dies willst Du Dich doch nicht eigentlich rechtfertigen. — Noch einmal denn, was willst Du deponiren? Ehemals glaubtest Du verbunden zu sein, darum, weil es eine neue, noch nicht erhaltene Lehre war, sie dem Synodus vorzutragen, weil Du Dir Bedenken machtest, sie sonst öffentlich, zumal in Predigten zu lehren. Nun, das wäre doch auch noch ein wichtigerer Grund gewesen, in dem Synodus aufzutreten. Nun kannst Du dies nicht wollen, da die Sache schon so lange in Predigten und Schriften betrieben worden. Und wenn sie ja überall vor den Synodus gehört, so gehört sie sicherlich unter dieser Gestalt vor den Synodus, als eine neue, noch nicht erhaltene Lehrmeinung. Und so willst Du sie nun doch nicht vortragen, sondern was Du auch immer deponiren magst, so trifft es doch nur das exegetische der Sache an. Oder das, welches Du noch darüber zu schreiben vorhast, welches aber für den Synodus als Synodus ganz und gar nicht gehört, worüber Er nicht deliberiren kann, was vorher wie nachher Deine Privatlehre bleibt. (Du willst sie ja doch nicht durch Autorität zur Lehre der Kirche erhöhen.) Kurz, was Du auch immer deklariren oder deponiren magst, so ist doch weder der Synodus edificirt, noch bist Du selbst um einen Schritt weiter gekommen.

„Und die gegenwärtige Lage der Sachen, in Rücksicht auf das, was der Synodus dabei zu thun hätte, ist nun eben darum die unschicklichste, weil man sich um dieser und anderer Sachen willen für und wider Dich partheiet hat. Wer wird nicht glauben müssen, jenes Büchelgen habe Dich so in Eifer gebracht, daß Du es dem ganzen Synodus klagen wollest? Und wenn man nun auch dies nicht glaubt, so wird man sich doch gleich, ohne recht zu wissen wofür, partheien. Es wird viel Redens, viel Einmischens Fremder, hieher nicht gehöriger Sachen absetzen.

Kaum der Zwanzigste wird den reinen exegetischen Gesichtspunkt im Auge behalten. Die Stadt wird des Dings voll werden, und wenn in oder nach der Synode hitzig von den Gegnern gesprochen wird, so wird der Magistrat glauben, jetzt sei es Zeit, auch ein Wörtgen zur Sache zu reden. Der gemeine Mann wird vielleicht stark für Dich Parthei nehmen. Aber die meisten Vernünftigern werden glauben, Du hättest schweigen können. Den Meisten wird es eine herumtragbare, an Mahlzeiten erzählbare Synodusneuheit sein und weiter nichts. Mit großem Bruit ist wenig ausgerichtet oder gar viel verderbt. Gehst Du in Deinem Vortrag gar nicht in die Sache selbst hinein, wie Du es doch nicht kannst, so muß mancher Pfarrer und Dekan erst noch seinen Nachbar fragen, was es denn antreffe? Mischt sich denn nun der Synodus wirklich drein, will er etwas verfügen, so ist die Sache schon insoweit dem Mehr der Stimmen unterworfen. Wo ist da Licht? Wo ist Ruhe? — Und wenn auch Beides in deinem Vortrag sein sollte, so wird es doch bei den Wenigsten der Zuhörer sein und bleiben, bis die Sache erörtert ist. Tausende gegen eins, mein Lieber, das heißt auf's Ungewisse kämpfen, es heißt fechten, als einer, der in die Luft schlägt."

„Und warum denn eben auf diesen Synodus? Warum nicht warten, bis sich die Gemüther gesetzt haben? Warum nicht wenigstens bis im Herbst, da Du unterzwischen, bei kühlerm Blut, an jene Abhandlung denken könntest, zu deren Kritik Du eben Niemand zum Voraus auffordern darfst, weil ja ein Jeder gern urtheilt und abspricht."

„Licht und Ruhe wollt ich Dir gerne zutrauen. Aber das gestrige Billet — ich weiß nicht, was es ist, mein Freund, daß ein geruhiges Abwägen der Gründe Kälte, das Nichtantworten auf dieselben oder das flüchtige Antworten Wärme heißen soll. Du redest von Mißkennen — vom Erwischen (nämlich, ich hatte Dich erwischen wollen!), von Vorwürfen — davon, daß Dich

Deine Freunde zum Spiel haben u. dergl. Hast Du denn, mein Lieber, den gestrigen Brief auch wirklich mit Stille gelesen? — Ich sollte aus dieser Antwort fast zweifeln. Ob es nun diesem auch so gehen werde, weiß ich nicht: aber das erkläre ich Dir, mein Freund, daß, wenn Gründe nicht mehr angehört, nicht mehr beantwortet werden, wenn anstatt dessen Seufzer und Klagen folgen, Licht und Ruhe keinen so festen Sitz mehr bei Dir hat als Du vielleicht glaubst. Ich fürchte, Du bist in einem Wirbel, der Dich fortreißt. So weiß ich auch nicht, ob ich in jenem Fall an jenes Versprechen des Stillschweigens noch gebunden bin, welches ich Dir in der Voraussetzung gethan, daß Du innert den Schranken der vernünftigen Ueberlegung bleiben würdest. Und das mußte ich voraussetzen, nachdem Du einmal mir Deinen Aufsatz gebracht und meines Raths darüber gepflogen hast. Ich bin Dein —."

Lavater an Heß (6. Mai 1775): „Was ich thue, das weißt Du izt nicht, Du wirst es aber hernach verstehen. Ich danke dir für deine freundschaftliche, ruhig wolmeynende, treue Güte herzlich. Izt Samstags morgen hab ich nicht Zeit, dir zu antworten. So viel aber kann ich Dich versichern, daß alle Deine Gründe in die Luft treffen".

„Alles übergangen vom Erwischen, vom Spiel meiner Freunde und Feinde, und, worüber ich mich ein ander mahl erklären werde, vom Mißkennen sag ich izt nur":

a) Ich will alle Mitglieder des Synodi aufmerksam machen auf eine Lehre, die mir sehr wichtig, den Meisten gleichgültig, vielen lächerlich ist.

b) Ich will sie bitten, mir zur Untersuchung derselben mehr als bisdahin behülflich zu sein.

c) Ich will mit gegenwärtigen Personen reden — damit ich an diese, wenn sie abwesend sind, schreiben dürfe.

Ich will sagen: „Brüder — alle Einwendungen, die mir gemacht worden, will ich Euch mittheilen (nebst einem Inbegriff meiner Meynung) und wißt Ihr noch mehrere, theilt sie mir mit — und ich will keine unbeantwortet lassen".

d) Ich will mir salvum conductum zu dieser Untersuchung ausbitten und ein nützliches, keckes, **sanftes** Wort wider Intoleranz und Partheisucht reden ꝛc.

„Wenn das nicht schicklich auf die Einfrage ist, nicht gerade simpel, nicht des Redenden und der Hörenden würdig ist — was ist's dann?"

„Gott weiß, den ich mit Thränen anrufe, daß mein Gemüth in Absicht auf das Sendschreiben und Verfasser ruhig ist, daß ich das zu sagen, was ich auf der vordern Seite gemeldet, für Pflicht, für unschädlich, für nützlich halte. Ich will Gott weiter bitten, mich zu leiten. Jetzt lebe ich; ob ich den Herbstsynodus noch erlebe, weiß ich nicht. Jetzt, da Alle, auch die Besten, wider die Lehre aufgebracht sind, ist's nöthig, die Redlichen aus Allen brüderlich zu erinnern — untersucht sie erst, eh ihr sie verdammt! Sie ist Schriftlehre. Helft mir untersuchen!" —

„Also Freund — wenn Du's edel und recht und nicht höchst sophistisch und untreu findest, das, was ich Dir vertraut, was Du Dir allein gesagt sein zu lassen, feyerlich versprachst, zu verrathen, ungeachtet ich dem wahren in Deinem Rath einfältig folge — ungeachtet ich alles, was Beleidigung scheinen könnte, weglasse — nun so thu's. Gewiß macht mich das nicht wankender, aber fester in meinem Vorhaben. Ich kann in Gottes Namen nicht begreifen, wie Du mein Beginnen nicht in der simpelsten Ordnung findest."

„Ich find es gut, vor Gott gut. Ich will weiter nachdenken und bethen. Wenn Du's mit Nachdenken und bethen thun kannst,

mich zu verrathen, so thu's und Gott wird mich auch dies mit Ruhe ertragen lehren, obgleich in dieser ganzen Sache mir nichts banger macht, nichts mehr Thränen kostet, als daß ich sehe, wie wenig Freunde ich habe und daß Du der Einzige bist, der sich meiner noch annimmt."

Heß an Lavater (undatirt): „Mein lieber Freund! Daß meine Gründe in die Luft treffen, ist leider wahr! Ich muß es Deiner ganzen Procedur ansehen. Bald sollt ich wünschen, Du hättest mir nichts von einer Sache gesagt, die so gar nicht mit Ueberzeugung behandelt wird. Auch jetzt noch muß ich sehen, daß Du noch keinen sichern Standpunkt hast, von dem Du ausgehen willst; daß Du nöthig glaubst, mit Geräusch zu thun, was ohne Geräusch geschehen könnte, daß Du schlechterdings zu Dir selbst gesagt hast: Es muß sein. — Verrathen werde ich Dich nicht; aber ich werde etwa einen unpartheiischen Freund zu Rathe ziehen — und thun, was Du thun solltest. Erlaube mir noch zu sagen, daß Du mir die dermalige eigentliche Lage der Sache, und was selbst in Absicht auf Deine Lehre gut wäre, nur gar nicht zu kennen scheinst. Dein Jakob Heß".

Heß ließ dieser kurzen Antwort sofort eine weitere, ausführlichere folgen:

„Da ich es bald aufgegeben hätte, meinen Freund eines Bessern zu belehren, haucht mir ein stiller Geist, den er selbst nicht verkennen wird, ob er gleich nicht im Sturmwind und nicht im Feuer wohnt, ein, ich soll ihm noch einmal schreiben; er werde endlich doch den stillern Gründen nachgeben und finden, daß sie das Uebergewicht haben.

„Ja, wenn ich jemals zu Dir gesagt hätte: Rede, schreibe weiter nichts von der Sache, die Dir am Herzen liegt, gib's auf, laß ab von Untersuchung und Behauptung derselben — so möchtest Du mit Recht auf mich unwillig werden. Aber wenn ich nur sage: Gib das, was Dir so heilig ist, nicht zur Unzeit

Preis; rede nicht zu der Zeit und an dem Orte davon, wo es eher schaden als nützen muß, so mußt Du mir ein Ohr gönnen oder Du fällst in denselben Fehler, welchen Du denjenigen vorwirfst, die Dir auf deine Fragen nicht antworten. Du antwortest auf Gründe nicht, sie doch nur auf Fragen.

„Du willst a) ‚alle Mitglieder der Synode darauf aufmerksam machen auf eine Lehre rc.'"

„Das kannst Du nun doch sicherlich nicht anders, als wenn Du dem Synodus die Lehre selbst vorträgst. Setzest Du voraus, sie sei den meisten Mitgliedern schon bekannt (nämlich in einigem Grade von Deutlichkeit und Richtigkeit), so irrst Du. Surdo narras fabulam. Der Synodus merkt wohl so viel, daß Du von einer neuen Lehre sprichst, von der er auch wohl schon einige sehr dunkle Begriffe aus den Gerüchten haben mag. Er erwartet, Du werdest in einen deutlichen und populären Vortrag derselben dich einlassen (der aber so gar kurz nicht sein dürfte, weil die Sache befremdend und ein Mißverstand so gar leicht möglich ist) — und kein solcher Vortrag erfolgt! — Willst Du den Synodus auf die schon herausgegebenen Schriften (die Fragen rc.) verweisen? — Gesetzt, daß dies mit Bescheidenheit geschehen könnte, so sind doch eben diese Schriften nicht so, daß man ohne weiteres ein solches Auditorium auf sie verweisen kann. Also wirst Du Dich in die Sache selbst einlassen müssen; denn durch bloße Bezeugung, wie wichtig Dir die Sache sei rc., machst Du die Zuhörer nicht so fast auf die Lehre, als auf Deinen Enthusiasmus (im bessern Sinn) aufmerksam. Wolltest Du aber Dich in die Lehre selbst einlassen, so dürftest Du gar nicht so kurz darüber hinschlüpfen. Du müßtest dogmatisiren — nicht bloß versprechen, daß Du's in einem Buche thun wollest, sondern es zum Theil gleich auf der Stelle thun. Oder man weiß nicht, was es ist, zu dessen Untersuchung man Dir (laut Nr. b) behülflich sein soll. Du magst nun aber von der Lehre

selbst wenig oder viel sagen, so bin ich nun völlig der Meynung, sie lasse sich zur Ueberzeugung ganz und gar nicht so ilosiert vortragen, wie Du sie bisher vorgetragen. Es ist in der That nicht so fast eine besondere Schriftlehre, die aus einzelnen Stellen oder Beispielen herausgebracht werden müßte, als eine nähere Determination der Lehre vom Glauben an Gott und den Messias überhaupt, eine Anwendung dieser Lehre auf mehrere Fälle (worüber ich mich ein andermal näher erklären will). Allemal bleibt das wahr, was ich von dem Vortrag derselben im Synodus gesagt."

b) „Du willst ‚den Synodus bitten, Dir zur Untersuchung derselben mehr als bisdahin behülflich zu sein'."

„Mehr als bisdahin? Du hast ja ²/₃ des Synodus jene Fragen nicht einmal zugeschickt — hast keine Aufforderung an sie gelangen lassen (und mit allem Recht, Du hättest gar zu seltene Antwort bekommen). Warum sollten sie Dir denn bisdahin behülflich gewesen sein? Nein, ich wünschte nicht, daß sich der Synodus oder auch nur der größere Theil eben in diese besondere Untersuchung einließe. Gewiß würde er Deinem Untersuchen 1000 Mal eher verhinderlich als beförderlich sein. Du kennst ja doch unsern Synodus. Kann's Dir auch wohl ernst sein, mein Lieber, bei der Bitte, der Synodus möchte Dir bei Untersuchung dieser Lehre behülflich sein? O nein, so überzeugt Du davon bist, kannst Du nicht erst wünschen, daß Deine Brüder Dir die Untersuchung erleichtern möchten. Und wie könnten sie's auch, um aller Liebe willen! Ist aus der exegetischen Sache (dafür sahst Du sie bisher einzig an) eine Synodal-, eine Conciliensache geworden? Erwartest Du von daher mehr Beihülfe zur Untersuchung, als von dem stillen Mitstudiren des Einen und Andern, der aber eben darum nicht im Synodus aufgefordert werden darf? Mir ist, ich seh' es, wie mühsam, wie verlegen

machend Dir diese Beihülfe zur Untersuchung werden dürfte. Nein, das kannst Du vom Synodus oder seinen meisten Mitgliedern nicht erwarten. Und wenn Du auch Gehör fändest, so gewänne die Sache nichts dabei!“

c) „Ich will mit gegenwärtigen Personen reden, damit ich an sie, wenn sie abwesend sind, schreiben dürfe. Ich will sagen: Brüder, alle Einwendungen, die mir gemacht worden, will ich Euch mittheilen (nebst einem Inbegriff meiner Meinung); wißt Ihr noch mehrere (!!!), theilt sie mir mit und ich will keine unbeantwortet lassen (!!!).“

„In Wahrheit, ich mußte bei dieser Stelle lächeln. Der liebe, geplagte Mann! dachte ich, der so viel Mühe hat, Korrespondenzen abzulehnen, damit sie ihn nicht übertäuben. Will gar den ganzen Synodus zur Korrespondenz auffordern. O du Lieber! dachtest Du auch wohl, was Du schriebst, als diese Zeilen Dir von der Feder herabflossen? — Schreiben willst Du? — Allen? Oder Jedem? Eins ist so seltsam wie das andere. Schickst Du einen Brief an Alle, so wird doch ein Jeder seine besonderen Einwendungen machen (und deren werden mehr sein als des Sandes am Meer). Und Jedem willst Du auf seine Einwendungen antworten? Weißt Du denn nicht, mein Lieber, daß 1. auch bei der klarsten Wahrheit sich's oft unmöglich auf alle Einwendungen antworten läßt. — und 2. daß der Briefwechsel mit einer Antwort noch nicht geendet ist; sondern Jeder seiner Einwendung so viel Schein geben wird, daß Du ihm 2—3 Mal antworten und endlich doch die Ueberzeugung aufgeben mußt? Und wie stehen wir dann, wann nun 1/2, 1 Jahr lang Briefe mit den Ministris sind gewechselt worden, und die Decani und die Camerarii, die in den Kapiteln den Ton geben, doch noch nicht Deiner Meynung sind? Willst Du dann noch einmal vor dem Synodus auftreten und um mehrere Beihülfe bitten?

„Wißt Ihr noch mehrere, theilt sie mir mit — und ich will keine unbeantwortet lassen (!!!). O, des vielköpfigen Einwendens wird kein Ende sein, und Du selbst wirst der unfruchtbaren Korrespondenz bald müde werden. Noch ginge es an, wenn diese Aufforderung an lauter solche Leute gerichtet wäre, von denen man auch gründlichere und beantwortenswerthe Einwendungen erwarten könnte. Aber Du richtest sie an den ganzen Synodus. Was der Alles mag einzuwenden haben!

Nein, ich wollte noch lieber den ersten Aufsatz, den Du mir vorgelesen (so viel ich auch daran auszusetzen hatte) als einen so geänderten."

d) „Ich will mir salvum conductum zu dieser Untersuchung ausbitten und ein nützliches, keckes, sanftes Wort wider Intoleranz und Partheisucht reden."

„Zur Untersuchung der Sache hast Du noch allemal salvum conductum gehabt. Die Censur wird sich das nicht wollen nehmen lassen. Aber mit Gewalt hindern kann und darf man's eben auch nicht, daß nicht etwa ein Ungenannter eine Winkelschrift drucken lasse, darin er Dich einen Schwärmer nennt. So weit kannst Du nicht salvum conductum erwarten. Freilich, wenn eine solche Schrift erscheint, kannst Du dawider protestiren und dann wird man Dich schützen. Wider die Intoleranz und Partheisucht eines solchen Verfahrens schreit ja ohnehin das ganze Publikum und es ist ganz überflüssig, die Klage erst noch in des Synodus Schooß auszuschütten, da schon die ganze Stadt für Dich Parthei genommen. Wer wird nicht glauben müssen, es fehle Dir an der ἀνεξικακία (Duldsamkeit)?"

„Du siehst, daß ich heute noch bei ruhigster Abwägung aller Gründe eben so weit entfernt bin, Deinen Schritt zu billigen, als gestern und ehegestern. Mir ist's unbegreiflich, daß Du so

hastig zu Werk gehst. Und wenn Du nun auch im Herbst nicht mehr leben solltest (quod absit!), so wirst Du Dir nur desto weniger vorzuwerfen haben, an einer Verwirrung und Partheisache schuld zu sein.“ —

Der besonnene Freund hatte die Genugthuung, nicht umsonst gewarnt zu haben. Lavater wurde doch an seinem Vorhaben irre und sandte nun seinen Aufsatz an Antistes Ulrich mit der Bitte, er möchte entscheiden, ob er ihn vor dem Synodus halten solle oder nicht. Es trat auch nicht etwa eine Erkältung im freundschaftlichen Verhältniß der Beiden ein. Im Gegentheil! Hatte Heß den Freund ermahnt, selber einstweilen zu schweigen, so nahm er sich dafür seiner in der Oeffentlichkeit an, indem er noch im gleichen Monat „Gedanken über das Sendschreiben eines zürcherischen Geistlichen ꝛc. von Joh. Jakob Heß, V. D. M., Mitglied der Ascetischen Gesellschaft“ veröffentlichte [1]) [2]). Er stellt darin ruhig, aber entschieden die Einseitigkeit und das Tendenziöse des Sendschreibens ins Licht und fordert, ohne dasselbe im Einzelnen widerlegen zu wollen, das Publikum auf, seine Aufmerksamkeit auf den ganzen Mann zu richten. Nur das Schlußwort sei hier angeführt: „Wäre Herr Lavater so verachtet in Zürich, wie Sie das Publikum wollen glauben machen, so würde ich sagen, Sie hätten um so eher schweigen können, weil er, so verachtet wie Sie ihn vorstellen, ja nicht mehr viel zu sagen hat; da sich aber die Sache nicht so verhält (Sie können es aus dem Mißfallen schließen, welches man an Ihrem Sendschreiben hat), so will ich Ihnen nur dies noch zu bedenken geben: Ob diese Art, einem in derselben Vaterstadt arbeitenden, verdienstvollen Lehrer

---

[1]) Zürich 1775, 8°, 32 S.

[2]) Eine weitere Vertheidigung Lavaters erschien von Pfenninger, eine „Beleuchtung des Sendschreibens“ vom reformirten Prediger Passavant in Hamburg (anonym Frankfurth und Leipzig 1775).

zu Leibe zu gehen, und dadurch, daß man von seinem Verdienst schweigt, das Schwache hingegen von vielen Jahren hervorlangt und vergrößert, ihn bei seinen Mitbürgern und bei der Welt lächerlich zu machen — ob diese Art zu verfahren, eines Dieners des Evangeliums würdig sei".

Lavater selber mußte es fühlen, daß gerade der von Heß angeschlagene, ruhig-sachliche und doch warme Ton der rechte war. Und daß die beiden Freunde einander schnell wieder nahe gekommen waren, bewies Lavater, indem er Heß eine zur Publikation bestimmte „Nachricht" zur Kritik zustellte, dieser in einem Brief vom 24. November 1775 sein offenes Urtheil abgab und denselben mit den Worten schloß: „Nimm mir's nicht übel, daß ich mit Einschränkung lobe und table. Doch für's Uebelnehmen ist mir nicht bange; wie sollte Dein gutes Herz das können. Du hast mir's wohl nie übel genommen, daß ich Dir etwas mißrathen oder anders gerathen. Gott segne Dich!" — Da der Kampf für und wider ihn noch Monate lang fortdauerte und leider auf beiden Seiten ohne die wünschbare Mäßigung geführt wurde, so veröffentlichte Lavater im März 1776 ein „Schreiben an seine Freunde" [1]), um sie zum Schweigen zu mahnen und den Streit zum Schweigen zu bringen [2]).

Ende Oktober 1776 kam es nochmals in aller Stille zu einem freundschaftlichen Gefecht zwischen Heß und Lavater. Um nicht zu breit zu werden, heben wir aus dieser Korrespondenz nur Einzelnes heraus. Lavater hatte in einer Angelegenheit Hessens Rath eingeholt und dann dessen vertraulichen Brief weiter-

---

[1]) Bei Hch. Steiner & Cie. in Winterthur, 48 S. 8⁰).

[2]) Er hatte es vorher Heß zugestellt (29. Februar 1776) mit den Worten: „Lies — streich durch, setze zu, ändere. Was ich ändern konnte, nach Herrn Statthalters Brief, hab' ich schon geändert und vieles umgegossen — verzeihe und säume nicht".

gegeben, worüber sich Heß beklagt: „— — War der Rath gut, so hätte er sollen befolgt werden. Fandst Du ihn schlecht oder nicht gut genug, so stand es Dir frei, einem andern zu folgen. In keinem Falle hättest Du von meinem Briefchen diesen Gebrauch machen sollen. Nicht, als ob ich mich meiner Worte schäme. — — Dessenungeachtet, mein Freund, war es weder gerade noch klug gehandelt, daß Du von meinem Billet diesen Gebrauch machtest."

„Nicht gerade. Wenn ich in einem Brief — — — — an Dich meine Gedanken in etwas eröffne, worüber Du mich Raths fragtest, so glaub' ich, es versteht sich von selbst, daß diese für Dich bestimmten Zeilen ohne mein Vorwissen und Willen nicht geradezu der Person vorgewiesen werden dürfen, über deren Betragen wir uns beriethen. Sag nicht, es sei ja ohne Unterschrift. Man kennt die Hand. — — — Du hast doch selbst schon wider dies Ausbriefen und Andern zeigen, für die es nicht bestimmt ist, geeifert. Und was ist Vertraulichkeit, wenn dies angeht? — — — Glaubtest Du wirklich, es sei am Besten, mein Billet geradezu Herrn B. vorzulegen — warum mir Solches verhehlen? Warum nur mir? Warum drei Wochen lang verhehlen? Warum warten, bis ich von ungefähr von einem dritten Freunde erfuhr, das für Dich bestimmt gewesene Billet wandere in der Stadt herum? Du sagst in Deinem Brief an Herrn B., die Mittheilung meines Billets an ihn sei viel gerader und aufrichtiger gewesen, als wenn Du's ihm verhehlt hättest. Heißt das nicht aufrichtiger sein gegen den Gegner als gegen den Freund? — Ueberhaupt seh ich meinen Rath künftig beinahe für überflüssig an. Ich habe Probe, daß entweder kein oder ein Fehlgebrauch davon gemacht wird. Irgend ein näherer Freund oder Freundin ist an der Hand, der den Ausschlag gibt; wenn dann etwas Verdrießliches daraus erwächst, so komm ich zu spät. Und ein-

drängen mag ich mich nicht. Das soll mich gar nicht abhalten, Dir in diesem Fall die verdrießlichen Folgen tragen zu helfen. Nicht eben, ‚um dem Verdacht zu entgehen, ich sei furchtsam und rede nicht heraus', sondern aus wahrer Hochachtung und Freundschaft gegen Dich, die mich bleiben heißt

Deinen Jakob Heß."

Lavater an Heß (31. Oktober 1776): „Ich habe gefehlt, das soll mein erstes Wort sein. Ich fühl es, ich schäme mich und bitte mit klopfendem Herzen um Vergebung. Ahndung hab ich verdient und erwartet, aber diese Ahndung? — — — Du hast schon viele Geduld mit mir und meinen Uebereilungen gehabt, hab auch noch die, mich izo anzuhören."

Aus dem demüthigen, 9seitigen Entschuldigungsbrief (für Lavater außergewöhnlich lang) sei nur erwähnt, daß bei näherm Zusehen sein Vertrauensbruch in milderm Licht erscheint. Der Brief schließt mit den Worten: „Deinen Rath sollst Du mir nicht abschlagen. Das ist nicht brüderlich. Du wirst nicht fordern, daß ich irgend eines Menschen Rath als Gesetz annehme. Gott weiß, wie oft ich schon Dir in meinem Herzen für Deine guten Räthe gedankt, und Du weißest, wie manchen ich befolgt und benutzt. Ich werde nie sagen: Bruder rathe mir; ich will Deinem Rath blindlings folgen — aber noch oft werd ich Dir sagen: ‚Bruder rathe mir — und ich will nach meiner besten Einsicht von Deinem Rathe Gebrauch machen'. — Mißbrauch — sei sicher! Mißbrauch gewiß nicht mehr! Verlasse Dich drauf — und liebe mich nicht mehr, wenn Du kannst.

J. C. Lavater."

Heß an Lavater (1. November 1776): „Mein Freund! Ich hatte Dich bei mir selbst entschuldigt — nicht gerechtfertigt — schon eh ich die gestrigen Zeilen schrieb. Ich kenne Deine Lage und weiß, wie viel Einfluß sie zuweilen auf die Plötz-

lichkeit gewisser Entschlüsse und Schritte hat. Ich argwohnte keine böse Absicht, wenn ich schon glaubte, sagte (und jetzt noch glaube und sage), es wäre nicht nur klüger, sondern auch gerader gewesen, anders zu handeln. Sollte die Freimüthigkeit, womit ich Dir dies sagte, nicht auch mit zur Freundschaft gehören? Es kostete mich, auf diesen Grad freimüthig zu sein[1]), und ich bin jetzt doch froh, daß ich es gewesen. Deine Antwort hat meiner Erwartung größtentheils entsprochen; ich muß zwar gestehen, daß mir Manches nicht so fast stichhaltend als entschuldigend vorkommt. Und für Entschuldigung nehm ich's auch gern an. — — — Nun die Sache geschehen ist, so rath ich anders als ich würde gerathen haben vor dem Fall. (Es folgt der Rath, der Sache nun einfach den Lauf zu lassen und sich nicht den Schein der Furchtsamkeit zu geben.) — — So hast Du ja schon wieder einen Rath von mir. Wie konnt es Dir einfallen zu sagen, ich werde nicht fordern, daß Du irgend eines Menschen Rath als Gesetz annehmest? Wann hab ich so was gefordert oder verlangt? Das hab ich gesagt: ‚War mein Rath gut, so hätte er sollen befolgt werden ꝛc. — aber auf diese Bedingung hin — — dünke es mich überflüssig, weiter zu rathen'. So war mir. So ist mir. Ich halte jeden Rath für heilig."

„Endlich sei sicher, daß ich auch von dieser unserer sonderbaren Korrespondenz keinen Mißbrauch machen werde. — — Zu Deinem ‚liebe mich nicht mehr, wenn Du kannst', setze ich hinzu: qui monet, amat. J. Jakob Heß."

Nur in Kürze sei des sogenannten „Registerstreites" gedacht, in welchem Heß, Lavater und Diakon Tobler harte

---

[1]) Wie wahr das ist, geht daraus hervor, daß Heß den Brief zuerst im Konzept entworfen hat und daß dieses überreich an Korrekturen ist.

Worte hören mußten. 1772 nämlich erschien in Zürich eine revidirte Folioausgabe der zürcherischen Bibelübersetzung nebst einem von den Genannten ausgearbeiteten Realregister über die dunklern biblischen Ausdrücke. Dagegen erhob sich ein heftiger Sturm seitens der strengen Orthodoxie, und die Konsistorien von Bern und Basel klagten gegen die Verfasser beim zürcherischen Antistes. Dieser verstand es jedoch mit weisem Takt, die erregten Gemüther wieder zu beruhigen.

* * *

Im Dezember 1785 kam es zwischen Heß und Lavater neuerdings zu einer energischen Auseinandersetzung und einem sehr ausführlichen Briefwechsel, veranlaßt durch Lavaters Beschäftigung mit dem Magnetismus und die voreiligen Schlüsse, die er daraus zog. Hierüber ist zu vergleichen die Geßner'sche Biographie, Bd. II, Kap. 20, wo S. 410 dieses Briefwechsels gedacht und S. 409 ein Brief von Heß mitgetheilt ist.

Lavater hatte nach seiner Art mit Feuereifer sein Interesse dem Magnetismus zuzuwenden begonnen, ohne vorangegangene sorgfältige Prüfung mit Begeisterung darüber geredet und geschrieben, ihn schnell zur Erklärung der biblischen Wundererzählungen herbeigezogen und sich ein System zurechtgelegt, von dem er meinte, auch Andere sollten ihm freudig zustimmen. In der theologischen Dienstagsgesellschaft, wo Lavater, Heß, Pfenninger, Bremi u. A. sich regelmäßig zusammenfanden, kam es darüber zu lebhaften Auseinandersetzungen, und Heß ärgerte sich um der Sache wie um Lavaters willen redlich über dessen ungesunden Uebereifer. Das Weitere ergibt sich aus den folgenden Briefauszügen:

Lavater an Heß (14. Dezember 1785): „Keine weitläufige Korrespondenz — nur zwei Worte: Höre und belehre!"

„Worin — irr ich? Sage mir's! Bruder! belehre den Bruder! . . . . und belehr ihn brüderlich! Vorurtheile geziemen weder dem weisen Manne, noch dem christlichen Bruder. — — Sprich, schreib, belehre — ich kann hören, will hören — auch wenn der Eingenommene, Wahnbesessene nicht hören sollte. Trenne, Bruder, nicht, was Christus zusammengefügt hat! Schreibe mir so frei wie möglich — schone meiner nicht! Ich will Wahrheit — und anders nichts. Wahrlich, Lieber, Du thust mir Unrecht, wenn Du mich für unbelehrbar hältst. — Ich werd es tragen müssen. Auch durch diese neue Last wird mich Gott heilsam demüthigen und durch dies unerwartete und unbegreifliche Phänomen Deiner angekündigten Trennung von uns, noch näher zu sich ziehen. Es soll dem Satan nicht gelingen, mich eigensinnig und gegen brüderliche Belehrungen verschlossen zu machen. — Ich darf Alles, was ich behaupte, der strengsten Prüfung hingeben. Ich scheue das hellste Licht nicht. Muß ich das Dir sagen? Dir, redlichster Bruder — wahrlich, Du siehst mich mit kranken Augen an, wenn Du mich, nach Jahren des Umganges, nicht mehr für wert hältst, mit mir im Testamente zu lesen oder Dich über die Angelegenheiten des Christentums christbrüderlich mit uns zu unterhalten. Sei doch, Lieber, auf Deiner Hut — und bleib in der schönen Liebe, die nichts Arges denkt!"

Darauf antwortete Heß am 15. Dezember 1785:

„Mein nie verkannter, im Herrn hochgeschätzter Bruder!"

„Deine brüderlichen Zeilen fordern mich auf, meine Aeußerung, und sogar, wie Du es nennst, Belehrung, mitzutheilen über das, was so ungleich von uns angesehen wird. Ich müßte da vor Allem aus jenen äußerst falschen Verdacht von mir ablehnen, als ob ich nach Jahren des Umgangs Dich weiter nicht

für wert hielte, mit Dir im Testament zu lesen, wenn Herr Pfenninger selbst mich [nicht] soeben schriftlich dieser mir unbegreiflichen Mißdeutung meiner Gedanken und Worte entschlüge. Ich kann mich denn auf ihn selbst wie auf mein eigen Herz berufen."

„Nur dahin ging meine Aeußerung, daß ich bei der dermaligen Lage der Sachen unsere Zusammenkünfte lieber unterbrochen wünschte, weil ich nicht absähe, wie wir einen Punkt, darüber wir das letzte Mal so ungleichen Sinnes gewesen, auch nur wieder auf die Bahn legen könnten, ohne noch viel weiter auseinander zu kommen. Aber gänzlich davon zu schweigen, sagte ich, wäre weder Euch noch mir möglich, weil die Sache nun einmal diesen Gang genommen. Ich sehe da nichts Besseres als warten, bis die Sache etwa wieder in eine andere Lage käme."

„Nun ich durch Dein Billet zu freimüthig-schriftlicher Aeußerung aufgefordert bin, so kann und will ich mich einer solchen nicht entziehen. Es läßt sich ruhiger und überlegter schreiben als reden. Ich verspreche, meine Gedanken so bald als möglich (man muß mir aber Zeit lassen) zu schreiben, deren Resultat dahin gehen wird, daß ich eben sowohl mit dem Bahrdtianismus als mit dieser neuen Theorie, sofern sie auf das Christenthum Rücksicht nimmt (denn von medizinischer Wichtigkeit der Sache ist nicht die Rede), wollte harmoniren können, ja daß ich Bahrdt's Manier, die Wunder des Herrn als eine natürliche Machenschaft zu erklären, wegen ihrer auffallenden Grundlosigkeit und weil sie nicht einen Lavater für sich hat, für minder schädlich halte."

„Wenn ich nun gegen das, was ich für so schädlich halte, mich auch noch viel bestimmter öffentlich erklärt hätte [1]), so würde

---

[1]) Bezieht sich auf eine Serienpredigt von Heß über Apostel-Gesch. 19, Vers 13, worin er bei Besprechung der wahren und falschen Wunder auch gegen die neuste Ueberschätzung des Magnetismus sich aussprach.

ich ebenso wenig wider die Liebe gehandelt zu haben glauben als der, der selbst einen Petrus vor Allen zurechtweisen durfte, sobald er ihn von der geraden Bahn der Wahrheit abweichen sah (Galat. 2). Es trifft keine Freundschaftssache an. Sie ist auch gar nicht als eine solche behandelt worden; sonst hätte man nicht so viele Schritte schon gethan und erst dann des Bruders Belehrung verlangt. Es trifft etwas an, dabei die Ehre unsers Herrn nicht wenig interessirt ist. Er ist mir zu lieb und zu groß, als daß ich ihn zum Ordensmeister der Magorum und Magnetisirer machen möchte. Sein Gold laß ich mir nicht mit Jener ihrem Kupfer verwechseln."

„Daß ich bei dem Allem in Deine gute Absicht nicht den mindesten Zweifel setze, das bezeuge ich mit Herz und Hand. Nur bitt ich dich, trag zu der Einfalt des Glaubens, zu dem Kindersinn Sorge, den Du so oft und schön empfohlen hast. Ich bleibe Dein getreuer Bruder im Herrn

J. J. Heß."

Dieser vorläufigen Antwort ließ Heß am 2. Januar 1786 eine gründliche, 25 Quartseiten umfassende Auseinandersetzung folgen. Nach einer Einleitung persönlichen Inhalts weist Heß hier in überzeugender Weise nach, daß und warum Lavaters neuste Theorien eine Gefahr fürs Christenthum seien, „so unbiblisch, als immer etwas sein kann." Freundlich fragt er dann: „Wie ist es möglich, mein lieber Bruder im Herrn, daß wir bei gleicher Hochachtung für Ihn und gleicher Gutgesinntheit fürs Christenthum so gar weit auseinander gekommen sind", anerkennt die gute Absicht Lavaters, das Wunderbare in der Bibel dem Zweifler auf dem Weg der Analogie durch den Magnetismus verständig zu machen, weist ihm aber nach, daß er damit mehr Schaden als Nutzen stifte.

Schön, aber auch sehr bestimmt schließt Heß seine Auseinandersetzung:

„Lieber Mann, Du siehst die Gefahr nicht, wie nah und groß sie ist — sonst würdest Du Dich jetzt lieber in die Schriften als in die geheimen Gegenden der Natur- und Geisterwelt vertiefen, wo es schlüpfrig ist zu wandeln und wo uns irgend ein vielversprechender Theosoph leicht vom simpeln Geschichtsglauben ab, aber nicht so leicht wieder zu demselben zurückführt. Ich will wohl glauben, es gebe Eingänge in die geheime Natur- und Geisterwelt; aber wer bürgt mir den sichern Rückgang und daß ich da nicht verirren werde, wo ich ohne Licht der Offenbarung, ohne Beruf, ohne Christi Geleit mich eingedrungen habe? Lieber draußen bleiben als sich von denen hineinführen lassen, die ohne Christum schon so weit gekommen zu sein meinen! Ich will lieber seine Milch als dieser ihre feste Speise, lieber seine Kindeseinfalt als dieser ihre Mysteriosität. Von was für einer Seite her meinst Du denn wohl, daß der Versucher uns werde zu hintergehen trachten? — Doch soll es ihnen, so der Herr will, nicht gelingen!"

„So siehst Du denn den Scheideweg, wo Du mich nicht länger zum Begleiter haben wirst, wenn Du von jener mir so gefährlich scheinenden Denkungsart Dich weiter führen lässest. Nein, das hätte ich nicht gedacht, daß wir so gar weit auseinander kommen könnten. Freilich waren Sprache und Vorstellungsarten schon lange verschieden; aber noch nie war mir der Unterschied in den Begriffen so auffallend. — Ob ich Ursache gehabt habe oder nicht, Dich zu der Einfalt der Schriftwahrheit zurückzuführen, wirst Du jetzt selbst beurtheilen — und dann sprechen, ob es geschieden sein müsse. Denn weichen könnte ich nicht von einer Denkensart, deren Schriftmäßigkeit schon eine vieljährige Prüfung ausgehalten hat. Und wie sich die Deine, so wie sie in jenem Aufsatze liegt, mit der

meinen in Uebereinstimmung bringen läßt, das seh' ich nicht. Auch bei minderer Gefährlichkeit würde ich niemals die simplere, die schriftmäßigere Vorstellungsart an eine künstliche, die alte und apostolische an eine neue vertauschen wollen. Denke nicht, daß ich aus Stolz oder Starrsinn so spreche. Was gewönne ich damit, mich förmlich und öffentlich von Dir zu entfernen? — Ich käme ja so allein zu stehen, da ich dem Deismus und Naturalismus schon so lange widersprochen habe, daß wohl keine Gefahr ist, ich würde zu dieser Parthei jemals wieder übergehen. Aber lieber allein stehen, als von der geraden Bahn abweichen!"

„Simplex et perenne simul sigillum veritatis. Schon das Kunstgepräg jener neuen Theorie hat mir mißfallen, weil sie sich so mühsam mit der Schriftlehre aussöhnen läßt. Auch als bloßer Schriftforscher könnte ich mich zu so etwas nicht verstehen. — Du wirst sagen, es sei ja kein Glaubensbekenntniß, das ich unterschreiben oder zu dem ich stehen müßte. Es ist wahr; aber es sind Sätze darin, ja ganze Vorstellungsarten, die mir meine Schriftlehre umstoßen und, was sie noch stehen lassen, in ein neues, unbiblisches Modell gießen."

„Wie wir da weiter gemeinschaftlich forschen könnten, wo wir Hauptsachen mit so ganz ungleichen Augen ansähen, weiß ich nicht. Wir würden ja einander nur geniren."

„Ich ende mit der Zuversicht, daß Du wenigstens die gute Absicht nicht verkennen werdest. Der in alle Wahrheit leitet, sei Dein und der Führer Deines getreuen Bruders im Herrn

J. J. Heß."

Jetzt erst sandte Lavater dem Freunde seinen schon am 17. Dezember 1785 verfaßten Aufsatz über: „Magnetismus und Christenthum", den er ihm auffallenderweise (ob er zum Voraus

Hessens Kritik ersorgte?) bisdahin vorenthalten hatte und dem die recht Lavater'sche Anmerkung vorgesetzt ist:

„Ich verlange von allen Verehrern des Evangeliums und der menschlichen Natur nur Eins, wenn sie diesen unvollständigen Aufsatz gelesen haben — hinten an mit ihrem Namen die Nummer [1]) anzuzeigen, mit welcher sie nicht völlig übereinstimmen — alle unangezeigten werden als wahr vorausgesetzt. Ich verspreche, jede als unwahr und unchristlich blindlings zu verwerfen, welche zwo Stimmen wider sich hat, wenn sie mir auch noch so sehr eingeleuchtet hätte. Es darf auch kein Grund beigefügt werden. Es soll mir genug sein, wenn Jemand, den ich Bruder oder Schwester nenne, beischreibt: Nr. — — kann ich nicht beistimmen. N. N."

Es war leicht begreiflich, wenn Heß darauf etwas ärgerlich antwortete (10. Januar 1786): „Nach wiederholtem ernstem Lesen dieses zweiten [2]) Aufsatzes finde ich, daß ich von demselben den gewünschten Gebrauch nicht machen kann. Für's Erste kommt es mir unschicklich vor, daß, nachdem ich über jene Sätze, die Dein System enthalten, mich schriftlich erklärt habe, nun erst dieser neue Aufsatz die Data zur Untersuchung an die Hand geben und ich so wieder von vorn anfangen soll. Hätte derselbe auf die Untersuchung (einer mir gar nicht so schwer zu beurtheilen vorkommenden Sache) einen so wichtigen Einfluß, so sollte er mir früher mitgetheilt worden sein, was nach dem hinten angefügten Datum gar wohl möglich gewesen wäre".

Gleichwohl nimmt sich Heß die Mühe, das Unrichtige einer

---

[1]) Im Ganzen waren es 45.

[2]) Bei seinem ersten Brief war Heß Lavaters „Entwurf einiger Gedanken zu einem Religionsbegriff" (132 §§ und zwei Zugaben), verfaßt 23. September 1785, vorgelegen.

Anzahl von Punkten nachzuweisen, schließt dann aber bald mit den Worten: „Je mehr ich die Sache am Lichte der Schriftwahrheit ansehe, je weniger kann ich mich in das neue System finden. Laß uns zu der Wahrheitsquelle zurückkehren, aus deren wir ehemals geschöpft haben! Sie ist noch unausgeschöpft für Dich sowohl als für

Deinen getreuen Bruder im Herrn
Jakob Heß."

Inzwischen jedoch hatte sich Lavater bereits an eine gründliche Antwort auf Hessens Einwände gemacht. In einem nicht weniger als 60 eng geschriebene Seiten umfassenden Freundesbrief, beendigt den 14. Januar, bewies er Heß, wie viel ihm an seiner Freundschaft gelegen war und daß seine ablehnende Haltung ihm zu denken gab, daß er aber dessen Einwände nur theilweise als richtig anerkennen könne. Der Kürze wegen sei nur der Schluß angeführt:

„Nichts hat mich noch so im Glauben gestärkt an's Evangelium — wie dies neue Phänomen! Nichts mein altes System so neu erfrischt. — Nichts mir die Würde, die Gottähnlichkeit der menschlichen Natur intuitiver gemacht. Nichts die Apostel so heilig und verehrenswerth — als dies. — Nun trenne Dich von dem Gläubigergewordenen — Christusnähergekommenen — wodurch? — Durch ein Naturphänomen! Aber dann trenne Dich auch — von Jedem, den Gott durch irgend ein neues Naturphänomen, wodurch ihm die Auferstehung begreiflicher wird, im Glauben an die evangelische Lehre von der Auferstehung stärkt." — —

„Dieser Vorfall soll Dir und mir lehrreich sein — Dich und mich behutsam machen im Vortrage und im Urtheil über Vorträge. Sobald möglich kommen wir zusammen und ich lese,

was über die Kennzeichen eines göttlichen Gesandten nach dem Schriftsinn."

„Das ist's, was ich von dem weisen, edlen, brüderlichen, lehrsamen und lernsamen — mir mehr als tausend Verehrenswürdige verehrenswürdigen — christlichen Heß unfehlbar zu erwarten als Christ verpflichtet zu sein — glaube."

Am 31. Januar 1786 antwortete Heß in einem sorgfältig abgewogenen Briefe von 26 Quartseiten, seine Freude darüber aussprechend, daß Lavater ihn über manche Bedenken beruhigt habe, die Differenzpunkte aber scharf hervorhebend und von seinem biblisch-nüchternen Standpunkt nicht weichend. Ich begnüge mich auch hier mit Wiedergabe des Schlusses, der anknüpft an Lavaters Versprechen, jeden Satz fallen zu lassen, der nicht zwei Stimmen christlicher Brüder für sich habe oder den neben Heß auch nur noch ein Einziger anfechte:

„— — Es ist meiner Denkensart, ja, ich darf sagen, meiner Wahrheitsliebe zuwider, diesen Vorschlag anzunehmen; denn so wenig ich es bei eignen wichtigen Behauptungen auf das bloße Urtheil zweier oder dreier Freunde ankommen ließe, so wenig gebe ich bei Anderer Behauptungen meinem oder irgend eines Dritten Urtheil solche ausschließende Wichtigkeit. Dies scheint mir nicht der Gang einer ruhig prüfenden Untersuchung zu sein. In Lehr- und Glaubenssachen ließ ich es nicht einmal auf das Urtheil einer Kirche ankommen, geschweige auf zweener oder dreier Freunde, die bei der wahrheitsliebendsten Denkensart irren können. Ich bin darum auch mit Niemand über diese Sache zu Rath gegangen, ausgenommen mit heiliger Schrift und Vernunft. Es gefällt mir wohl an Paulus, daß er in den allerwichtigsten Lehr- und Glaubenssachen selbst nicht mit seiner Mitapostel Fleisch und Blut zu Rath ging. Ein andrer Fall ist, wenn mich selbst ein Skrupel anficht, den ich mir nicht zu heben weiß; da kann vielleicht eines Andern Aug sicher leiten. — Wenn

auch kein Andrer hierüber mit mir gleich dächte, so ging ich meinen Weg ruhig fort. Die ganze Sache scheint mir, die Wahrheit zu sagen, keiner weitern Untersuchung des Schriftforschers zu bedürfen. Gern will ich Naturforscher und Psychologen über jene Phänomene sich weiter berathen lassen; als Christ, Schriftforscher und Evangeliumslehrer weiß ich keinen weitern Gebrauch davon zu machen, als Dich, mein Lieber, und Andere vor alle der Anwendung und Anpreisung, die dem Christenthum nachtheilig werden dürfte, zu warnen. Nachdem ich dies in nicht unbrüderlichen Absichten gethan habe, so sei mir vergönnt, zu dem, was mich im Glauben stärkt und, Gott sei Dank, immer noch festhält, zurückezukehren und den Magnetismus sein zu lassen, was er ist. Billig soll ich die Größe des Menschen in jeder neuen Entdeckung bewundern; aber bei den Luftschiffen habe ich doch nie im Ernst an eigentliche Himmelfahrt gedacht, die sich noch etwa gar durch Menschenkunst bewerkstelligen ließe. Dies schiene mir ein Giganteneinfall, würdig des Schicksals ihrer Himmelsbestürmung. Analogie in ihren Schranken sei mir verehrenswürdig, aber verdächtig, sobald sie mir den Schatten mit dem Körper, das Bild mit der Sache zu verwechseln droht. — So laß uns denn, wenn wahrheitssuchendes, glaubenstärkendes Schriftforschen Dein Bedürfniß ist, wie das meine, zu dieser Wahrheitsquelle zurückekehren und ungetrennt aus derselben nicht etwa nur Analogieen, sondern Wahrheit, Geist und Leben Christi schöpfen! Amen!"

Den Schluß dieser Korrespondenz macht ein freundschaftlicher Brief Lavaters vom 2. Februar 1786, worin er mit Freuden konstatirt, daß er und Heß in der Hauptsache doch Eins seien, aber sich eine etwas freiere Stellung wahrt. In dieser Hinsicht ist folgende Stelle bezeichnend:

„Du wirst es gar wohl leiden, wenn ich neben den spezifischen Kennzeichen der göttlichen Gesandschaft, die das alte Testa-

ment dem Juden als Juden, das neue dem Christen als schon glaubendem Christen gibt — mir auch noch ein Kriterium denke, das allgemeiner ist — Jenem nicht widerspricht — und jeden heidnischen Philosophen und Menschen, der nicht Jud und nicht Christ ist, mithin weder an den Gott Israels noch an Christum glaubt, überzeugen kann — ebendas Kriterium, um deßwillen ich an Christus glaube — denn wahrlich, ich glaube nicht um deßwillen, wenigstens nicht um deßwillen allein, weil er kam in dem Namen Jehovah (an den selbst ich eben um seinetwillen glaube) und in dessen Namen einige Zeichen oder Wunder that, die Andere auch gethan haben könnten. Du wirst mir gern erlauben, **mehr** Glaubensgründe als bloß Jüdische zu haben — und mich nicht nöthigen, in einen Zirkelgang einzutreten, der der gesundesten Philosophie unbetretbar ist. Jede Offenbarungsart Gottes hat ihre Merkmale. Schränken wir diese ja nicht zu sehr auf Eins ein — und halten wir das für das Göttlichste, was aus vielem Göttlichen harmonisch besteht. — — — Also willkommen und lieb und heilig sei mir Jeder und nur der, der mit Dir und mir bekennt:

Anfang, Mittel und Ende von Allem in Allem ist Christus.
Die Gnade des Herrn sei mit uns."

Hintendrein hat Heß auch vertrautere Freunde einen Einblick in diese Korrespondenz thun lassen. Darauf schrieb ihm u. A. der dem Heß-Lavater'schen Freundeskreise angehörige J. H. Bremi (nachmals Pfarrer und Dekan zu Dübendorf): „Meine liebe Frau und ich haben uns an dem, was Sie Herrn Lavater so rein evangelisch gegen sein neues System sagen, wahrhaft erbaut; mächtig sind wir durch Ihre Gottesworte in unserm Glauben gestärkt und in der Einfalt des Glaubens an unsern Herrn befestigt worden. Er segne Sie dafür!" — — — —

* * *

Zur gleichen Zeit, da Lavater wegen seiner Begeisterung für den Magnetismus in der Oeffentlichkeit viel Anfechtung und Spott erleben mußte, wiederholten sich auch die öffentlichen Vorwürfe gegen ihn, die schon 1783 begonnen hatten, er sei ein Kryptokatholik, ja sogar ein Kryptojesuit. Zu diesen Vorwürfen hatte Lavater mehr Anlaß gegeben, als Geßner in seiner Biographie gelten läßt. Und umgekehrt stand Lavater mit seiner Toleranz gegenüber dem Katholicismus auch in Zürich durchaus nicht so isolirt da, wie Bodenmanns Biographie vermuthen ließe. Gerade Lavater und Heß waren eines Sinnes in unbefangener Würdigung der christlichen Wahrheit innerhalb der katholischen Kirche, Beide standen in freundschaftlichem Verkehr mit edeln Katholiken. Mit den Klöstern von Einsiedeln, St. Urban, St. Blasien, Kreuzlingen, Engelberg u. A. stand Heß in sehr guten Beziehungen, ebenso mit Professor Sailer und vielen seiner Freunde. In gewissen Jahren war die Zahl seiner katholischen Korrespondenten größer als die der evangelischen, und seine Schriften fanden in vielen Klöstern die beste Aufnahme. Trotzdem wurde der Vorwurf des Kryptokatholicismus nur gegen Lavater erhoben! Warum? Offenbar weil sein lebhaftes Temperament ihn öfters zu Aussprüchen und vertraulichen brieflichen Aeußerungen unbedachter und mißverständlicher Art hinriß; weil sein nichts zum Argen deutender Sinn zu wenig an die Gefahr von Mißdeutungen Uebelwollender oder Argwöhnischer dachte.

Heß hatte Anlaß, auch über diesen Punkt mit dem Freunde zu korrespondiren. Lavater übersandte ihm am 24. August 1786 seinen Entwurf einer Rechenschaft an seine Freunde über Jesuitismus und Katholicismus mit den Worten:

„Meiners, Leuchsenring, Stolz — alle drei aus verschiedenen Absichten drangen in mich, mich zu vertheidigen. Schlosser ist sehr wohl zufrieden. Leuchsenring ist mit dieser Vertheidigung

nicht zufrieden. Was soll ich thun? Streiche durch! Streiche an! Ich will mich gern leiten lassen. Verzeih!"

Darauf antwortete Heß gleichen Tages:

„Was soll ich, mein Lieber, nach einem Schlosser und Leuchsenring, deren Urtheil über diese Apologie, wie natürlich, sehr ungleich ausfallen mußte, meine Meinung nun auch noch sagen? — Mich befremdet dies seltene Zutrauen, das sich in einer Sache von dieser Natur auch an mich noch wendet, der ich mich so gar nicht in Jener und Anderer ihre Gesichtspunkte hineindenken kann."

„Nur so viel, um nicht gänzlich zu schweigen. In deinem Aufsatz muß ich die Aeußerungen über Krypto-Jesuitismus und heimliche Machination zu Gunsten des Katholicismus von dem, was eigentlich zu Deiner Selbstvertheidigung gehört, unterscheiden. Diese zwo Sachen sind meines Bedünkens nicht zum Schicklichsten ineinander verwebt und schaden einander. Du erklärst jene Warnungen der Berliner vor heimlichen Gesellschaften zur Wiedereinführung hierarchischen Aberglaubens für leichtgläubige, belachenswürdige Märchen. Das sind sie wohl nicht. Zugegeben, daß nicht eben wieder jener altmodische Katholicismus sich den Protestanten so leicht mehr aufdrängen lasse und daß auch nicht eben daran von Seite der Kabale gearbeitet werde; so können Nikolai und Biester gleichwohl insoweit Recht haben und haben meines Bedünkens wirklich Recht (wie sie denn auch frappante Beweise anführen), wenn sie behaupten, daß es eine auf Beförderung eines fanatisch-hierarchischen Aberglaubens eifrig losarbeitende Parthei gebe, die nebst andern Kunstgriffen sich besonders auch magischer Vorspiegelungen bediene, um Verstand und Gewissen ihrer Anhänger unter den Gehorsam eines mit dem Pabstthumsjoche wo nicht völlig einstimmigen, doch sehr viel Aehnliches habenden Aberglaubens gefangen zu nehmen."

„Wie könntest Du, mein Lieber, dies leugnen oder auch nur bezweifeln, da Du so viele Anekdoten, die eben dies höchst glaubwürdig machen, auch selber schon Deinen Freunden mitgetheilt hast?"

„Daraus folgt nun freilich nicht, daß, die nun so laut davor warnen, es aus Liebe für ächtes Christenthum thun. Sie können ihres Orts sogar Beförderer des Unglaubens sein und doch darin göttlich Recht haben, wenn sie auf jene Machenschaften des Aberglaubens mit warnendem Finger hinweisen."

„Und das scheint mir wirklich die wahre Lage der Sache zu sein, ja ich bin überzeugt, daß sie es ist. Wir sehen sie Beide deutlich vor uns, die Scylla und die Charybdis, Beide diesmal so furchtbar nahe, als sie jemals dem zwischen hindurchfahrenden Nachen der Wahrheit gewesen sind. Nun wird uns von der Scylla zugerufen: ‚Hütet euch, so lieb euch euer Leben ist, vor der Charybdis!' — Das ruft die Scylla freilich nur, um uns desto eher auf ihre Seite herüberzulocken. Dessenungeachtet hat sie Recht und wir sind verloren, wenn wir, um uns so weit wie möglich von der Scylla des Unglaubens entfernt zu halten, die Charybdis des Aberglaubens weniger fürchten, ja sogar uns bereden, daß es entweder keine solche gibt oder daß die Gefahr zu scheitern auf dieser Seite doch viel geringer sei. Dank unserm Herrn, daß er uns eben selbst durch die Scylla des Unglaubens vor der Charybdis des Aberglaubens so mächtig warnet. Nikolai und seinesgleichen sind mir hier gerade die treffendsten Warner, nur daß ich darum, weil sie die Kunstgriffe des so mächtig sich regenden Aberglaubens so stark und warnend zeichnen, um kein Haar desto näher auf Seite des Unglaubens hinüberlenke."

„Du aber, mein Lieber, thust der Scylla wirklich Unrecht, wenn Du sagst, sie sei eine Närrin, daß sie so viel Lärmens von einer Charybdis mache, wo doch keine sei. Diese ist wahr-

lich so wenig ein Unding als jene — und wie Manche haben schon auch an dieser Klippe gescheitert!"

„Es thut mir wehe und wird schaden, daß Du die von dieser andern Seite drohende Gefahr so gar nicht zu achten scheinst und nur immer auf die, so von Seite des Unglaubens drohet, aufmerksam machst. Bald hätte ich gesagt, dies sei im Grund der gleiche Fehler der Einseitigkeit, dessen sich auch Jene schuldig machen, die überm Warnen vor Aberglauben und Jesuitismus so gar alles Andere aus den Augen setzen, nur daß so das Schiff mehr auf die entgegengesetzte Seite hinübergetrieben wird. Soll das ein vorsichtiger Steuermann thun?"

„Bei ruhigerer Ueberlegung wirst Du die Sache selbst so finden. Und nun, warum die Apologie Deiner selbst mit der (allenfalls auch begründten) Lächerlichmachung jener Berliner Warnung so enge verbinden. Das schwächt die Schutzschrift mehr als daß es sie stichhaltend machte. Laß Jener ihre Warnungen gelten, die doch wahrlich so unerwiesen nicht sind und steh Du einzig zur Christenthums-Sache!"

„Was nun die Apologie selbst betrifft, die überaus viel Treffendes enthält, so zweifle ich, daß das Motto: ‚**Sanft** und fest' so ganz auf sie passe. Es herrscht ein ungleicher, oft hitziger, ja bitterer, oft sanfterer Ton in dieser Schrift. Oft geht es sehr ins Große, oft meines Bedünkens ins Allzukleine, als wenn Du Dich z. B. über alle Schritte und Tritte des Sailer'schen Gebetbuches &c. wegen rechtfertigst. Das thät ich nicht, wofern ich mit Grund so viel an dem Buche rühmen zu können glaubte."

„Manche Aeußerung in Ansehung des Christenthums und des Dir geschehenen Unrechts hat, wie natürlich, meinen völligen Beifall." —

Schließlich verdient aus diesem Jahre noch Hessens Gratulationsbrief (17. Dezember 1786) zu Lavaters Wahl als Pfarrer an der St. Peterskirche eine Wiedergabe:

„Dieser Abend Deiner Wahl ist mir so wichtig als immer einem von den Wählenden. Ist mir recht, so ist es eine Veränderung, die Dein Hierbleiben für immer entscheidet und Dich an Vaterstadt und Vaterkirche noch näher attaschirt. Freue Dich, einen Grund und Boden weiter zu bearbeiten, wo der Früchte schon viel und noch unzählig mehr zu hoffen sind. Dasselbe Jahr, das Dich von uns trennen zu wollen schien[1]), macht Dich nun erst noch recht zu dem Unsern. Manchmal, seit ich Dich zum Diakonatsnachbar hatte, begleitete mich der Gedanke in die Kirche und zurücke, daß Du jetzt der Nachbargemeinde denselben Christus predigtest, ihn, wie ich, zu den Kindern und sie zu ihm führtest. Manchen Sonntag war mir dies ein ermunternder Gedanke, Er wirke mit uns Beiden und mit Jedem, der ihn kennt und liebt. Du darfst auf Dein Vollendetes, ich darf zum Theil auf mein Bisheriges mit Freuden zurücksehn'n; denn der Herr hat durchgeholfen. Tritt die neue Laufbahn mit Munterkeit an, vollende sie mit Segen. Predige nun wieder aus seiner Geschichte, den Du auf so mancherlei Weise schon gepredigt hast. Er kann nicht zu oft, nicht zu simpel und würdig-populär gepredigt werden! Sieh, es stehen Scharen bereit, ihn aufzufassen! Sie werden ihn in der wahrsten historischen Gestalt, in dem simpeln Kleide, das jeden Zusatz heterogenischen Gewebes verschmäht, am Wenigsten verkennen, am Höchsten schätzen. Dieser große Segen, zu dem der bisherige nur Vorbereitung war, ist Dir noch aufbehalten! Kraft Gottes war das Evangelium schon in der Schwachen Mund. Und diese

---

[1]) Bezieht sich auf Lavaters Ruf nach Bremen.

Schwachen haben doch, seit sie auftraten, manche Stärkung erfahren, die ihnen Pfand von noch mehrerer ist. Mein Lieber, Du bist zwar auch in der Ausdehnung stark; doch konzentrire Dich mehr für die Hauptsache — und Du wirst Dich noch stärker fühlen und Deine Gegner wird eben dies schwächen. Die zu zerstreuten Kräfte laß sich wieder auf Einen Brennpunkt sammeln: und mir bleibt Nichts Dir zu wünschen übrig! Ich schätze Dich immer hoch, habe in der Hauptsache immer mit Dir auf Einen Zweck gewirkt. Ich biete Dir von Neuem meine Freundschaft an und fordere nur insofern die Deine, als Du derselben würdig finden wirst Deinen Bruder im Herrn

Jak. Heß."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf eine neue Probe wurde die Freundschaft zwischen Heß und Lavater gestellt bei Anlaß der im Februar 1795 nöthig gewordenen Wahl eines Antistes der Zürcherischen Kirche. Der allgemein geschätzte Antistes Ulrich war unerwartet schnell gestorben. Schon Tags darauf, den 9. Februar, fand die Ersatzwahl durch den Rath der Zweihundert statt. Lavater wäre für das wichtige Amt insofern der gegebene Mann gewesen, als er nicht nur bereits Hauptpfarrer einer Stadtkirche war, sondern vermöge seiner reichen Gaben, seines Mannesmuthes, seiner Glaubenswärme und seiner feurigen Beredsamkeit sich um die Kirche und die Hebung des religiösen Lebens bereits große Verdienste erworben hatte, nicht zu reden von dem großen Ansehen, das er auch in weiten Kreisen des Auslandes besaß.

Heß konnte erst in zweiter Linie in Betracht kommen; denn obwohl er sich durch eine große Reihe theologischer Werke viele Verdienste und einen sehr guten Namen erworben, in seinem geistlichen Amt sehr viel Anerkennung gefunden und auch als Leiter der ascetischen Gesellschaft sich ausgezeichnet hatte, so war

er doch stets mehr der zurückgezogene, stille Gelehrte gewesen. Aber Lavater hatte in seiner Vaterstadt viele Gegner, und Manche hegten Besorgnisse wegen seiner Freimüthigkeit, so daß von gewisser Seite sofort gegen seine Wahl agirt wurde. Lavater blieb dies nicht verborgen; er sah vielleicht auch ein, daß seine Stärke auf einem andern Gebiet als auf dem der Kirchenleitung liege. Ohnehin war seine Gesundheit seit einiger Zeit recht angegriffen. So that er das Beste, was er unter diesen Umständen zum Wohl der Kirche thun konnte: er suchte die Wahl auf Heß zu lenken, der allgemeine Hochachtung genoß. Dieser Namsung gegenüber war jede andere erfolglos. Im 1. Skrutinium hatte Heß 61, Lavater 35, Dekan Hch. Escher in Pfäffikon 14 Stimmen (15 Stimmen waren vereinzelt), im 2. Wahlgang wurde Heß mit 80 Stimmen gewählt; 49 fielen auf Lavater, 6 auf Escher. Lavaters Kollege, Diakon Sal. Heß, schreibt in seinem Tagebuch:[1]) „Sehr schwer war es ihm übrigens, seine Empfindlichkeit über die kleine Anzahl von Stimmen zu verbergen, die er selbst in dieser Wahl hatte — indessen war er doch der Erste, der nach vollendeter Wahl zu Heß flog, ihn umarmte und segnete. Im Publikum merkte man diese Kabalen nicht und erstaunte selbst darüber, daß Lavater so zurückgesetzt wurde. Man gratulirte mir selbst schon zur Pfarrstelle, welche mir nicht entgehen werde". Lavater schrieb auch sofort ein Gedicht: „Ulrich und Heß".

Heß selber war fast unangenehm überrascht, daß er so plötzlich an die erste, verantwortungsvolle Stelle in der zürcherischen Kirche erhoben wurde. Sein höchster Wunsch war gewesen, über kurz oder lang an die stille Pfarrstelle am Fraumünster aufzurücken. Aber er sah in der Wahl einen höhern Ruf und unterzog sich ihm mit aller ihm eigenen Demuth, begrüßt von allgemeinen Freudenbezeugungen der Geistlichkeit. Hier traf es zu: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand".

[1]) Im Besitze des Verfassers.

In ihm ist der zürcherischen Kirche ein Haupt gegeben worden, wie es nicht besser hätte gewünscht werden können. Lavater würde das Steuer nicht so ruhig und besonnen haben führen können, Heß aber würde es vielleicht auch nicht so fest in der Hand haben halten können, wenn nicht neben ihm Lavater in seiner mehr freien, seinen besondern Gaben freie Entwicklung lassenden Lage so furchtlos und kräftig seine Stimme hätte erschallen lassen. Jeder sah ein, was für besondere Gnadengaben der Andere hatte. So sah Lavater seinen Freund neidlos die zürcherische Kirche leiten und so freute sich Heß ohne Empfindlichkeit, wenn Lavater seine Stimme oft in einer Weise erschallen ließ, als ob er sie zu leiten hätte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesen allgemeinen Bemerkungen ist nicht mehr viel beizufügen; zu längern brieflichen Auseinandersetzungen ist es nicht mehr gekommen. In den nächsten Jahren hat Lavater dem Freunde hin und wieder ein orakelhaftes Billet zukommen lassen, dessen besondere Veranlassung nicht immer klar ist. So schreibt er ihm am 19. November 1795:

„Was ich gestern sagte, bestätigt sich mir auf eine frappante Weise.“

„Kein Wort wird darüber weder gesprochen noch geschrieben. — Simons Freude war groß. Sie wird mir werden und durch mich Vielen. Behalte dies.“

Am 5. Dezember 1795:

„Alles, was aus Gott ist, muß sich als göttlich legitimiren — also auch das.“ —

„Wenn der Herr einen Menschen — namentlich und ausdrücklich grüßen läßt — und also auch, wenn dieser Mensch — Herr Obristpfarrer **Heß** ist!“

„Stilles, prüfendes Warten geziemt dem ruhigen Weisen.“

Am 14. Juli 1796:

„Der Auserwählteste grüßt Dich.
Du bist wohlangeschrieben bei dem Herrn. —
Der Auserwählteste wird Dir erscheinen. —"

„Dies ist mir erlaubt, Dir zu schreiben: Es ward wiederholt."
„Ein Antistes hat schwer zu glauben — aber Er wird doch glauben." L.

* * *

Im Frühling 1797 drang Lavater, besonders in seinem Manuskript: „Jesus Christus stets derselbe, nicht beschränkt durch Raum und Zeit", mit erneuter Kraft darauf, daß Christus ebenso unmittelbar wie von seinen ersten Jüngern auch jetzt noch erfahren und genossen werden sollte. Heß mahnte ihn wieder zur Nüchternheit und betonte das: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben".

Lavater schrieb ihm in Beziehung darauf und seine Warnung, sich nicht wieder mit Medien einzulassen, am 15. Februar 1797 u. A.:

„Dank, Lieber, für die Belehrungen, die ich größtentheils ganz annehme." — — —

„Selbst da ich an ein gewisses Medium ganz glaubte, d. h. an keinen Betrug dachte, forderte ich keinen Glauben daran — wie sollt ich es jetzt thun, da ich Erfahrungen und Geständnisse mancherlei Betruges habe."

„Ich sehe und träume keine Möglichkeit, je auf das Medium zurückzukommen. Ganz unabhängig von diesem Medium (die belehrenden Erfahrungen aber durch dies unerklärbare, ganz ünike, wundervolle Phänomen, das doch zuletzt ich selbst ent-

larvte, mußte vorgehen) kann mir der Herr, der weiß, wie ich prüfte und was ich litt — und der mich nicht stecken ließ — sich mir erbarmend mitgetheilt haben oder mittheilen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Während der Revolutionszeit haben Heß und Lavater bekanntlich Hand in Hand mit bewunderungswürdiger Offenheit und Männlichkeit geredet und gehandelt. Beide waren aufrichtige Freunde des Volkes; aber ebenso entschiedene Gegner jener sogenannten Volksfreunde, welche in maßloser Weise selbst die würdigsten der alten Regenten verfolgten und im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit derselben ins Gesicht schlugen. Näher darauf einzutreten, erscheint in diesem Zusammenhange überflüssig. Nur Eines: Während im September 1798 Lavater noch in den Fall kam, Heß bei der Helvetischen Regierung in Aarau gegen seine Ankläger zu vertheidigen und wieder mit einem von Manchem belächelten Optimismus in die Zukunft schaute, erfolgte bekanntlich im Mai 1799 seine Deportation nach Basel. Diejenige von Heß dagegen wurde umsonst erwartet; man scheint sich doch gefürchtet zu haben. Uebrigens war Heß in dieser Zeit seines Amtes außerordentlich müde und dachte ernstlich an seinen Rücktritt. Es war ohne Zweifel zu einem guten Theil wieder des Freundes Verdienst, wenn er auszuharren beschloß. —

Am 2. Januar 1801 verschied Lavater an den Folgen seiner verhängnißvollen Verwundung durch einen betrunkenen Soldaten. Heß hat tief empfunden, was er und die Kirche an diesem ungewöhnlichen Manne verlor. Was er in der Oeffentlichkeit über ihn sprach, mag hier unerwähnt bleiben. Aus vertraulichen Freundesbriefen aber mögen noch einige Aeußerungen hier Platz finden.

Heß an Pfarrer J. Konrad Sulzer in Winterthur (9. Jan. 1801):

„Es ging mir innigst nahe. Tausend Gedanken und Empfindungen steigen bei dem Worte: ‚Lavater ist nicht mehr hier' auf. Man kann sich doch so einen Mann unmöglich anders als lebend denken."

„Fortleben, fortwirken wir der auch unter uns als Beispiel und durch den Segen, der auf seinen Reden und Schriften ruhet. Vielleicht wirken nun die auf Viele reiner noch und unbeneideter als ehmals."

Am 30. Januar 1801 schreibt Heß an denselben: „— Wie sehr das Mißverstehen beunruhigen kann, hat unser selige Freund erfahren, der ohne Zweifel dies πνεῦμα ἅγιον[1]) in nicht geringem Grade hatte, aber, weil er sinnlich-empfindbarere Wirkungen davon in und außer sich erwartete, es nicht für das, was es wirklich war, hielt, und auch wohl wegen seiner Lebhaftigkeit und Geschäftszerstreuung des stillen Bewußtseins und der Genussesfreude dieser geistigen Existenz, dieses himmlischen Elementes, minder empfänglich und froh war." — —

* * *

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal die Beziehungen zwischen Heß und Lavater, so werden wir sagen müssen, daß ihr Freundschaftsverhältniß ein schönes Gegenstück bildete zu demjenigen zwischen Lavater und Göthe, das ein so peinliches Ende nahm. Heß und Lavater hatten sehr ungleiche Gaben; aber sie dienten einander damit von der Jugend bis ins Alter als treue

---

[1]) Heiliger Geist, von Heß vorher definirt als das „sich immer mehr mittheilende höhere Licht, Kraft, Gegenwartsgefühl des lebendigen Wortes, das ist Christi selbst".

Haushalter der mancherlei Gnadengaben Gottes und Keiner fragte eifersüchtig: „Was soll aber dieser?“ Bei aller Verschiedenheit standen sie eben auf jenem festen Grund, den Göthe mit Lavater nicht gemein hatte. Wir freuen uns, und es gereichte der ganzen Kirche zum Segen, daß Heß und Lavater durch ihr ganzes Leben die Liebe zu einander hatten, an der man die Jünger Christi erkennt. Wenn irgendwo, so wurde von ihnen der Grundsatz hochgehalten und erprobt: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas!

Der ehemalige Silberschatz
der
engern und weitern Constaffel in Zürich.

(Mit Abbildung.)

Von W. Tobler-Meyer.

Nachdem im Frühjahr 1336 in der Stadt Zürich die nach ihrem Urheber, dem Bürgermeister und nachmals Ritter Rudolf Brun, benannte, auf ein gemeinsames Regiment der in der Constaffel vereinigten aristokratischen Bevölkerung und des in dreizehn Zünfte eingetheilten Handwerkerstandes, gegründete Verfassung eingeführt worden war, trat für diese Zünfte eine Periode fröhlichen Gedeihens und Aufschwunges ein. Während noch der Richtebrief Zünfte, Meisterschaften oder Gesellschaften unter den zürcherischen Handwerkern strenge verpönt hatte, fanden sich nunmehr die Meister des selben Gewerkes oder mehrerer verwandten Gewerke in eine Zunft vereinigt, innerhalb welcher sie frei und ungehindert die gemeinsamen Berufsinteressen pflegen konnten, ja noch mehr, es war auch dieser Zunft ihre ständige Vertretung im Regimente der Stadt verfassungsmäßig zugesichert.

Mächtig hob sich nun in jeder Zunft das Selbstgefühl und es erblühte mit ihm eine allgemeine Opferwilligkeit zu Gunsten

des emporstrebenden Verbandes, die sich durch bestimmt festgesetzte, regelmäßige Beiträge in den Zunftseckel, welche die Zünfter sich auferlegten, äußerte. War im Verlaufe von Jahrzehnten durch solche Beiträge, vielleicht auch durch letztwillige Vergabungen von Seite einzelner Mitglieder, die Oekonomie einer Zunft erstarkt, so war das nächste zu erstrebende Ziel der Erwerb einer eigenen Heimstätte, eines besondern Zunft- oder Gesellschaftshauses, wo der Zünfter im Kreise seiner Zunftbrüder sich wie zu Hause fühlen und unbelauscht von unberufenen Ohren sich über die Interessen seines Gewerkes wie über allgemeine politische Fragen aussprechen konnte, während bisdahin die Zunftversammlungen wohl in der Stube eines öffentlichen Wirthshauses hatten stattfinden müssen, vielleicht auch in der Kirche, dem Refectorium oder dem Kreuzgange eines der in der Stadt gelegenen Klöster, wie denn wenigstens die Abhaltung mehrerer allgemeiner Bürgerversammlungen in der Kirche oder im Kreuzgange der Barfüßer für das 14. und 15. Jahrhundert und Versammlungen der Krämerzunft in der Augustinerkirche noch zum Jahre 1388 urkundlich nachgewiesen sind.

Zuerst von den durch die Verfassung von 1336 geschaffenen Corporationen scheint die patricische Gesellschaft der Constaffel — an Zahl der Mitglieder wie an Mitteln jeder einzelnen Zunft weit überlegen, — welche bisher bei einem ihrer Genossen, in des „von Lunkhofen Estrich“, an Stelle des südlichen Theiles des heutigen Wettingerhauses, Unterstand gefunden hatte, das Bedürfniß nach einem eigenem Heim empfunden und Schritte behufs Erlangung eines solchen gethan zu haben; denn schon am Sylvesterabend des Jahres 1349 überließ der Rath der Gesellschaft der „edeln Lüte“ der Stadt Münzhaus, seitdem das Haus zum Rüden genannt, als Trinkstube zu Eigenthum.

1389 erwerben 18 Mitglieder der Krämerzunft das Haus zum Schiff am Fischmarkte, wozu ihre Nachfolger später auch

noch das anstoßende Haus zum Safran hinzukaufen, nach welchem dann etwa vom Jahre 1445 an die gesammte Zunft meist benannt wird. Anno 1449 geht „der Meisen Hus“ unten an der Marktgasse in den Besitz der Zunft der Weinleute über, welche davon in der Folge die Benennung der „Meisenzunft“ empfängt und als redendes Wappen in den Zunftschild eine Meise aufnimmt. Stadtschreiber Konrad Widmer veräußert im Jahre 1412 sein Haus zum goldenen Horn am Rindermarkt an die alten und neuen Zunftmeister des Schmiedehandwerkes. Zweiundzwanzig der Leineweberzunft angehörige Bürger kaufen 1385 von Caplan Johannes v. Rotenburg um 108 Gulden Gold das Haus zur Waag am Münsterhof, das 1405 in's Eigenthum der gesammten Zunft übergeht. Diese Beispiele erweisen zur Genüge, wie Constaffel und Zünfte im Laufe des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich in den Besitz eigener Gesellschaftshäuser, gleichzeitig Trinkstuben, zu setzen wußten. Mit der Erwerbung eines Zunfthauses stand im engsten Zusammenhange die Anschaffung des zu dessen Einrichtung und Ausstattung erforderlichen Inventars an Tischen, Stühlen, Kästen, Truhen, Leinenzeug, Küchen- und Tafelgeschirr, welches Mobiliar man sich indessen bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Zürich noch als recht einfach vorzustellen hat. Namentlich darf an Silbergeschirr, wenigstens bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein, noch keineswegs gedacht werden. Zwar liegt uns weder von der Constaffel noch von einer der Zünfte ein Inventar aus dem 15. Jahrhundert vor, aber es darf wohl, um sich eine Vorstellung dessen zu verschaffen, was zwischen 1400 und 1450 in einem Zunfthause an Schiff und Geschirr vorhanden gewesen ist, dasjenige Verzeichniß des Hausrathes zur Vergleichung herbeigezogen werden, welches Harder in seiner „Gesellschaft zun Kaufleuten in Schaffhausen“ mitgetheilt hat. Nach ihm besaß diese im Laufe der Zeit aus einer Zunft in

den Rang einer adelichen Gesellschaft emporgestiegene Corporation im Jahre 1431 nachstehenden Hausrath:

„Dis ist der gesellen Husrat der Hansen maler und siner Frowen ist in geantwurt VI feria post margarethe a⁰ 1431.

3 groß Kessel.
3 zilig (gewöhnliche, mittlere) Kessel.
1 klain Kessel.
3 erin Häfen.
1 große Pfannen.
3 zilig pfannen.
2 isen spiss.
2 röst.
2 trifüss.
1 isin schufel.
1 Hertram (Heerdrahme).
3 halbviertellig Kanten (4 Maß haltend).
2 kopfellig Kanten (2 Maß haltend).
2 Aixen (Aexte).
1 giessfaß.
1 bekki.
2 Hailen [1]).
1 Kätzi (kupferner Wasserschapfen).

3 groß näpf.
7 groß teller.
2 groß rot schüsselen.
1 gemaleti schüssel.
28 flacher schüsslen.
85 teller und furtellen [2]).
32 Hoff schüsslen (kleine schüsslan 1460).
13 senf schüsslen.
1 salz schüssel mit 6 schüsslinen.
3 isin löffel.
2 Hültzin löffel.
5 zwehellen.
2 lang fürzwehellen.
2 tischlachen.
2 schibentuch (Decktuch für einen runden Tisch, eine Scheibe).
2 tisch zusamen gelait.
2 schiben.
2 taffellen lang.
2 lang aichin stül.
2 schiben stül.

---

[1]) Hälen 1486, Helen 1524, Höll 1573, eine Glutkiste, über welche Bratpfannen gelegt wurden.

[2]) Furtellen, Furkeln, Gabeln.

1 gezellt.
1 reiss trog.
1 raiss stüpk[1]).
9 trispitz.
2 isin weggen[2])
5 köpf.
41 becher.
29 gleser.
2 spil brett.
2 schäfzalbrett[3]).
1 zalbrett.
1 swarze taffel.
1 wassergelt.
1 gelt da man wasser in tut den win zer külen.
1 Hakbank.
1 Trog.
6 Armbrust."

Es kann gewiß keinem Zweifel unterliegen, daß unter den 41 Bechern hölzerne oder Zinn-Becher zu verstehen sind, da, wenn sie aus Edelmetall geformt gewesen wären, dieß sicherlich erwähnt sein müßte und da überhaupt in dem ganzen Inventar noch kein einziges Geräthe von Silber oder Gold aufgezählt wird.

Nur dreißig Jahre später finden wir in Bern dann allerdings Silbergeschirr im Besitze einer Zunft, indem in einem Schiedspruche von 1460 der Hausrath der Gesellschaft zu Kaufleuten mit „Häfen, Kessen, Kannen, Pfannen, Silbergeschirr" aufgezählt wird, ja die adeliche Gesellschaft zum Distelzwang daselbst war schon im Jahre 1469 so weit, eine Verordnung zu besitzen, wonach die Erben eines verstorbenen Stubengesellen einen Becher oder eine silberne Schale oder 10 Kronen zu geben hatten, weil den Stubengesellen viel von ihrem Silbergeschirr verloren gegangen. Sogar von der sehr bescheidenen Zunft der Schiffleute in Bern heißt es, daß ihr im Jahre 1514 ihr Silbergeschirr gestohlen worden sei[4]).

[1]) „Gestell, so uff einen Raiss wagen gehört" 1486.
[2]) Eiserne Keile.
[3]) Schafzabel, Schachspiel.
[4]) Berner Taschenbücher von 1862, 1865, 1874.

Wenn also mindestens die angesehenern der Berner Gesellschaften oder Zünfte allerdings schon im siebenten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts Silbergeschirr besessen haben, so glauben wir gleichwohl für Zürich das Auftauchen dieses Luxus erst in die Zeit nach den Burgunderkriegen, wenn nicht gar erst in den Beginn des 16. Jahrhunderts, ansetzen zu dürfen, weil der Wohlstand in Zürich im 15. Jahrhundert sicherlich hinter demjenigen in Bern zurückblieb, einmal, weil Zürich nicht wie Bern einen so zahlreichen und stattlich begüterten Adel beherbergte, dann, weil erwiesenermaßen die im 14. Jahrhundert Zürichs materielle Blüthe mächtig fördernden Seiden-, sowie Wollen- und Leinengewerbe, das Erstere gänzlich eingegangen, die Letztern doch sehr zurückgegangen waren und endlich weil der alte Zürichkrieg (1437—1447) das ganze Gemeinwesen sowohl wie auch die Corporationen und Privaten in ihrem Wohlstande schwer geschädigt hatte. —

Daß noch im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts kein Silbergeschirr im Gesellschaftshause der Constaffel zum Rüden vorhanden war, darf zweifelsohne aus einem im Constaffelarchive aufbewahrten Verzeichnisse des Mobiliars („Husplunders") vom Jahre 1508 geschlossen werden, welches zwar vielerlei Geräthe, wie messingene, zinnerne und kupferne Gießfässer und Becken, Köpfe, Pfefferpfannen und „Kestinenpfannen", einen gevierten und einen langen Bratspieß, zwei Röste, einen „Esel" in das Feuer, sieben Sester und vieles Andere, aber noch keine silbernen Becher aufzählt. Wohl aber erscheinen diese in dem „Husplunderrodel", welcher aufgesetzt wurde, als am Dienstag vor Maria Magdalena im Jahre 1540 Pannerherr Andreas Schmid, Jakob Krieg, Stoffel Murer und der Stubenmeister Jörg Escher dem Stubenknecht Hansen Blattner Schiff und Geschirr im Rüden überantworteten. Da compariren nicht bloß 87 „glesser", sondern auch 38 silberne Becher, darunter einer vergoldet ist. — Es

hatten nämlich in den Jahren 1538 und 1539, laut Silberbüchlein vom Rüden, verschiedene Mitglieder der Gesellschaft züm Rüden aus den Geschlechtern Edlibach, Schultheiß vom Schopf, Meiß, Schmid, Engelhard, Göldli, Effinger, Rordorf, Murer, von Mandach, von Landenberg zu Winterthur, von Fulach zu Laufen, Wirz, Röust, von Cham, Escher vom Luchs, von Hinwyl zu Elgg, von Schönau, von Wellenberg, Krieg, Zoller, von Breitenlandenberg, von Hallwyl auf Hegi, Meyer v. Knonau, von Ulm zu Teufen, ferner Hans Grebel zu Klingnau, Adrian Grebel zu Greifensee, Thüring Göldli zu Rapperswyl und endlich der geistliche Herr Herkules Göldli, Domherr zu Constanz, der Stube zum Rüden je einen kleinen Becher im Gewichte von 9 bis 11 Loth verehrt; nur Herr Diethelm Röust, der Bürgermeister, hatte entsprechend seiner höhern Würde ein Stäuflein mit Deckel, das 31 Loth wog, geschenkt. Vergabungen solcher kleinen 8 bis 11 löthigen Becher, welche die Stelle unsrer heutigen, übrigens, wie bereits gezeigt wurde, auch damals schon im Gebrauche befindlichen Trinkgläser versahen, erfolgten nun in den nächsten Jahrzehnten bis zum Jahre 1575 noch vielfach, bis für den Bedarf zum Tischgebrauche genügend, ja überreichlich gesorgt war. Silbergaben in anderer Form, Gestalt und Größe, als der Becherlein, giengen nebenher. Vier Stäufe von je 36 Loth Gewicht wurden in den Jahren 1566, 1569 und 1570, je einer durch 4 Geber gemeinsam, gewidmet; verschiedene Stäufe und Stäufli mit und ohne Deckel, wovon der anno 1556 vom Abte von St. Blasien gewidmete Stauf von 35 Loth, der „Göttibecher" geheißen war, wurden gestiftet von den geistlichen Herren und Würdenträgern Bonaventura v. Wellenberg, Johann Heinrich Schenk v. Castel und Johann Theobald Werlin v. Greifenberg, Äbten zu Rheinau, Peter Eichhorn und Christoph Silbereisen, Äbten von Wettingen; Joachim Eichhorn, Abt zu Einsiedeln, Joh. Christoph vom Grüt, Abt zu Muri, Magister Jakob

Edlibach, Probst zu Zurzach, Jörg Beat Blaarer v. Wartensee, Chorherr zu Bischofszell, Rennwart Göldli von Tiefenau, Chorherr zu Münster. Das Jahr 1563 brachte einen 41 Loth schweren hohen Stauf mit „Lid" von dem geistlichen Fürsten Herrn Jörg von Hohenheim, genannt Bombast, Obersten Meister St. Johanns Ordens in deutschen Landen, und das Jahr 1572 einen Stauf im Gewichte von 29 Loth von den Domherren zu Constanz.

Unter den weltlichen Gebern von Bechern mögen mit Umgehung der Angehörigen schon erwähnter Geschlechter noch folgende aus den Jahren 1540 bis 1575 herausgehoben werden: die Junker Jakob Stapfer, Joachim Mötteli v. Rappenstein, Niklaus Escher zu Säckingen, Jörg Blaarer v. Wartensee, Franciscus von Fontenella (Fontevella?), Burger zu Constanz, Jost von Bonstetten, Jost von Goldenberg, der Ritter und französische Hauptmann, nachmals Oberst Wilhelm Tugginer, französischer Kammerjunker, Hans Niklaus von Roggwyl, Hans Bilgeri v. Beroldingen, Walther von Hinwyl zu Salenstein und Felix Krieg von Bellikon.

Bis zu Beginn des Jahres 1575 war die Schenkung von Bechern und Stäufen an die Gesellschaft zum Rüden durchaus dem freien Willen der Gesellschaftsgenossen und ihrer Befreundeten entsprungen; dennoch darf angenommen werden, daß nur wenige Gesellen zum Rüden, denen Alter und ökonomische Lage die Stiftung eines Bechers oder Stäufleins erlaubten, sich dieser Ehrenpflicht entzogen haben werden. Allein, wenn schon die Zahl der eingegangenen silbernen Trinkgeschirre sich bis zu Ausgang des Jahres 1574 auf 76 Becher und 17 Stäufe und Stäuflein gemehrt hatte, so erschien dieß gleichwohl der Corporation ungenügend und es wurde mitten in den Festfreuden des Neujahrs- und Berchtoldstages 1575 ein Statut aufgesetzt und angenommen, das für die Mitglieder der Gesellschaft eine bestimmte Verpflichtung

zur Lieferung einer Silbergabe in's Gesellschaftsgut aufstellte. Der Beschluß vom 2. Jenner 1575 wird eingeleitet mit der Erklärung, daß die Gesellschaft zum Rüden habe bemerken müssen, wie andere Gesellschaften und Zünfte in Zürich an Silbergeschirr sich trefflich mehren und zunehmen, daß dagegen die Gesellschaft zum Rüden, wenn sie bei der in ihr seit geraumer Zeit bestehenden Uebung verbleiben wollte, sich an Silbergeschirr nur wenig mehren würde und deßhalb eine andere Einrichtung zu treffen sei. Weßhalb aber dieses Streben, den Silberschatz viel rascher und stärker anwachsen zu sehen; doch wohl aus Freude an den schönen Formen, welche die Goldschmiedekunst des 16. Jahrhunderts aus dem Edelmetalle so trefflich hervorzubringen verstand? Keineswegs; unsere Vorfahren betrachteten den Silberschatz der Zünfte und Gesellschaften ganz einfach als eine Sparbüchse, welche den bei Seite gelegten gemeinsamen Besitz zwar nicht in gemünztem Gelde, aber doch in Edelmetall enthielt, welches im Falle eintretenden Bedürfnisses rasch eingeschmolzen und in Baarschaft umgewandelt werden konnte. — Ganz nüchtern und praktisch sagt von dem eben angedeuteten Standpunkte aus das Statut vom 2. Januar 1875:

„Damit man zur Zyt, so krieg oder ander derglych
„sachen — davor uns doch Gott gnedigklichen behütten wölle —
„Inryßen und zufallen, uff uns und unser nachkommen,
„ouch etwas Vorraths anzugryffen und dester minder ze
„stüren genötiget wurde“

soll fortan Jeder, der sich verheirathe und zuvor noch keinen Becher gegeben habe, ferner Jeglicher, welcher auf Vogteien oder Aemter oder in den kleinen Rath befördert werde — ohne Rücksicht darauf, ob er vielleicht früher schon einen Becher gestiftet — der Gesellschaft einen Becher von mindestens 6 Gulden Werth

oder die 6 fl. an Baar einhändigen, und es soll der Stubenmeister dafür sorgen, daß er binnen Monatsfrist befriedigt werde.

Daß die sparsame Vorsorge, aus welcher der eben erwähnte Beschluß entsprungen war, und welche auch bei den andern zürcherischen Gesellschaften und Zünften in gleicher oder doch ähnlicher Weise herrschte und wirksam war, ganz im Sinne der damaligen Regierung der Stadt und Republik Zürich lag und von dieser auch zu Zeiten ungescheut ausgenutzt wurde, wird sich später deutlich genug ergeben.

Es mag gleich hier schon der Ort sein, darauf aufmerksam zu machen, wie das ganz auffallend starke Vertretensein des Goldschmiedegewerkes unter der zürcherischen Bürgerschaft während einer Periode, welche ungefähr von den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts bis in's 18. Jahrhundert hinein dauerte, ganz gewiß im engsten Zusammenhange steht mit der bei den Zünften und Gesellschaften aufgekommenen Uebung, ihre Mitglieder bei Anlaß von deren Verehelichung oder bei Gelegenheit von deren Beförderung zu höhern Staatsämtern zur Verehrung eines silbernen Bechers zu verpflichten, wie denn auch sonder Zweifel wird nachgewiesen werden können, daß die Zahl der in der Stadt Zürich arbeitenden Goldschmiede, Meister und Gesellen, in augenfälliger Weise zurückgeht, sobald im 18. Jahrhundert in Gesellschaften und Zünften sich die Uebung verbreitet, die Silbergaben nicht mehr in natura, sondern in dem entsprechenden Betrage baaren Geldes abzuliefern.

Die Analogie zwischen der auffallenden Blüthe des Goldschmiedegewerkes in Zürich und wohl auch in andern Schweizerstädten, so lange die Sitte der Silbergaben an Gesellschaften und Zünfte lebendig war und dem Floriren der Glasmalerkunst, so lange die von Dr. Hermann Meyer erschöpfend behandelte „Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen“ bestand, ist für jeden Beobachter früherer schweizerischer Culturzustände eine in die Augen springende. —

Das Statut vom 2. Januar 1575 erreichte seinen Zweck. In reicher Fülle strömten dem Silberschrank im Rüden die kleinen Becher der in den Ehestand getretenen oder zu höhern Staatsämtern beförderten Gesellschaftsmitglieder zu, während gleichzeitig auch die Silbergaben von außerhalb des Gesellschaftsverbandes stehenden, aber ihm befreundeten Standespersonen und Prälaten immer häufiger sich einstellten. Im Laufe der Jahre von 1575 bis und mit 1629 kamen zu den 1574 vorhandenen 76 Bechern und 17 Stäufen hinzu weitere 70 Becher und Tischbecher, 8 inwendig vergoldete Schalen, 26 Kelchbecher, 1 Hofbecher, 30 Stäufli, 12 Stäufe, 1 silbernes Spitzgläsli mit einem Würfel, 2 andere Spitzgläsli, 2 Spitzbecherli, 3 Schiffli von je 15—17 Loth, 2 Dopplet (ein „Dopplet" besteht aus zwei ganz gleichartigen Bechern, welche in einander gesteckt werden können), ferner da auch in der Herstellung des Eßgeräthes der Luxus zu wirken begann, 40 mit Silber beschlagene Löffel, 2, 1 und 1 Dutzend ganz silberne Löffel und 2 Paar inwendig vergoldete silberne Salzbüchsli. In der gleichen Periode, in welcher durch die kleinen Becher, Stäufli und Stäufe für die zum Gebrauche des Einzelnen dienenden Trinkgefäße so überreichlich gesorgt worden war, tauchen nun auch die größern Ehrengeschirre auf, welche mehr zum Schmuck der Tafel und zum Umtrunke an derselben bestimmt waren und bei deren Stiftung der Schönheitssinn und die Lust zu prunken, die bei den kleinen Becherlein und Stäuflein zu kurz gekommen waren, ihre Befriedigung finden konnten. Diese größern Stücke gaben auch gleichzeitig den wackern Goldschmiedmeistern der Zeit den erwünschten Anlaß, ihre Kunst in der naturgetreuen und formschönen Nachbildung von Wappenthieren aller Art, von Muscheln, Birnen, Trauben, von Rittern, Schiffen u. s. w. zu üben und zu zeigen. Von solchen größern Schaustücken, meist dem Zusammentreten mehrerer Mitglieder oder Freunde der Gesellschaft behufs einer gemeinsamen Vergabung entsprungen, giengen

dem Silberschatze des Rüden zwischen 1575 und 1629 folgende ein, die in oben mitgetheilten Zahlen nicht enthalten sind:

1589 ein silberner, außen und innen vergoldeter Rüde im Gewicht von 93 Loth von den Junkern Marx Stapfer und Jakob Stapfer, Amtmann im Wettingerhof;

1593 ein silberner Löwe, außen vergoldet und 140 Loth wägend, von Hans Heinrich und Hans Ludwig Heinzel von Dägerstein, aus einem Geschlechte des adelichen Patriciates von Augsburg, welche damals Schloß und Herrschaft Elgg besaßen und bezüglich ihrer Reis- (Kriegsdienst) pflicht als zürcherische Landsassen der Constaffel zugetheilt waren;

1599 ein großer, vergoldeter Becher mit einem Deckel, 136 Loth schwer, von Herrn Bonaventura v. Bodeck, preußischen Adels, einem Nachfolger der Heinzel im Besitze der Herrschaft Elgg;

1606 ein „knorrecht silberin“ Glas sammt Deckel, im Gewichte von 23 Loth, von Ludwig Hüttli von Constanz, damals als Inhaber des Schlosses Schwandegg zürcherischer Landsasse;

1609 eine Flasche, 34 Loth wägend, von Hans Rudolf Meiß, Statthalter zu Bubikon;

1614 ein hoher Stauf, 107 Loth schwer, von Herrn Peter von Castille, französischem Ambassadoren, im Namen ihrer königlichen Majestät von Frankreich;

im gleichen Jahre ein „vergült geegget Gschirr“ mit einem Deckel im Gewichte von 42 Loth, von Schweikart, Hans Wilhelm, Reinhard, Hans Conrad, Eberhard, Hans Philipp, Philipp Melchior Reinhard und Hans Sigmund, alle von Gemmingen, von welchen rheinländischen Edelleuten eben damals die Stadt Zürich Schloß und Herrschaft Weinfelden im Thurgau käuflich erworben hatte;

1620 ein hoher, vergoldeter Stauf mit einem Deckel, 57 Loth wägend, von Landammann Johann Guler v. Wyneck, Ritter,

aus Davos, damals Burger der Stadt Zürich und auf dem „Schlößli" Sausenberg auf dem Zürichberge wohnend;

1623 eine Schale, darin der Rüde, 19 Loth schwer, von Hans Martin Hertner, wohnhaft in Lyon, einem zürcherischen Ausburger und Genossen der Constaffel;

1624 eine silberne Kugel auf einem Bild, im Gewichte von 39 Loth, von Junker Caspar Schmid, Ritter, des Raths, Obersten und Pannerhern;

gleichen Jahres ein hoher Becher von 31 Loth von den Gebrüdern Spon in Lyon, Ausburgern und Constaffelgenossen;

1625 ein „vergült Schiff, daruff ein Fortuna stadt", 81 Loth schwer, von Junker Obrist Hans Peter Escher, Befehlshaber eines Regiments deutscher Völker in Diensten der Republik Venedig;

im selben Jahre eine inwendig vergoldete Schale im Gewichte von 26 Loth, von Herrn Christoph Friedrich, Freiherrn von Hohensax auf Schloß Uster, Burger der Stadt Zürich;

gleichen Jahres ein hoher Stauf mit Deckel, von 111 Loth, von Herrn Obrist Schafalitzky von Muggenthal, Ritter, schwäbischen Adels, aber in's Burgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen.

Was die bemerkenswerthen Persönlichkeiten oder Familien außer den bereits genannten anbetrifft, die unter den Stiftern von Bechern oder andern Silbergaben in der Periode von 1575 bis 1629 vorkommen, so mögen einige derselben mit Namen herausgehoben werden. Es erscheinen z. B. Heinrich von Ulm, Landvogt zu Stühlingen, Junker Albrecht Segesser, des Raths zu Luzern, Bernhart und Erhart, die Blaarer von Wartensee zu Kempten, Junker Hans Peter Röust, Landvogt zu Andelfingen, der anno 1592 als der letzte seines Geschlechtes starb, 1592 Junker Heinrich Funk, memmingischen und augsburgischen Geschlechterstandes, Vorgänger der Heinzel v. Dägerstein im Besitze von Schloß und Herrschaft Elgg, Hans Blaarer von Wartensee

auf Schloß Mörspurg, Hans Ludwig von Waldkirch im Schloß Rohr bei Rümlang, Hug Friedrich von Landenberg zu Sulzbach im Elsaß, welcher einen alten Becher auf drei „Engelsfüßlinen“ mit einem Deckel verehrte, Herr Johann Philipp, Freiherr von Hohensax, mit einem hohen, getriebenen, vergoldeten Stauf sammt Deckel, 54 Loth schwer, Herr Christoph Tschudi, Ritter (1600), Jost Meyer, welcher der Gesellschaft als Seelgret (letztwillige Vergabung) einen vergoldeten Dopplet von 62 Loth hinterließ, an welches Geschirr indessen die Gesellschaft 10 Kronen zu zahlen hatte, 1610 Junker Joachim Imthurn von Schaffhausen, welcher als Besitzer von Schloß und Gerichtsherrlichkeit Altikon im zürcherischen Gebiete — 1575 durch seinen Vater, Hans, käuflich erworben — zuerst Landsasse, dann 1613 wirklicher Burger von Zürich und Mitglied der Gesellschaft zum Rüden ward und deßhalb 1613 einen zweiten Becher nachfolgen ließ, Junker Hans Imthurn, Herr Alexander Keller und Herr Jakob Huber, alle drei Pfleger des ehemaligen Klosters Allerheiligen, in Schaffhausen, Herr Ulrich Wittweiler, Fürstabt zu Einsiedeln, Herr Martin, Abt zu St. Blasien auf dem Schwarzwald, Junker Burkhard von und zu Hallwyl, Junker Christoph vom Grütt zu Jestetten 1591, 1599 die Stadt Winterthur, welche in diesem Jahre von den Blaarern von Wartensee das Schloß Mörspurg bei Oberwinterthur, Lehen der Stadt Zürich als Inhaberin der Grafschaft Kyburg, sowie das Meyeramt oder die grundherrliche Gerichtsbarkeit zu Oberwinterthur, Lehen vom Bischof von Constanz, erkauft hatte und damit in die eigenthümliche Stellung gerathen war, gleichzeitig zürcherische Municipalstadt und zürcherische der Constaffel mit Reispflicht verbundene Landsassin zu sein, welch letztere Eigenschaft sie durch Schenkung eines vergoldeten Dopplets, 48 Loth schwer, bekundete, Junker Sigmund Zollikofer v. St. Gallen, welcher anno 1604 einen getriebenen, vergoldeten Hofbecher von 24 Loth schenkte, Otto Spiegel vom

Neuenhaus, ein meißnischer Edelmann, Hans Friedrich v. Hallwyl zu Schafisheim, Hans Thüring von Hallwyl zu Trostburg und Hans Hartmann von und zu Hallwyl, Hans Caspar von Ulm zu Hüttlingen, der einen ganz vergoldeten silbernen Stauf von 31 Loth mit einem Deckel, auf welchem die Wappen von Ulm und Meiß sich befanden, vergabte, Hans Heinrich und Wenzeslaus die Gruber, Gebrüder zu Lyon, zürcherische Ausburger und Genossen der Constaffel, 1580 Herr Philipp Flach von Schwarzenburg, St. Johanns-Ordensmeister in deutschen Landen, der einen vergoldeten Stauf von 32 Loth schenkte, Herr Wolfgang Spieß, Probst zu Fahr und Herr Damasius Lienenmeer (?), Großkeller zu Wettingen, 1597 Herr Jodokus (Singeisen), Abt zu Muri, und Herr Peter (Schmid), Abt zu Wettingen, 1598 Herr Bernhart von Angelloch, Meister St. Johanns-Ordens in deutschen Landen, 1599 Herr Bernhard (Müller), Fürstabt von St. Gallen, 1602 Herr Augustin (Hofmann), Abt von Einsiedeln, endlich 1627 Herr Eberhard (v. Bernhausen), Abt zu Rheinau.

Die Silbergaben der Zürich benachbarten Prälaten an die Constaffel waren aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts keineswegs mehr freiwillige Leistungen, wie früher sicherlich der Fall gewesen, sondern, da die Stifte Einsiedeln, Wettingen und andere mehr, welchen im zürcherischen Gebiete noch reiche Einkünfte und Gefälle zustanden und der Johanniterorden, welcher noch das Ordenshaus Bubikon besaß, mit der Stadt Zürich in „Burgrecht", ursprünglich einer Art von Bündniß, jetzt mehr ein Schutz- und Schirmverhältniß geworden, standen, wurden die jeweilen an der Spitze der genannten Stifte und Orden stehenden Individuen als „Gedingburger", d. h. als das persönliche Burgerrecht der Stadt Zürich mit Zugehörigkeit zur Constaffel genießend, betrachtet, denen, wenn sie an ihre hohe Würde gelangten, die gleiche Verpflichtung zu einer Silbergabe zugemuthet werden

durfte, wie den weltlichen Constafflern, welche in den Rath gewählt oder zur Verwaltung einer Landvogtei oder Amtmannschaft berufen worden waren. Wenn nun ein solch neugewählter Prälat es eine Weile anstehen ließ, dieser Ehrenpflicht nachzukommen, wurde er durch ein zwar höfliches, aber unmöglich mißzuverstehendes Schreiben daran erinnert, was sich gehöre. So schreibt unterm 13. Februar 1617 Hans Escher, des Raths und Seckelmeister, sammt andern Verordneten im Namen Gemeiner Gesellschaft zum Rüden an Herrn Eberhard (von Bernhausen), Abt zu Rheinau, und ermahnt ihn, der Gesellschaft zum Rüden nach löblichem altem Brauch ein Silbergeschirr zu verehren, mit der Begründung, es sei bisher immer Brauch gewesen, daß ein neuerwählter Prälat, der einer Stadt Zürich mit Burgrechtschirm oder Nachbarschaft zugethan sei und in derselben Landen Einkommens zu genießen habe, die Gesellschaft zum Rüden mit etwas Silbergeschirr begabe, wie dieß auch von andern fremden und einheimischen Ehrenpersonen geschehe. Man nehme an, er habe dieß bisher nur vergessen u. s. w. — Obschon dieser deutliche Wink sofort muß verstanden worden sein, bedurfte es gleichwohl noch reichlich zehn Jahre, bis ihm entsprochen wurde; denn erst mit dem noch im Originale vorhandenen, mit dem Abtssiegel versehenen, an den edeln vesten Herrn Hans Georg Grebel, Stadtschreiber Loblicher Stadt Zürich gerichteten und vom 14. Oktober 1627 datirten Schreiben des Abtes Eberhard übersendet Letzterer einen inwendig vergoldeten 22 Loth schweren Becher sammt Deckel. —

In den sehr ansehnlichen Bestand ihres noch ungetheilten Silberschatzes, den weitere und engere Constaffel gemeinsam im Jahre 1629 aufzuweisen hatten, riß dieses Jahr schon eine empfindliche Lücke. Es ergieng nämlich damals von den gnädigen Herren des Rathes der Stadt Zürich der Beschluß, daß wegen der eingetretenen gefährlichen Kriegsläufe — im Mai des genannten

Jahres fiel ein österreichisches Heer, das bald auf 35,000 Mann anwuchs, in Graubünden ein — von den Gesellschaften und Zünften ein Theil ihres Silbergeschirrs eingeschmolzen und zu Geld gemacht werden solle, damit man auf den Nothfall, den doch Gott der Herr in Gnaden abwenden wolle, etwas besser mit Geld versehen sein möge. Dieser „Rathserkanntnuß" zu gehorchen, sonderte man auf dem Rüden einen Theil des Silberschatzes im Gesammtgewichte von 1841 Loth, oder 115 Mark und 1 Loth, aus, übergab denselben dem Münzmeister Kilchsperger, welcher dafür einen Gegenwerth von 1386 Gulden zurückerstattete, und lieferte am 12. November 1629 durch Jkr. Hauptmann Stapfer den Betrag von 1300 Gulden an guten Dicken an den Großkeller am Stift, Herrn Hans Ludwig Dietschi, ab, welcher seinerseits unterm 25. Januar 1630 diese Summe dem Standesseckelmeister Junker Hans Heinrich Wirz zustellte. Der Ueberschuß von 86 Gulden fiel in die Gesellschaftscasse. —

Die in Geld verwandelten 1841 Loth Silber bestanden aus 75 Bechern, 5 Kelchbechern, 10 Stäufen, 22 Stäufli, daneben aber auch aus einigen größern Stücken, wie dem „knorrechten" Glas Ludwig Hüttlis, dem hohen Stauf des Johanniter-Ordensmeisters v. Hohenheim-Bombast, dem freiherrlich hohensaxischen hohen Stauf, dem Dopplet Jost Meyers, sowie dem Löwen der Gebrüder Heinzel von Dägerstein. Ungefähr 417 Loth waren Geschenke — theilweise noch aus den letztvergangenen drei Jahrzehnten — von Prälaten, Landsassen und andern Personen, die nicht als eigentliche Mitglieder der Gesellschaft zu betrachten sind, gewesen. Wenn an den kleinen Bechern und Stäufen kaum ein großer Kunstwerth verloren gegangen ist, so muß dagegen bedauert werden, daß die größern Schaustücke, an denen wohl das Kunstgewerbe der Jahre 1606, 1563, 1598, 1603 und 1593 Sehens- und Erhaltenswerthes zu Tage gefördert hatte, dem Feuertode nicht entzogen worden sind.

Da die aus dem Statut vom 2. Januar 1575 hervorgegangene Verpflichtung für die Mitglieder zur Schenkung von Silbergaben in bestimmten Fällen fortbestand, die neugewählten Prälaten um ähnliche Leistungen freundschaftlich gemahnt wurden und fernerstehende der Gesellschaft befreundete Standespersonen kaum wußten, welches Schicksal den Ehrengeschirren drohte, die sie zu bleibendem Angedenken zu stiften vermeinten, so war die Lücke, die das Jahr 1629 in den Silberschatz des Rüden gerissen hatte, bald wieder ausgefüllt.

Die Jahre 1630 bis und mit 1655 führten dem Silberschrein der Constaffel wieder zu:

4 vergoldete Becher und 17 vergoldete Kelchbecher, meist im Gewichte von 17 oder 18 Loth, zwei vergoldete Stäufe — der eine 1655 von Heinrich Werdmüller — 16 und 18 Loth schwer, 10 vergoldete Schalen, 16 bis 22 Loth wägend, 1 Paar Salzbüchsli von 16 Loth und 3 hohe, vergoldete Salzbüchsli von 22 Loth, 1 Dutzend silberne Löffel im Gewichte von 28 Loth, ferner von größern Stücken ein vergoldeter Stauf mit Deckel, 35 Loth schwer, 1631 von Junker Heinrich Stapfer und seinen Söhnen verehrt, 1635 eine vergoldete Birne („Birr") von 118 Loth, Gabe der Junker Oberstlieutenant Hans Jakob, Hauptmann Hans Heinrich und Hauptmann Hans Grebel, 1638 ein vergoldeter Ritter zu Pferd, 104 Loth schwer, Geschenk des Herrn Caspar Schmid, Ritter, Oberster, des Raths, Pannerherr und Reichsvogt, auf welches zierliche Stück später nochmals eingetreten werden soll, ein vergoldeter Dopplet, 110 Loth wägend und im Jahre 1638 von Junker Hans Ludwig Schneeberger, des Raths und gewesener Landvogt der freien Aemter, vergabt, ebenfalls 1638 ein vergoldeter Fuchs — das Wappenthier des Junkergeschlechtes der Reinhard — im Gewichte von 98 Loth, Geschenk des Hans Bernhard Reinhard, Amtmann

des Klosters Wettingen im Wettingerhaus, ein vergoldeter Rübe von 48 Loth, 1639 von Hans Wilhelm von Schönau, des Raths, verehrt, welch schöne Arbeit später nochmals zur Behandlung kommen soll, 1642 ein „groß vergült gschirr mit einem Deckel", 49 Loth wägend und herrührend von Wolff Dietrich von und zu der Breitenlandenberg, endlich zwei vergoldete Muscheln, je 46 Loth schwer und beide im Jahre 1650, die eine von Junker Hans Heinrich Lochmann, des Raths, die andere von Junker Hans Jakob Haab, des Raths, gestiftet.

Von den geistlichen Würdenträgern stellten sich ein Placidus (Reimann), Fürstabt von Einsiedeln, mit einem vergoldeten, 23 Loth schweren Stauf, Blasius, Abt zu St. Blasien, zweimal mit ebensolchen Stäufen von 25 und 26 Loth, Christoph (Bachmann) und Niklaus (von der Flüe), beide Aebte von Wettingen, mit vergoldeten Stäufen, 21 und 22 Loth wägend.

Dagegen verehrten Silbergaben in anderer Form Dominik Tschudi, Abt von Muri, welcher 1645 eine vergoldete Muschel von 29 Loth, Bernhard (Keller von Luzern), Abt von Wettingen, der 1650 eine vergoldete Birne („Birr") von 25 Loth, und Bonaventura Honegger, Abt zu Muri, welcher 1655 eine vergoldete glatte Schale von 26 Loth schenkte. —

Inzwischen hatten sich die confessionellen Gegensätze in der Schweiz bis zum Kriege verschärft, der denn auch im Jahre 1656 wirklich ausbrach und entweder nach der Belagerung von Rapperswyl Rapperswyler- oder nach der ersten Schlacht bei Villmergen Villmerger-Krieg geheißen wird. Der Rath des Standes Zürich, welchem dieser Bruderkrieg allerdings schwere Kosten verursachte, mit denen die bleibenden Resultate des Friedensschlusses in gar keinem Verhältnisse standen, sah sich bewogen, zum zweiten Male die Generosität der Gesellschaften und Zünfte anzurufen, damit diese beitragen, die für die Kriegführung erforderlichen Geldmittel zu beschaffen. So fielen denn wiederum

eine schöne Zahl von Bechern und Stäufen, auch einige größere, theils um ihrer Schenker willen, theils wohl auch durch ihre Ausführung bemerkenswerthe Stücke diesem Kriege zum Opfer.

Laut Silberbüchlein der Constaffel wurden am 17. Januar 1656 auf Befehl der gnädigen Herren des Rathes und mit Rath der Herren Vorgesetzten Loblicher Constaffel durch Junker Raths- und alt Stallherr Gerold Escher und Herrn Heinrich Werdmüller als hiezu Verordneten 44 Stücke aus dem Silberschatze, zusammen 1205 3/8 Loth schwer, ausgeschossen und Herrn Münzmeister Simmler zum Einschmelzen übergeben. Hievon waren 480 Loth Eigenthum gesammter Constaffel, 725 Eigenthum des engern Verbandes oder des „Stübli" zum Rüden gewesen. Der Erlös des Ganzen belief sich auf 1147 Gulden und 32 Schillinge. — Die 44 Stücke setzten sich zusammen aus 13 Stäufen und Stäufli, 4 Bechern, 12 Kelchbechern, dem Hofbecher Sigmund Zollikofers, 2 Spitzgläslein, 3 Schiffchen, einer Schale, dem vergoldeten Rüden der Junker Stapfer von 1589, dem Becher des Herrn v. Bodeck zu Elgg von 1599, ihrer königlichen Majestät von Frankreich Geschirr von 1614, dem Stauf Landammann Gulers von Wyneck, dem Becher der Gebrüder Spon von Lyon, der Schale des Freiherrn Christoph Friedrich von der Hohensax, endlich den zwei Schalen der beiden Johanniterordensmeister Flach von Schwarzenburg und von Angelloch.

Daß zur gleichen Zeit, als die zürcherischen Gesellschaften so ansehnliche Opfer zu Gunsten des Gemeinwesens brachten, auch auf der Seite der politischen Gegner Zürichs Aehnliches geschah, ergiebt sich beispielsweise aus folgender in Rickenmanns Geschichte von Rapperswyl (II. Auflage 1878, p. 235) enthaltenen Angabe: „Die ‚Knabenzunft', auch ‚Saugericht' oder ‚unüberwindliche Gewalt der Junggesellen' besaß 1653 69 silberne Becher, worunter der große ‚Saubecher' allein 127 Loth wog. Beinebens war die Zunft gemeinnützig und nahm auf das Wohl

der Gemeinde Bedacht, wofür rühmend spricht, daß sie im Jahr 1656, als die Frucht sehr wohlfeil war, 46 solcher Becher verkaufte, um dagegen Korn aufzuspeichern, 8 andere wurden zu frommen Zwecken der Kirche gegeben."

Wie nach dem Verluste von 1629 erholte sich auch dießmal der Silberschatz zum Rüden bald wieder etwelchermaßen von der erlittenen Einbuße, dieß um so eher, als man genau aufpaßte und strenge darauf hielt, daß Keiner, von dem man eine Silbergabe beanspruchen durfte, seiner Verpflichtung ausweichen könnte. So wurde z. B. im Jahre 1660 an Obrist Reinhard ein Schreiben abgefertigt, worin ihm aufgetragen wird, er solle Herrn General Werdmüller um ein Geschirr mahnen. (Es ist hiermit ohne Zweifel General Hans Rudolf Werdmüller, 1655 des kleinen Rathes, † in Villingen 1677, als kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant gemeint. Wenn trotz der Mahnung weder ein silbernes Geschirr noch eine entsprechende Gabe an Geld von diesem Kriegsmanne im Silberbüchlein zu finden ist, so hängt dieß wohl damit zusammen, daß er von 1660 an bis zu seinem Tode fast fortwährend, zuerst in französischen, dann — zum zweitenmale — in venetianischen und endlich von 1672 an in kaiserlichen Diensten landesabwesend war.)

Die Jahre von 1656 bis 1675 führten dem Silberschatze der Constaffel wieder zu: 16 ganz vergoldete Schalen im Gewichte von 18—30 Loth und 3 solche von 36—40 Loth, einen Becher von 26 Loth, 7 Stäufli, 12—16 Loth schwer und 2 Kelchbecher zu 15 Loth. Unter den Gebern dieser 29 Ehrengeschirre erscheinen die Prälaten Aegidius (v. Waldkirch), Fridolin (Summerer) und Hieronymus (aus dem adelichen Geschlechte Troger in Uri), Aebte von Muri, Gerhard (Bürgißer), Benedict (Staub), Marianus (Ryser) und Nikolaus (Göldlin v. Tiefenau), Aebte von Wettingen, und Augustin (Reding von Biberegg), Fürstabt von Einsiedeln, ferner von Gliedern bisher noch nicht

erwähnter Constaffler=Geschlechter Junker Rathsherr Johann Caspar Steiner, Gerichtsherr zu Uitikon, Herr Johann Rudolf Gyger, der Arznei Doktor, der Physik Professor und Verwalter des Stiftes Großmünster und Johann Caspar Gyger, des großen Raths und Amtmann im Augustineramt. Ferner kamen im gleichen Zeitraume zu den mehrerwähnten 29 Schalen, Bechern und Stäufen noch hinzu 1660 durch den Constaffelherrn Heinrich Werdmüller eine vergoldete Schale im Gewichte von 47 Loth, 1658 durch Junker Johann Jakob Haab, des Raths, alt Bauherrn und Seckelmeister, eine vergoldete Muschel, 20 Loth schwer, 1660 eine Laterne von 26 Loth durch Herrn Joh. Reinhard von Hedingen oder Hedinger in Heidelberg, der nebst seinem Bruder Ludwig Reinhard, juris utriusque licentiatus, kurfürstlicher Advocat in Heidelberg und Vertreter der Reichsritterschaft von Schwaben und Franken, 1658 sein altes Burgerrecht in der Stadt Zürich und seine Constaffelgenössigkeit erneuert hatte. Endlich vermehrte sich der Silberschatz der Constaffel anno 1672 noch um das zum Glücke noch heute existirende Prachtstück, welches das Wappenthier der adelichen Escher vom Luchs, den aufgerichteten Luchs, darstellt. Dieses treffliche Erzeugniß zürcherischer Goldschmiedekunst, 212 Loth schwer, auf welches später einläßlicher eingetreten werden soll, verehrten der Constaffel im Jahre 1672 gemeinsam die zwölf Junker Johannes Escher, des Raths 1659, Landvogt der Grafschaft Baden 1665, Johann Heinrich Escher, des Raths von der freien Wahl und Obrist 1660, Johann Caspar Escher, Achtzehner 1649, Stallherr 1660, Johann Baptista Escher, Obervogt zu Steinegg 1654, Johann Caspar Escher, fürstlicher Statthalter des Ritterhauses Bubikon 1642, Johann Hartmann Escher, Freihauptmann, Achtzehner (des großen Rathes als Vertreter der Constaffel) 1659, Johann Georg Escher, Stadtschreiber 1665, Amtmann zu Winterthur 1668, Johann Caspar Escher, Landvogt der Herrschaft Regensberg 1669, Marx Escher, Land=

schreiber und Achtzehner 1664, Johann Caspar Escher, kurfürstlich sächsischer Kammerjunker, Obristwachtmeister und Hauptmann der eidgenössischen Leibgarde 1660, Joh. Heinrich Escher, Schützenmeister und Achtzehner 1671, und Marx Escher, fürstlich Einsiedlischer Amtmann allhier 1662. —

Das Jahr 1675 nun bildet einen Markstein in der Geschichte der bei den zürcherischen Gesellschaften und Zünften heimischen Sitte der Silbergaben. Daß die Regierung diese Sitte stets gerne gesehen und nach Kräften protegirt, auch bereits zu wiederholten Malen von ihren Früchten profitirt hatte, ist schon gezeigt worden. Nunmehr aber begann sie, in die ursprünglich ganz selbstständig bei den Gesellschaften und Zünften entstandene und gehandhabte Uebung durch directe Befehle sich einzumischen. Vom 22. April 1675 datirt eine „Rathserkenntniß" folgenden Inhaltes: Nachdem meine gnädigen Herren in Erfahrung gebracht, daß auf etlichen Zünften die Ehrengeschirre im Rückstande seien, so daß diejenigen, welche die Ihrigen gleich nach erlangter Ehrenbeförderung eingeliefert, sich dessen als einer Ungleichheit beschweren, haben dieselben erkannt und wollen, daß diejenigen, welche wegen erlangter Ehrenstellen ihre Schuldigkeit dießfalls nicht erfüllt, hiezu beförderlichst gemahnt und die Verzeichnisse der Rückständigen von den Herren Zunftpflegern meinen Gn. HH. überschickt werden. Zugleich werden alle Zunftpfleger erinnert, bei gegenwärtigen gefährlichen Zeiten kein Zunftgeld außer auf goldene oder silberne Pfänder auszuleihen, dagegen von gemeiner Zunft wegen sich mit einer namhaften Baarschaft für den Nothfall versehen zu halten. — Unterm 19. Juni 1675 erließen sodann „Räth und Burger" oder die Zweihundert unter dem Vorsitze Ihro Gnaden des Herrn Burgermeisters Spöndli nachstehenden Beschluß[1]: „Nach ableßung deß Rathschlags wegen

[1]) Constaffel-Archiv. Convolut: „Beschlüsse des großen Rathes 1349—1795".

der Silbergaaben, vff Constaffel und Zünfft, von Ehrenstellen, Vogteyen, und Aembteren ward derselbe einhellig gutgeheißen, und bestedtet, also daß Ein Jeder, der eine der hernach bemeldten Ehrenstellen, Vogteyen oder Beambtungen erlanget, daruon vff Constaffel oder die Zunfft dahin Er dienet, souil an bahrem gelt bezahlen, wie by Jeder Verzeichnet, wellicher aber lieber daß synige an einem Silbergschirr geben wolte, der soll es thun mögen, für jeden guldin aber ein Lot Silbergschirr zu erstatten haben, alles Inn der Meinung, daß sowol daß allßo gefallene gelt alß daß Silbergschirr bar vfbehalten werden, vnd benanntlichen so soll geben:

Ein Burgermeister 100 fl oder ein Silbergschirr von 50 Lodt.

Ein Statthalter . . . . Seckelmeister . . . . . . Obmann zun Barfüßern . .	90 fl oder ein Silbergschirr von 45 Lodten.
Ein Rathsherr . . . . Zunfftmeister . . . . . . Landvogt zu Baden . . . . Im Turgeuw . . . Freyen Aembter . . Lauwis . . Kyburg . .	80 fl oder 40 Lodt an einem Silbergschirr.
Ein Silherr . . . . Verwalter der Stifft . . . . Pfarrer in der Statt . . . Chorherr . . . . Vogt zu Wädenschwyl . . . Eglißauw . . . . Wynfelden	60 fl oder 30 Lodt an einem Silbergschirr.

Ein Ambtman zu Rüthi . . . . Cappel . . . . Küßnacht . . . Winterthur . . Töß . . . . Embrach . . . Frauwmünster . Öttenbach . . . Augustyneren . . Allmußen Ambt .	60 ℔ oder 30 Lodt an einem Silbergschirr.
Ein Buwherr . . . . Kornmeister . . . . Landvogt Im Rhyntal . . . zu Sarganß . . . zu Luggaruß . . . Schultheiß . . . . Stattschryber . . . . Vnderschryber . . . . Rechenschryber . . . . Ehgrichtschryber . . . . . . Grichtschryber . . . . Achtzehner . . . . Zwölfer . . . . Vogt zu Grüningen . . . . Grysenßee . . . . Knonauw . . . . Regensperg . . . . Andelfingen	50 ℔ oder 25 Lodt an einem Silbergschirr.
Ein Vogt Im Lauffen . . . . zu Hegi . . . . Steinegg . . . . Pfyn	40 ℔ oder 20 Lodt an einem Silbergschirr.

Ein Ambtman zu Stein	40 ℔ oder 20 Lodt an einem Silbergschirr.
Groszkeller	
Cammerer	
Groszweibel	

Hieruf nun sollend Jnn Constafel und Zünfften die HH. Pflegere flyszig achtung geben, dasz bereiths verfallene und khünftig gefallende fürderlich ynziechen, und die sich widrigeten, oder in entrichtung sumsellig werend für myn Gn. HH. einen Ehrsammen Rath vertagen."

Zu diesem Decret, welches, wie es scheint, nicht pünktlich genug befolgt wurde, erschien noch ein am 2. April 1678 coram senatu beschlossener Nachtrag:

„Es werdend die Herren Vorgesetzte in Constaffel und Zünften abermahlen alles ernsts ermahnet, die vszstehenden Ehren-Gschirr oder den werth dafür von nun an mit möglichstem Flysz einzufordern, und die Jenigen so innert 14 Tagen soliche nit gehorsamlich entrichten wurdend, vnfehlbar für myn Gn. HH. zu vertagen und hiemit bey den eltist Vszstehenden den anfang ze machen auch dieses orths weder geist- noch weltliche persohnen zu verschonen."

Auf dieses verschärfte Gebot hin wurde auch von der Constaffel aus der Stubenknecht, Meister Joseph Syferig, mit einer Liste der Saumseligen versehen und zu einer Rundreise bei diesen Sündern in Bewegung gesetzt, was denn auch zur Folge hatte, dasz die Silbergaben von den 8 im Rückstande befindlichen Standespersonen ohne weitern Aufschub eingiengen.

Da in dem Rathsbeschlusse vom Juni 1675 bereits die Silbergabe an baarem Gelde vorangestellt und nur die Facultät gelassen ist, anstatt der Baarschaft ein Silbergeschirr entsprechenden Werthes einzuliefern und der erstere Modus der kürzere und mit weit weniger Umständen verbundene war, hatte das Decret zur

Folge, daß der Zuwachs an Bechern und Schalen in den Silbergeschirrbestand der Gesellschaften und Zünfte nur noch sehr spärlich stattfand und endlich ganz aufhörte. Der Silberschrank im Rüden empfieng in den Jahren 1676 bis 1698 von den zu höhern Würden beförderten Genossen der Constaffel nur noch eine vergoldete Muschel im Gewichte von 40 Loth von Jkr. Rathsherrn Joh. Caspar Haab (1676), eine ganz vergoldete Traube, 27 Loth schwer — das Wappenbild des adelichen Geschlechtes der Zoller — von Junker Amtmann Zollers sel. Erben (1676), ferner einen vergoldeten Kelchbecher und elf vergoldete Schalen im Gewichte von 24 bis 45 Loth, worunter die 1698 von Jkr. Quartierhauptmann und Rathsherrn Hans Heinrich Escher verehrte Schale die letzte Silbergabe ist, welche der Constaffel seitens eines ihrer zu höhern Würden promovirten Mitgliedes in natura verabfolgt wurde. Unter den Gebern dieser letzten 14 Ehrengeschirre erscheinen Glieder der bisher noch nicht vorgekommenen Geschlechter Heß, Schärer, Hirzel und Escher vom Glas.

Nur die Zürich und der Constaffel befreundeten Prälaten von Muri, Wettingen und Einsiedeln, auf welche der Rathsbeschluß vom Juni 1675 keine Anwendung fand, fuhren mit wenigen Ausnahmen fort, der alten Uebung gemäß bald nach jeweiligem Antritt ihrer Würde ihre Geneigtheit gegenüber der Stadt Zürich und ihrer vornehmsten Corporation durch Verehrung eines silbernen Ehrengeschirrs in Form einer Platte, eines Bechers, meist aber einer Schale zu bekunden. Doch scheint auch jetzt noch wie früher hie und da einmal eine bezügliche Mahnung an den neuen Würdenträger von Nöthen gewesen zu sein. Es geht dieß aus einer Notiz im Protokoll der Constaffel hervor, nach welcher Dienstags den 30. Dezember 1684 die Herren Räthe, Achtzehner und ganze adeliche Gesellschaft nach Abwicklung verschiedener Domestica beschlossen, es solle betreffend die neu erwählten Herren Prälaten zu Muri und Rheinau wegen ihrer

der löblichen Constaffel schuldigen Ehrengeschirre abgewartet werden, ob sie selbige vielleicht ungemahnt überschicken möchten und wofern es nicht geschehe, solle mit der Gesellschaft zum Schnecken — welche die gleichen Ansprüche wie die Constaffel an die Herren Aebte machte — darüber geredet werden, wie sie sich deßwegen verhalten wolle.

Von 1675 an bis zur großen Umwälzung von 1798 stellten sich mit ihrer Silbergabe ein von den Aebten von Wettingen

1694 Basilius (Rüthi),
1705 Franciscus (Baumgartner),
1722 Albericus Beusch,
1747 Petrus III (Kälin),
1762 Petrus IV (Müller von Zug),
1765 Kaspar (Bürgißer) und
1769 Sebastian (Steinegger);

von den Aebten — seit 1701 auch Reichsfürsten — von Muri

1685 Placidus (v. Zurlauben),
1724 Geroldus (Heimb),
1751 Fridolin (Kopp),
1758 Bonaventura (Bucher) und
1777 Gerold II (Meyer v. Schauensee);

endlich von den Fürstäbten von Einsiedeln

1699 Raphael (v. Gottrau),
1702 Maurus (v. Roll v. Solothurn),
1715 Thomas Angelicus (Schenkli),
1736 Niklaus v. Flüe (Imfeld),
1774 Marianus (Müller von Esch) und endlich
1781 Beatus (Küttel).

In der modernen Form eines Geldgeschenkes im Betrage von 40 bis 100 fl statteten nunmehr in der Periode vom 19. Juni 1675 bis zum Schlusse des Jahres 1797 304 Mit-

glieder der Constaffel dieser ihrer Corporation, den Tribut ab, den sie ihr bei Anlaß der Beförderung zu einem der oben aufgezählten höhern geistlichen oder weltlichen Aemter schuldig geworden waren. Unter ihnen begegnen uns Mitglieder der bis anhin noch nicht vorgekommenen Familien Rahn, Schiegg, Lavater, Wirth, Orelli, Muralt, Tobler, Grob und Ulrich.

Die Jahre 1678 und 1680 verminderten den Silberschatz der Constaffel wieder um ein Erkleckliches, indem im erstern Jahre neuerdings 46 Stücke nebst diversen Deckeln und Löffelstielen, total 1120 Loth, „zum Schmelzen ausgezogen" wurden, was sich 1680 mit 316 Loth wiederholte.

Anno 1684, nachdem verschiedene tiefere Differenzen zwischen der engern Gesellschaft des „Stübli" und den nur der weitern Constaffel angehörigen Herren, welche Differenzen seit Beginn der 1640er Jahre zum Ausbruche gekommen waren, viele Jahre hindurch das Leben im Hause zum Rüden verbittert und auch den Rath der Stadt mehrfach beschäftigt hatten, durch — theilweise vom Rathe bestätigte — Vergleiche beseitigt worden waren, wurde auch eine Sönderung des Silbergeschirrs in Eigenthum des „Stübli" und solches gesammter Constaffel vorgenommen. Das Resultat war, daß 1096 Loth als Eigenthum gesammter Constaffel, 1312 Loth als solches der engern Gesellschaft erklärt wurden; 597 Loth, über welche man nicht in's Klare kommen konnte, wurden in der Folge gegen gewisse von ihr zu übernehmende Leistungen ebenfalls der Letztern überlassen, unter der Bedingung, daß das in den 597 Loth inbegriffene „Credenz", von welchem eine nähere Beschreibung leider fehlt, den Herren von der weitern Constaffel zum Gebrauche bei „Ehrenmahlzeiten" ebenfalls überlassen werden solle. —

Aus was sich die als Besitz gesammter Constaffel erklärten 1096 Loth Silbergeschirr zusammensetzten, ist nicht ersichtlich, ebensowenig wann und wozu der größte Theil dieses Silber-

schatzes sammt den zwischen 1684 und 1702 hinzugekommenen 7 Schalen von promovirten Mitgliedern gesammter Constaffel und 4 Schalen von neu gewählten Prälaten Verwendung gefunden hat. Thatsache ist nur, daß ein im Jahre 1702 neu angelegtes Verzeichniß des der löbl. Constaffel gehörigen Silbergeschirrs bloß noch 15 Schalen von je 22—40 Loth Gewicht, eine Platte von 26 Loth, zwei Becher von 24 und 33 Loth und den Luchs von 212 Loth, im Ganzen ein Silbergewicht von 789 Loth aufweist. Hiezu kam nun bloß noch 1705 die Schale des Abtes Franciscus Baumgartner von Wettingen. Von da an wurden die eigentlich für die Gesammt-Corporation der Constaffel bestimmten Prälaten-Becher, wahrscheinlich auch in Folge eines Verkommnisses zwischen der weitern Constaffel und dem Stübli, jeweilen bei Eingang dem Letztern überlassen. Ebenso muß der Luchs zwischen 1702 und 1786/87, wo er im Inventar der adelichen Gesellschaft figurirt, zweifelsohne durch Kauf an Letztere übergegangen sein. Als die Stürme der französischen Invasion, welche den Umsturz des ganzen Staatsgebäudes der alten Republik Zürich zur Folge hatte, hereinbrachen, besaß die Constaffel laut der durch die beiden Constaffelpfleger, Caspar Meyer von Knonau und Hans Rudolf Werdmüller von Elgg, abgelegten Rechnung über das Jahr 1796 an Silbergeschirr nur noch das nachstehende bescheidene Inventar:

							Loth.
„1.	Ein	Schönauer-Becher	von	anno	1690,	vergoldt, .	36
2.	„	Hirtzel-	„	„	1676,	sim°, . .	46
3.	„	Edlebachen-	„	„	1688,	„ . .	31
4.	„	Escher-	„	„	1658,	„ . .	40
5.	„	Escher-	„	„	1674,	„ . .	30
6.	„	Schmiden-	„	„	1679,	„ . .	36

Uebertrag Loth 219

						Loth.
					Uebertrag	219
7.	Ein Meyer=Becher	von	anno	1664	. . . . .	24
8.	„ Schmiden=	„	„	„ 1655	. . . . .	36
9.	„ Steiner=	„	„	„ 1663	. . . . .	22
10.	„ Wettinger=	„	„	„ 1694	. . . . .	24
11.	„ Grebel=	„	„	„ 1663	. . . . .	22
12.	„ Einsiedler=Becher sammt Deckel ohne Jahrzahl					34
13.	„ „ „ „ „ „					24
14.	Eine Confectblatte von Muri von getriebener Arbeit					27
					Loth	432".

Im Laufe des Jahres 1798, während die Stadt von den französischen Truppen occupirt war und Gesellschaften und Zünfte Wegnahme ihrer Güter befürchteten, schritt die Constaffel zur Liquidation und Theilung ihres 229,163 ꝑ betragenden Vermögens. Laut Rechnung von 1798 empfieng der Constaffelpfleger am 7. Juni von der Municipalität für die durch diese von der ehemaligen Constaffel übernommenen zwei silbernen Girandoles von 179 Loth Gewicht 460 Pfund, ferner unter'm 19. Juni 1798 von Bürger alt Stubenmeister Diethelm Gyger (Goldschmid) für die ihm käuflich überlassenen „Pocals" Nr. 4, 5, 7, 8 und 9 des Verzeichnisses von 1796, zusammen 152 Loth wägend, zu 1 fl 4 ß 334 ꝑ und 8 ß. Es wurden in einer ersten und zweiten Theilung 190,972 ꝑ unter sämmtliche Mitglieder der Constaffel vertheilt, 24,988 ꝑ dagegen vorläufig noch unvertheilt gelassen, in der Folge aber ebenfalls zur Austheilung gebracht. Was aus den Bechern Nr. 1, 2, 3, 6 und 10 bis 14 des Verzeichnisses geworden, läßt sich aus den Acten nicht ersehen. Wahrscheinlich sind sie bald darauf ebenfalls einem Goldschmid verkauft, vielleicht auch unter den Gesellschaftsmitgliedern versteigert worden, in welchem Falle der eine oder andere dieser

Becher (richtiger Schalen) möglicherweise noch sein Dasein im Silberschranke einer alten Zürcher-Familie fristen könnte. Sicher ist, daß die Constaffel auch nicht ein einziges Stück ihres vormaligen Silberschatzes in das 19. Jahrhundert hinüber gerettet hat.

Weit besser als die Geschicke des Silberschatzes gesammter Constaffel lassen sich seit 1684 diejenigen der Ehrengeschirre verfolgen, welche bei der im genannten Jahre stattgehabten Sönderung dem engern Kreise der Constaffel, dem Stübli, zugesprochen wurden und die total 1909 Loth wogen. Zwar wurden davon gleich im Jahre 1686 634 Loth für den Schmelztiegel bestimmt und dem Stubenmeister der adelichen Gesellschaft, Hans Wilhelm Blaarer v. Wartensee, mit der Weisung übergeben, aus deren Erlös von 1102 ₶, 14 ß und 6 hlr. zwei Dutzend silberne Löffel, zwei Dutzend silberne Gabeln, zwei Dutzend silberne Messer sowie zwei Dutzend silberne, inwendig ganz und auswendig halb vergoldete Tischbecher machen zu lassen, welche Bestellung der Goldschmid Johannes Weber ausführte. Diese neu angeschafften Bestecke und Tischbecher wogen 494 Loth und es betrug somit das Gewicht des ganzen Silbervorrathes am Schlusse des Jahres 1686 wieder 1769 Loth. Dieser Bestand setzte sich wie folgt zusammen:

39 Loth wog die silberne Kugel von 1624 (s. oben Seite 154).
81 „ „ das silberne, vergoldete Schiff mit der Fortuna von 1625 (s. oben Seite 154).
118 „ „ die vergoldete Birne von 1635 (s. oben S. 159).
104 „ „ der Ritter zu Pferde von 1638 (s. oben S. 159).
110 „ „ „ vergoldete Dopplet v. 1638 (s. oben S. 159).
98 „ „ „ „ Fuchs von 1638 (s. oben S. 159).
48 „ „ „ „ Rübe von 1639 (s. oben S. 160).

16 Loth wogen drei Salzbüchslein, 1611 von 12 Junkern Meiß, Zoller, Escher, Göldli, Edlibach, Meiß, Escher, v. Schönau, Escher, Blaarer, Grebel, und Stapfer verehrt.

72 „ „ $2^{1}/_{2}$ Dutzend alte silberne Löffel.

113 „ „ 12 alte Tischbecher, geschenkt von 12 Junkern Edlibach, Escher, v. Schönau, Zoller, Escher, Escher, Grebel, Grebel, Escher, v. Wellenberg, Meyer v. Knonau und Grebel.

309 „ „ zwei Paar Kerzenstöcke, zwei Paar „Abbrechen“ (Lichtputzscheeren) und zwei Paar Salzfässer.

167 „ wog ein „silberin Credenz“.

123 „ wogen die 48 (neuen) silbernen Messer- und Gabelnhefte.

92 „ „ die zwei Dutzend neuer silberner Löffel und

279 „ „ „ „ „ „ „uff zierdt vergüldter“ Tischbecher.

1769 Loth Total. —

Das Jahr 1698 zeitigte einen Beschluß der Gesellschaft, durch welchen allerdings ein Trinkgeschirr und eine Tafelzierde von außergewöhnlicher Größe und Schönheit in's Leben gerufen wurde, leider aber nicht ohne daß dafür einige andere, ohne Zweifel künstlerisch werthvolle Arbeiten aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts preisgegeben worden wären. Laut Protokoll der Vorsteherschaft der adelichen Gesellschaft zum Rüden vom 1. Februar 1698 ward gutgefunden, daß vor erstem gesammtem „Bot“ einer Adelichen Gesellschaft solle vorgebracht werden, ob nicht rathsam wäre, daß die alten, nicht mehr gebräuchlichen Geschlechtergeschirre in ein schönes neues Geschirr möchten verändert werden, welches zu dem Gebrauch dienen könnte. — Dieser Vor-

schlag wurde von der gesammten Gesellschaft acceptirt. — Ein anderer Beweggrund kam noch hinzu, welcher mithalf, die alten Familienbecher aus dem Silberschatze zu beseitigen. Zufolge Protokoll vom 21. Dezember 1698 hatte Junker von Landenberg, Gerichtsherr zu Salenstein, ein Darleihen von 1800 Gulden aus dem Fond des „Stübli" gewünscht. Nun ward beschlossen, ihm zu einem leidlichen Zinse zu willfahren. Da aber an baarem Gelde nur 1300 Gulden vorhanden waren, wurde man einig, das vorhandene und zum Gebrauche nicht mehr dienende Silbergeschirr in Geld zu verwandeln, worauf sofort einige Mitglieder sich bereit erklärten, die einstmals von Angehörigen ihrer Geschlechter vergabten Ehrengeschirre käuflich zurückzunehmen. Zu 38 ß das Loth übernahm Junker Rathsherr und alt Amtmann Marx Escher das vergoldete Schiff mit Fortuna des Obersten Hans Peter Escher; zu 1 Gulden für das Loth zogen Junker Rittmeister und Amtmann Bernhard Reinhard im Wettingerhaus den vergoldeten Fuchs Hans Bernhard Reinhards, des Wettingeramtmanns, Junker Lieutenant Hans Caspar Schmid den vergoldeten Ritter zu Pferde, Geschenk weiland des Ritters, Obersten und Rathsherrn Caspar Schmid und Junker Hans Georg Grebel beim großen Erker die seiner Zeit von drei Junkern Grebel verehrte vergoldete Birne zurück. Der Erlös aus diesen 4 Stücken belief sich auf 794 ℔.

Einen kleinen Ersatz für die veräußerten vier Schaustücke brachte das Jahr 1699 in einem 54 Loth haltenden vergoldeten Becher sammt Deckel, welchen der 1686 verstorbene Junker Landammann Herkules von Salis-Marschlins aus freien Stücken und zum Dank für seine Aufnahme in das „Stübli" hatte machen lassen und der nun durch seinen Schwiegersohn, Herrn Hauptmann Johann Heinrich Hirzel, überreicht wurde. Immerhin fand das Jahr 1700 den Silberschatz der Gesellschaft zum Rüden auf 1423 Loth herabgemindert.

Das Jahr 1700 nun bereicherte den Silberschatz des „Stübli" zum Rüden um das Prachtstück des großen Rüden, das mit seinem Gewichte von 386 Loth das größte Schaustück ist, das sich je im Besitze der engern oder der gesammten Constaffel befunden hat und welches glücklicherweise noch heute existirt. —

Laut Gesellschaftsrechnung über die Jahre 1704 und 1705 wurden, ohne daß ein besonderer Grund dafür ersichtlich wäre, im Laufe dieser Jahre neuerdings drei Becher zu Geld gemacht. Vorab wurde das Ehrengeschirr des Herrn Herkules von Salis, das auch kaum Zeit gehabt hatte, im Silberschrank zum Rüden heimisch zu werden, dem schon genannten Herrn Hauptmann Heinrich Hirzel zu 36 ß das Loth verkauft. Dann veräußerte man die silberne Kugel des mehrfach genannten Ritters und Pannerherrn Schmid von 1624, 39 Loth schwer, und den vergoldeten „Dopplet" des Rathsherrn Hans Ludwig Schneeberger von 1638 im Gewichte von 110 Loth an den Goldschmid, Herrn Hauptmann Geßner, welcher zweifelsohne beide Ehrengeschirre in den Schmelztiegel wandern ließ. — Es verblieben der Gesellschaft mithin nur noch der kleine und der große Rüde, die silberne „Credenz", zusammen 601 Loth und 1005 Loth an kleinen Tischbechern, Löffeln, Gabeln, Salzbüchslein und ähnlichem Geräthe. — Hiezu kamen nun von 1715 an bis 1798 dreizehn Prälatenbecher oder Schalen, ferner wiederholte Anschaffungen von neuen Löffeln, Kerzenstöcken, Lichtputzgriffen, Salzbüchslein, großen Suppenlöffeln, Leuchtern, Senfgefäßen sammt Löffelchen, Vorleglöffeln, Gabeln, Messerheften und zwei „Girandolleuchtern à l'antique" (1793), gegen welche Anschaffungen indessen jedesmal ein annähernd entsprechendes Quantum von ältern Bestecken und anderm Tischgeräthe, sowie von Prälaten-Pokalen dem betreffenden Goldschmid (Schneider, Weber, Locher, Gyger) an Zahlung gegeben wurden. —

Noch einmal läßt sich an der Hand des der Rechnung über

die Jahre 1786 und 1787 beigefügten Inventars über das Silbergeschirr der Besitz der engern Gesellschaft zum Rüden an Bechern deutlich übersehen. Im Totalgewichte von 2440 Loth sind inbegriffen mit

276 Loth die 24 (1686 angefertigten) silbernen und vergoldeten Tischbecher,
167 „ die silberne, vergoldete Credenz,
384 „ der große Rüde,
47 „ der kleine Rüde,
44 „ ein Pokal von dem gegenwärtigen Fürsten von Einsiedeln,
46 „ eine ältere Schale,
33 „ eine Schale von Wettingen,
89 „ drei Schalen von ebendaher; ferner folgende 5 anno 1702 noch im Silberinventar der Gesammtconstaffel aufgeführte, seitdem also an die engere Gesellschaft cedirte Stücke,
207 „ der große Luchs,
35 „ eine Schale von Herrn Constaffelherrn Hans Christoph Werdmüller 1686,
37 „ eine Schale von Junker Constaffelherrn Heinrich Escher 1698,
36 „ eine Schale von Herrn Constaffelherrn Jakob Escher 1695,
36 „ eine Schale von Junker Constaffelherrn Wilhelm Blaarer von Wartensee 1688.

Die übrigen 1003 Loth setzten sich aus Bestecken und anderm Tafelgeräthe zusammen. —

Während der Besetzung Zürichs durch die fränkischen Occupationstruppen schritt auch die engere Constaffel aus Furcht vor möglicher Spoliation zur Vertheilung einer gewissen Quote ihres

Gesellschaftsgutes. Aus der von „Bürger" Districtsrichter Meyer (v. Knonau) geführten Rechnung über das Jahr 1798 ergiebt sich, daß aus verkauftem Silber bei Anlaß der partiellen Guts-vertheilung 3063 fl 18 ß 6 hlr. erlöst wurden, nämlich:

440 fl von der Municipalität für zwei Girandoleleuchter,

480 fl von „Bürger" Administrator Escher für den vergoldeten Luchs, wobei man sich hinzuzudenken hat: angekauft zu Handen der Familiencorporation der Junker Escher,

128 fl von „Bürger" Escher, Präsident der Municipalität für den kleinen Rüden,

2015 fl 18 ß 6 hlr. von „Bürger" Geiger, Goldarbeiter, für das Silbergeschirr, welches ihm die Commission verkaufte, nämlich: 6 Salzbüchsli, 4 Senfstizli, 12 Lichtstöcke, 12 Lichtputzen, 1 Credenz, 9 Schalen und 1 Pokal [1]). —

Neben allerdings noch reichlichem Vorrathe an Gabeln, Messern, Eß-, Servir- und Sauce-Löffeln, zusammen 712 Loth schwer, brachte also auch die engere Constaffel, die adeliche Gesellschaft zum Rüden, von all den schönen Bechern oder Trinkgeschirren des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in die Neuzeit hinüber nichts mehr als einzig und allein den großen Rüden von anno 1700, allerdings in Größe und Ausführung das bedeutendste Schaustück, welches engere und gesammte Constaffel je besessen haben. —

Wenn nun die Frage aufgeworfen wird, welche Resultate sich aus dem bisher Mitgetheilten ergeben, so dürften dieselben ungefähr in folgende Sätze zusammenzufassen und — da das von Professor Hofmeister in seiner Geschichte der Zunft zum

---

[1]) Die 24 Tischbecher waren im Jahre 1793 in ein Dutzend Löffel und Gabeln und zwei Girandoleleuchter verwandelt worden.

Weggen 1866 über deren Silberschatz Veröffentlichte vollständig mit dem hier Gesagten harmonirt und von den andern Zünften und Gesellschaften mindestens nichts Gegentheiliges vorliegt — als für sämmtliche zürcherischen Zünfte und die Constaffel zutreffend zu betrachten sein:

Constaffel und Zünfte von Zürich beginnen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Silberschatz anzusammeln, indem einzelne Mitglieder oder Befreundete der Corporation freiwillig kleinere, silberne und vergoldete Trink- oder Tischbecher, dann mehrere Personen gemeinschaftlich oder eine allein ein größeres, mehr zum Umtrunke und als Schaustück bestimmtes Ehrengeschirr vergaben. Diese Silbergaben werden im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts von den Gesellschaften und Zünften obligatorisch erklärt für diejenigen ihrer Mitglieder, welche sich verheirathen oder in den kleinen Rath oder auf Vogteien und Aemter befördert werden.

Im Jahre 1675 erläßt dann der Rath eine gesetzliche Verordnung, welcher zufolge auf Constaffel und Zünften ein Jeder, der zu einem höhern Staatsamte oder zu gewissen städtischen geistlichen Pfründen erwählt worden ist, welche Aemter und Pfründen nach Rang und Besoldung genau tarifirt werden, seiner Gesellschaft oder Zunft in deren Seckel eine zum Voraus fixirte Gabe an baarem Gelde oder dann in deren Silberschatz ein Geschirr von bestimmtem Gewichte zu geben verpflichtet ist.

Von da an werden die Silbergaben in natura mehr und mehr von den Geschenken in baarem Gelde verdrängt und hören mit dem 18. Jahrhundert gänzlich auf, abgesehen von freiwilligen Gaben, wie sie z. B. die Constaffel von den mit Zürich in enger Verbindung stehenden Prälaten zu erhalten pflegte. —

Der Silberschatz — auch mit Einschluß der größern und kunstreichern Ehrengeschirre und Schaustücke — wird aber auf Constaffel und Zünften nicht als ein Hort von sorgfältig zu

hütenden und auf die Nachwelt zu bringenden Kunstwerken, sondern als eine Sparbüchse betrachtet, in welche man in Zeiten der Noth, der Theurung oder des Krieges unbedenklich hineingreift, deren schön geformten Inhalt man einschmelzt und in baares Geld verwandelt, um die in schwierigen Zeiten vom Staate geforderten Geldleistungen ohne Besteurung des Einzelnen aufzubringen und abzutragen. Auch um das Eß- und sonstige Tafelgeräthe (Bestecke, Leuchter u. s. f.) zu vervollständigen, zu vermehren und den wechselnden Formen der Mode anzupassen, werden unbedenklich in gewissen Zeiträumen die Ehrengeschirre zu Gunsten des Schmelztiegels decimirt.

Im Ganzen haben dieselben — äußerst wenige Ausnahmen abgerechnet — nur eine Lebensdauer von einigen Decennien. Daß gleichwohl unsern Altvordern der Kunstsinn und die Pietät für alte Kunstwerke nicht abgesprochen werden darf, beweist der Umstand, daß die dem Silberschatze der Gesellschaft zum Schnecken zugekommenen großen Becher fast ausnahmslos bis zur Stunde erhalten geblieben sind, weil der Rath diese in den Staatsorganismus des alten Zürich gar nicht eingereihte Gesellschaft nicht wohl besteuern konnte, um so weniger, als jedes ihrer 65 Mitglieder entweder der Constaffel oder einer der zwölf Zünfte als Genosse angehörte und in dieser Eigenschaft schon zur Steuerleistung mit angehalten war.

Auf solchem Wege kommt es dahin, daß von den während zweier Jahrhunderte der Constaffel und jeder Zunft in so überaus reichem Maße zugeströmten Stäufen, Schalen und Bechern in mancherlei Gestalt und Formen zur Zeit der französischen Invasion im Frühjahr 1798 nur noch ganz bescheidene Bestände vorhanden waren.

Mit Bezug auf diese muß — entgegen weit verbreiteten irrigen Ansichten — constatirt werden, daß die französische Occupationsarmee sich an ihnen nicht vergriffen hat, so unbestritten

dagegen bleiben wird, daß sie die Staatscassen und Zeughäuser mehrerer Kantone ihrer altbefreundeten Nachbarn ausgeraubt hat und daß ihre Mannschaft vom General bis zum Gemeinen hinunter, Manches, vom kunst- und werthvollen Glasgemälde bis zur schönen Kinderpuppe herab, in schamlos frecher Weise mitgehen ließ. — Wenn aber auch die im Jahre 1798 in Zürich liegenden französischen Truppen vom Raube der Zunftbecher freizusprechen sind, so kann es dagegen keinem Zweifel unterliegen, daß ihre Anwesenheit und ihre Spoliation des Staatsgutes Befürchtungen erwecken mußten, welche die Constaffel wie jede einzelne Zunft zu rascher, gänzlicher oder theilweiser Liquidation und Vertheilung ihres Gesellschaftsgutes antrieb, bei welcher Gelegenheit fast ausnahmslos die noch vorhandenen Zunftbecher — ein kleiner Rest eines einstmals sehr reichen Silberbestandes — entweder dem Goldschmid für den Schmelztiegel verkauft oder an einzelne Gesellschafter veräußert wurden. —

Wenn wir nun zur Beschreibung der wenigen Becher oder Trinkgeschirre übergehen, welche — vormals Eigenthum der gesammten oder der engern Constaffel — gegenwärtig noch im Besitze anderer Corporationen oder von Privaten der Stadt Zürich vorhanden und in photographischer Aufnahme dieser Arbeit als Illustration beigegeben sind, so rechtfertigt es sich, mit dem größten und bedeutendsten derselben, dem großen Rüden, den Anfang zu machen. Es ist oben (S. 176) schon berichtet worden, daß am 1. Februar 1698 die Vorsteherschaft des „Stübli" zum Rüden auf die Idee verfiel, die alten nicht mehr gebräuchlichen Geschlechtergeschirre in ein schönes neues Geschirr umzuwandeln, welches zum Gebrauche dienen könnte, und daß das Plenum der Gesellschaft den Gedanken beifällig aufnahm und einen bezüglichen Beschluß faßte. — Der diesem Beschlusse seine Existenz verdankende Rüdenbecher wird nun im Gesellschaftspro-

tokolle vom 3. Juni 1700 zum ersten Male erwähnt. Damals waren unter dem Vorsitze des Junkers Obmann Blaarer von Wartensee „die Herren kleinen und großen Räthe, sammt den ältesten Herren von adelichen Geschlechtern loblicher Gesellschaft zum Rüden" versammelt und erschien vor diesem Kreise Herr Leubli von Schaffhausen mit dem ihm bestellten Ehrengeschirre eines Rüden, das nun genau betrachtet und censirt wurde. Nach einläßlicher Prüfung der Arbeit wurde beschlossen, dieselbe Herrn Leubli abzunehmen; doch soll er den gemachten Riß übersenden nebst dem Conto für die Arbeit des Rüden und der Wappen, da ihm dann nach constatirter Uebereinstimmung von Zeichnung und Ausführung die Bezahlung des Geschirrs, welches indessen das zum Voraus verabredete Gewicht um ein Erkleckliches übersteige, soll verabfolgt werden. Eine Wägung des Bechers ergab ein Gewicht von 386 Loth. Der Preis war zum Voraus auf einen Thaler das Loth fixirt; dazu war, um „die 15 Ehrenwappen zu schmelzen", per Stück eine Entschädigung von 5 Thalern verabredet worden. Vierhundert Thaler wurden nun Herrn Leubli à conto entrichtet und das Geschirr laut Protokoll vom 8. November 1701 dem Junker Stubenmeister zur Verwahrung übergeben. Die Schlußabrechnung über diese stolze Anschaffung zog sich aber noch ziemlich lange hinaus, da die Gesellschaft dieselbe mit Herrn Leubli persönlich zu erledigen wünschte. Am 19. Februar 1703 erschien statt seiner Herr Ott von Schaffhausen, vielleicht Leublis Associé — wenigstens scheinen die Beiden die Arbeit gemeinsam übernommen zu haben — und da die auftraggebende Corporation mit Recht darüber aufgebracht war, daß ihr Wappenthier um mehr wie 100 Loth schwerer als bestellt ausgefallen war und die Restforderung des Goldschmids von 127 Gulden nicht vollständig bezahlen wollte, vertrug man sich schließlich dahin, daß Herr Ott noch 36 Thaler als Verehrung erhielt, womit er sich auch befriedigt erklärte.

Die Gesammtausgabe für den Rüdenbecher belief sich laut Rüdenrechnungen von 1700 und 1701 wie folgt:

Acontozahlung 400 Thaler à 3 ℔ 12 ß . .	℔	1440. —
„Dem Maler Füßli für die Wappen zu dem Rüdenhund in Grund zu legen“ . . .	„	15. —
Restzahlung: „Herrn Otten von Schaffhausen wegen des Rüdenhunds“ 36 Thlr. à ℔ 3. 12	„	129. 12
	℔	1584. 12 ß.

Der Meister Leubli, aus dessen kunstfertigen Händen der Tafelschmuck des Rüden hervorgieng, ist uns Zürchern auch sonst nicht ganz unbekannt; denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er derselbe Meister Leubli ist, der ebenfalls gemeinsam mit Meister Ott die vergoldeten Löwen am Portale unseres heutigen — damals kurz vorher (1698) eingeweihten — Rathhauses verfertigt und dafür vom Rathe 800 Speciesthaler empfangen hat.

Der Rüdenbecher trägt in einem Medaillon die Inschrift: „Icōnes familiarum nobilium“ nebst der Jahreszahl 1700. An diese Inschrift schließen sich in 15 weitern Medaillons von rechts nach links die vollständigen, sauber in Email ausgeführten und mit den Namen bezeichneten Wappen folgender Familien:

Meiß, Meyer v. Knonau, Zoller (erloschen 1792), Schmid, Blaarer v. Wartensee († 1868), Schneeberger († 1820), von Wldkirch (sic! † 1733), von Salis (=Marschlins, † 1886), von Landenberg (Breiten=L., † 1885), von Ulm († 1774), Edlibach († 1878), von Schönau († 1728), Grebel († 1840), Escher (vom Luchs), Reinhart († 1835).

Er ist $52^1/_2$ cm. hoch und in unserm heutigen Gewichte ausgedrückt 5674 Gramm schwer. Darin ist aber der silberne Cylinder inbegriffen, welchen man, nachdem Kopf und Halsband

des Rüden abgenommen, oben in den hohlen Raum des Bechers einsetzen kann. Damit reducirt sich allerdings die Aufnahmsfähigkeit des Trinkgeschirrs auf ca. 1/2 Liter; es wird aber dadurch zum Umtrunke geeigneter, während, wenn der ganze hohle Leib des Rüden mit etwa 3 Maaß oder 4 1/2 Liter gefüllt ist, der Becher so schwer und ungefüg wird, daß er kaum mehr zu handhaben ist. Der Rüde weist keine andern Münzstempel oder Goldschmidzeichen auf als zwei eingeschlagene Schildchen mit den lateinischen Doppelbuchstaben HL.

Der große Rüde, nachdem er das Revolutionsjahr 1798 glücklich überstanden hatte, verblieb im Eigenthume der engern Constaffel oder adelichen Gesellschaft zum Rüden — zierte aber stets die Tafel der gesammten Constaffel am Sechseläuten, beim Martinimahle und andern festlichen Anlässen — bis im Jahre 1879 die adeliche Gesellschaft von dem Schicksale erreicht wurde, das ihr mit Sicherheit bevorstand, seit sie um das Ende des 17. Jahrhunderts ihre Thüre geschlossen hatte, von der Auflösung. Als von den ihr angehörenden Geschlechtern die große Mehrzahl ausgestorben, eines gänzlich ins Ausland gezogen war, von den Angehörigen der verbleibenden Familien überdieß Viele ihr Domicil ebenfalls im Auslande aufgeschlagen hatten und schließlich der in Zürich wohnenden Junker so wenige geworden waren, daß sich die Vorsteherschaft der Corporation nicht mehr statutengemäß bestellen ließ, da erfolgte im Januar 1879 die von einigen ihrer Mitglieder lange ersehnte Auflösung der Corporation unter Liquidation und Vertheilung des beträchtlichen Gesellschaftsvermögens. Damals gelang es den vier Junkern Hans Meiß-v. Muralt, gewesener Kaufmann und belgischer Consul, Hans Meiß-v. Rath, Gutsbesitzer, Hans Meiß-Ott, gewesener Kaufmann, und Gerold Meyer v. Knonau, Professor und Dr. phil., den Rüdenbecher von der sich auflösenden Gesellschaft um die

Summe von Fr. 5000 zu erwerben und dadurch für die Stadt Zürich zu retten, worauf sie ihn großmüthig der Gesellschaft der Böcke oder Schildner zum Schnecken, der die vier ebenfalls angehörten, verehrten, in deren reichem Silberschatze der Rüde nun — hoffentlich noch auf viele Jahrhunderte hinaus — eine bleibende Stätte gefunden hat. —

Der Luchs-Becher, wie oben gezeigt im Jahre 1672 von zwölf Gliedern des Geschlechtes der Escher vom Luchs der Gesammtconstaffel verehrt, verkörpert die Wappenfigur dieses Geschlechtes und stellt einen auf den Hinterbeinen aufgerichteten Luchs dar, der sich mit der linken Vorderpranke auf einen Schild stützt, welcher das Wappen der Familie, den schräggetheilten Schild mit dem im obern Felde aufwärts schreitenden Luchs, zeigt. Die Thiergestalt ist nach dem Urtheil von Kennern in vortrefflicher Weise modellirt. Am Fuße des Bechers enthalten zwölf Medaillons die Namen und Würden der zwölf Donatoren. Der Luchs-Becher ist 51 cm. hoch und wiegt heute 3044 Gramm, in welchem Gewichte der in den Hals des Thieres eingesetzte Stiefel oder Cylinder mit 163 Gramm inbegriffen ist. Es gereicht dem Goldschmidgewerke der Stadt Zürich zur Ehre, daß dieses schöne Schaustück zürcherische Arbeit ist. Neben dem Controlstempel des zürcherischen Münzmeisters, dem Schildchen mit dem großen lateinischen Z, weist ein anderes Schildchen ein Wappen auf, das eine geköpfte Gans zeigt. Es ist dieß das Wappen des im Jahre 1762 erloschenen stadtzürcherischen Geschlechtes Boller, aus welchem mehrere Sprossen sich dem Berufe des Goldschmids widmeten. Entweder ist der Verfertiger des Luchsbechers Hans Rudolf Boller, getauft am 13. Juli 1625, verheirathet 1656 mit Dorothea Haab, Goldschmid, 1678 Hauptmann im Zusatz zu Basel, später auf Schloß Steinegg wohnhaft, oder dann dessen Vatersbruderssohn Hans Conrad Boller, getauft 5. August 1629, Goldschmid, Hauptmann und Raths-

procurator, verheirathet 1654 mit Verena Binder und 1659 mit Maria Boller.

Nachdem der Luchsbecher zwischen den Jahren 1702 und 1786/87 aus dem Besitze der Gesammt-Constaffel in denjenigen des „Stübli" übergegangen war, verkaufte ihn letztere Corporation im Jahre 1798 (s. S. 178) an „Bürger" Administrator [1]) Escher, der diese Erwerbung indessen nicht für seine Person, sondern für die im Jahre 1770 bei Anlaß der Stiftung eines Familienfonds gegründete Familien-Corporation der Escher vom Luchs machte. Das Protokoll dieses Verbandes erwähnt zwar seltsamerweise der Acquisition des Luchsbechers gar nicht; wohl aber findet sich eine bezügliche Notiz vor in der Rechnung über den Luchs-Escher-Fond vom 1. Mai 1798 bis 1. Mai 1799. Daselbst heißt es unterm 9. Juni 1798:

„Für den bei Versteigerung des Silbergeschirrs der adelichen Gesellschaft zum Rüden erkauften Luchs 240 fl." — So war der Luchs für einmal wieder in den Händen des Geschlechtes, das ihn einst hatte formen lassen, wohl aufgehoben und geborgen und seine Eigenthümer ermangelten nicht, ihn bei allen festlichen Anlässen der Constaffel, namentlich am Sechseläuten, neben dem Rüden auf der Tafel paradiren zu lassen. — Hundert Jahre nach ihrer Entstehung, anno 1870, löste die Corporation der Luchs-Escherischen Familie sich auf, vertheilte den Familienfond und ließ nur ihr Archiv und den Familienbecher als gemeinsames Eigenthum fortbestehen. Als dann im Februar 1879 die Vergabung des Rüdenbechers an die Gesellschaft der Böcke

---

[1]) Unter dieser sehr unbestimmt lautenden Bezeichnung verbirgt sich der 1761 geborene, mit Anna v. Muralt verheirathete Junker Hans Conrad Escher an der Bader- (jetzt Eisen-) gasse, vor 1798 Stadtschreiber, von 1803—1814 Bürgermeister.

oder Schildner zum Schnecken erfolgte, nahm die Vorsteherschaft dieser Gesellschaft hieraus Veranlassung, den Antheilhabern am Luchsbecher ein Angebot für ihren Pokal zu machen, welches den gewünschten Erfolg hatte, so daß im März 1879 der Luchs um die Summe von Fr. 3000, von Mitgliedern der Gesellschaft zum Schnecken rasch zusammengeschossen, in den Besitz genannter Gesellschaft übergieng und nun im Silberschreine zum Schnecken mit seinem Kameraden, dem Rüden, wieder vereinigt ist.

Der Ritter des Junkers Oberst Schmid (s. oben S. 159) ein zierliches Prunk- und Schaustück, 30 Centimeter hoch und 1500 Gramm schwer, welches aber auch als Trinkgeschirr dienen kann, indem der Kopf des Pferdes zum Abheben eingerichtet ist, stellt in sauberster Detailausführung einen hohen Officier dar, der in voller Kriegsausrüstung, wie sie während des dreißigjährigen Krieges üblich war, in strammer Haltung auf einem starken, schweren Pferde sitzt, welches indessen im Verhältnisse zu den langen Beinen des Reiters noch etwas höher gewachsen sein dürfte. Der Kriegsmann trägt eine mit Federn gezierte Eisenhaube, den Brustharnisch, die bis an den Oberschenkel hinaufreichenden Stiefel, einen schwertartigen, geraden und langen Stoßdegen und führt in der rechten Hand einen langen Commandostab. Sein Gesicht mit Schnurr- und Spitzbart kann Porträt sein sollen und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß der Donator des zierlichen Bechers — ein Zwillings-Exemplar des Letztern befindet sich im Silberschatze der Gesellschaft der Böcke oder Schildner zum Schnecken in Zürich — den beiden vornehmsten zürcherischen Gesellschaften, denen er angehörte, ein möglichst getreues Conterfey seiner eigenen Persönlichkeit hinterlassen wollte, wie dieselbe sich darstellte, als Schmid schon 1624 ein Regiment von 1000 Mann zürcherischer Truppen und 1635 unter Herzog Rohan zum zweiten Male ein solches im Veltlin mit Ehren befehligte. (Nach dem Wortlaute der Eintragung im Silberbüch-

lein der Constaffel hat Oberst Schmid den für die Constaffel bestimmten Reiterbecher 1638 dieser Corporation noch selbst überreicht, während das für die Schildner zum Schnecken bestimmte zweite Exemplar, da Schmid im gleichen Jahre noch, erst 51 Jahre alt, auf seinem Schlosse Goldenberg starb, den Böcken zwar auch noch im Jahre 1638, aber, wie das Silberbüchlein zum Schnecken meldet, von den Erben des Junkers Oberst Schmid verehrt wurde.) Der Fuß des Reiterbechers ist mit dem von zwei Genien gehaltenen, in Email ausgeführten Schmid'schen Wappen geziert, welches in schwarzem Schilde eine silberne Kugel zeigt, die sich auf dem Helme, hier auf einem rothen Kissen ruhend, wiederholt. Daneben zieht sich um den Fuß die Umschrift: „Herr Caspar Schmid, Ritter, Oberster, des Rahts, Pannerherr und Reichsvogt der Stadt Zürich 1638." (Der Rittertitel Caspar Schmid's rührt davon her, daß der Oberst wegen seines Wohlverhaltens im Kriege durch ein Patent König Ludwigs XIII. von Frankreich, datirt St. Germain en Laye März 1637, nach bestandener Ahnenprobe auf 16 adeliche Ahnen oder Ururgroßeltern, zum Ritter des St. Michaelsordens ernannt und am 24. April gleichen Jahres durch den Herzog Rohan im Beisein des ganzen Schmid'schen Regimentes und aller Officiere zum Ritter geschlagen und mit dem Orden investirt worden war.)

Ziemlich versteckt finden sich an dem Becher zwei kleine eingeschlagene Schildchen als Stempel vor, von welchen das eine nichts als das große lateinische Z, das Controlzeichen der zürcherischen Münze, enthält. Das andere ist getheilt und zeigt in der obern Hälfte den wachsenden wilden Mann, das Wappenbild der Familie Holzhalb, in der untern einige etwas undeutliche Buchstaben, welche wir geneigt sind, entweder H. J. H. oder H. O. zu lesen.

Auf jeden Fall ist unbestreitbar, daß der Ritter aus der kunstgeübten Hand eines Mitgliedes der zürcherischen Familie

Holzhalb hervorgegangen ist, welches Geschlecht bekanntlich nicht bloß hervorragende Staatsmänner, sondern auch mehrere kunstfertige Goldschmide — man denke nur an den von Ulrich Oeri modellirten, von Diethelm Holzhalb aber ausgeführten Löwen von San Marco im Besitze der Schildner zum Schnecken — hervorgebracht hat.

Wie schon erwähnt (S. 175) kaufte im Jahre 1698, als die Anfertigung des großen Rüden beschlossen worden war und um dessen Kosten zu bestreiten eine Anzahl älterer Familienbecher geopfert werden sollte, Junker Lieutenant Hans Caspar Schmid den vergoldeten Ritter des Obersten Caspar Schmid von der engern Constaffel zurück. Dieser 1677 geborene Lieutenant Schmid, später als kaiserlicher Generalmajor gestorben, war der Sohn des Constaffelherrn Diethelm Schmid und Enkel des Obersten und Ritters Caspar Schmid, von welchem der Reiterbecher herrührte. Da der eben genannte Ritter Caspar Schmid Barbara Wydenmann von Constanz geheiratet hatte, welche vorher Hans Rudolf Werdmüller zum alten Seidenhof, Zwölfer von der Safran, zum Manne gehabt und diesem den Sohn Hans Rudolf Werdmüller, den bekannten nachmaligen venetianischen und französischen General und zuletzt kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant, geboren hatte, scheint von diesen verwandtschaftlichen Beziehungen her nach dem Aussterben der Schmid von Goldenberg der Reiterbecher an die Nachkommen des Generals Hans Rudolf Werdmüller, die Werdmüller zum Ochsen und nachmals in Stadelhofen, gekommen zu sein. — Zur Zeit befindet er sich im Besitze von Fräulein Emma Werdmüller von Elgg in Stadelhofen. —

Der kleine Rüde (S. 160), eine 1639 erfolgte Verehrung des Rathsherrn, Junkers Hans Wilhelm von Schönau, in den Silberschatz der Constaffel, ist 20 Centimeter hoch, hat zur Zeit keinen Fuß mehr, wahrscheinlich aber früher ein Piedestal irgend

welcher Art gehabt und ist, wenn Kopf und Stachelhalsband abgenommen sind, ein bequemes und recht handliches Trinkgeschirr. Das, wie der große Rüde, auf den Hinterbeinen sitzende Thier mit seinem kraushaarigen Fell ist ebenfalls mit großem Geschicke modellirt und aufs Sorgfältigste ausgeführt. Es trägt auf der Brust ein Schildchen mit dem in Emailmalerei ausgeführten Wappen des aus einer in den Appenzeller-Kriegen zerstörten Burg in der Gegend von Lindau und Bregenz stammenden, dann nach Constanz verpflanzten, hierauf im zürcherischen Gebiete mit den Schlössern Schwandegg, Altikon und zuletzt mit Dübelstein angesessenen, 1518 in's Bürgerrecht der Stadt Zürich und 1543 in deren Regierung eingetretenen, 1729 aber wieder erloschenen Geschlechtes von Schönau. Dieses Wappen zeigt im silbernen Schilde ein rothes Chereck und auf dem Helme auf rothem Kissen eine halb weiße, halb rothe Lilie. Um das Wappen zieht sich die Inschrift: HANS WILHELM V. SCHÖNAVW DE: RATHS 1639. Der Stifter dieses Bechers war 1619 als Achtzehner vom Rüden des großen Raths der Zweihundert, 1625 Landvogt zu Greifensee und 1637 des innern Raths von der Constaffel geworden, was ihm zur Schenkung des hübschen Trinkgeschirrs Veranlassung bot. (Das Geschlecht, um das es sich hier handelt, darf durchaus nicht verwechselt werden mit dem ursprünglich tyrolischen, dann in kaiserlichen Diensten in die vorderösterreichischen Lande gekommenen, in den Besitz des Erbtruchsessenamtes des Bisthums Basel und des Ober-Meyeramtes des adelichen Damenstiftes Säckingen, sowie ausgedehnter Güter im Wehrathal, zu Säckingen und zu Oeschgen im Frickthale gelangten und noch heute mit freiherrlichem Titel zu Wehr und Schwörstadt blühenden Geschlechtes, welches im Wappen in der obern schwarzen Schildhälfte zwei goldene Ringe, in der untern goldenen dagegen einen schwarzen Ring führt.)

Der kleine Rüde weist zwei eingeschlagene Stempelchen auf.

Das Eine enthält das große lateinische Z als Controlzeichen der zürcherischen Münzstätte; das Andere zeigt ein Wappen mit getheiltem Schilde, in dessen oberer Hälfte sich ein Adler darstellt, während die untere einen geharnischten Arm mit einem Schwerte in der Hand enthält. Dieses Wappen gehört dem Geschlechte Riva, das in Lugano wie auch in der Landvogtei Locarno zu Brissago blühte oder vielleicht noch blüht. Es wird also wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß der kleine Rüde der kunstfertigen Hand von Hans Heinrich Riva, dem Goldschmid, entstammt, welcher im Jahre 1615 das nicht regimentsfähige Bürgerrecht der Stadt Zürich erlangt hatte, nachdem schon sein Vater, Franz Riva, anno 1555 mit den andern Locarnern um des reformirten Bekenntnisses willen nach Zürich ausgewandert war. —

Wie oben (S. 178) schon mitgetheilt, erwarb, als die fränkische Occupation in Zürich lag, um 128 Pfund oder 64 Gulden den kleinen Rüden der „Bürger“ Escher, Präsident der Municipalität. Unter diesem, die kurzlebige Mode der helvetischen Republik charakterisirenden Mäntelchen steckt der 1743 geborene, mit Elisabetha Rahn verheirathete Junker Hans Conrad Escher von Stadelhofen, vor 1798 Rathsherr und Seckelmeister, nachmals des kleinen Rathes und vom 24. Juni bis 12. December 1814, an welchem Tage er starb, Bürgermeister. Seine Tochter Elisabetha, geboren 1790, heirathete den Junker Hans Conrad Escher an der Badergasse, Oberrichter, Sohn des bei Anlaß der Schicksale des Luchsbechers erwähnten Bürgermeisters v. Escher an der Badergasse, und brachte den kleinen Rüden ihrem Manne zu. Von Letzterem kam der Becher an dessen ältern Sohn, Junker Hans Conrad v. Escher, eidgenössischen Oberst († 1867), und ist zur Zeit im Besitze von dessen Wittwe, Frau Oberst v. Escher-v. Meiß auf dem Albis, und ihrer Töchter. —

Eine Studienreise eines zürcherischen Theologen

in den Jahren 1727 bis 1729.

Von dem 1705 gebornen Hans Kaspar Ulrich, der 1768 als Pfarrer am Fraumünster starb, einem zu seiner Zeit sehr geschätzten Theologen, Prediger und Schriftsteller, der insbesondere durch seine 1768 erschienene „Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk in dem 13. und folgenden Jahrhunderten bis auf 1760 in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen" noch heute hervorhebenswerth bleibt, wurde 1767 ein großes Werk der Pietät geschaffen, welches sich jetzt im Besitz des Herrn Ulrich-Gysi befindet.

1741 und 1742 war ein Familienfond der Ulrich gestiftet worden, und zur Berichterstattung über dessen „Errichtung und Einrichtung", sowie „zur Nachricht, wie den gegenwärtigen HH. Ulrichen, so auch Ihrer lieben Posterität, die Gott segnen wolle", verfaßte Ulrich ein großes Stammbuch der „Ulriche von Waltalingen", vom Hereinkommen der vier ersten Zürcher Ulriche in das Bürgerrecht der Stadt, der Söhne des Waltalinger Untervogtes Nikolaus, im 16. Jahrhundert, bis auf seine eigene Zeit. Der gelehrte, vorzüglich auch mit jüdischen Rabbinern viel in Verbindung stehende Theologe zeigte seine Wissenschaft schon in der weiteren, dreifachen Datirung auf dem Titel: 7275 nach dem

Kalender der morgenländischen Kirche, 5722 nach der gemeinen Rechnung Scaligeri, 5527 nach jüdischem Kalender — gleich 1767.

Eine lange Vorrede an „die hochzuverehrenden, allerliebsten und theuergeschätztesten HH. Vettern" soll die Absicht des Autors aussprechen, nämlich, daß hier gegeben werde „ein ordentlicher, umständlicher, nicht ohne Mühe und Kosten errichteter Stammbaum, der Euch, wie überhaupt zur historischen Notiz Eures Geschlechts, so auch bei andern Vorfallenheiten nicht geringe Dienste leisten kann".

So ist denn jeder männliche Angehörige des Geschlechtes, nach Art solcher Genealogien, auf besonderem Blatte, mit gemalten Wappen seiner selbst, seiner Frau, oft aber mehrerer Gattinnen, mit kürzeren oder längeren Angaben über sein Leben, selbstverständlich mit Aufzählung der Kinder, behandelt. Ja auch der andern Ulriche in Luzern, Bern, Schwyz, Basel, Wallis, sowie — am Schlusse — der in der Stammheimer Heimatsgegend zurückgebliebenen bäuerlichen Ulriche ist gedacht. Die verschiedenartigen Wappen dieser Zweige des gleichen Namens sind auf einem Blatte zusammengestellt. Schon das Titelblatt zeigt eine Ansicht von Waltalingen mit dem darüberliegenden Schlosse Schwandegg. Dann folgen zahlreiche, immer regelmäßiger, je näher der eigenen Zeit, beigefügte Porträts, oft recht gute Zeichnungen, auch Kunstblätter, zuweilen mehrere, bis auf drei, von der gleichen Persönlichkeit, so z. B. vom Bürgermeister Hans Jakob (n. 1665, m. 1723), vom Theologen und Professor Hans Jakob (n. 1683, m. 1731), von Hans Kaspar, dem Autor, selbst. Auch andere Beilagen sehen wir eingeheftet, u. A. bei der Vermählung des schon 58 Jahre alten Antistes Hans Jakob mit seiner dritten Frau: lectissima et honestissima matrona Elisabetha Islera 1660, oder die hebräischen, griechischen, lateinischen Hochzeitscarmina des Johannes Ulrich und Johannes Lavater 1645 zur Hochzeit des berühmten Theologen Coccejus in Franeker, oder ein hebräisch

geschriebenes Rabbinerzeugniß für unsern Hans Kaspar selbst über seine Studien bei dem gelehrten Juden Fromann in Bremen.

Selbstverständlich ist der Werth dieser Eintragungen sehr ungleich, vielfach kein sehr großer für weitere Kreise. Mochten auch sehr zahlreiche Theologen, Professoren, Pfarrer, Chorherren (48), oder auch weniger häufig Beamte, sowie Kriegsleute — ein Generallieutenant (Hans Ulrich, 1629 Mitbegründer der Bürgerbibliothek auf der Wasserkirche) und drei Oberste (Sigmund Ulrich starb 1758 in niederländischen Diensten) vorkommen, so blieben doch stets andere Branchen in schlicht bürgerlichen Verhältnissen als Handwerker oder niedere städtische Bedienstete. Auch der auf dem letzten Blatte, S. 518, mit bestem Danke wegen seines Verdienstes um das Buch gerühmte Neffe des Verfassers, Hofmeister, war Buchbinder seines Berufes. Doch findet sich immerhin eine ganze Anzahl namhafter Persönlichkeiten aufgezeichnet.

Das interessanteste Stück ist aber unbedingt, was Hans Kaspar selbst auf 40 Folioseiten über sich eintrug, ganz voran das über den Bildungsgang und die 1727 bis 1729 auf einer holländisch-deutschen Reise gemachten Erlebnisse Mitgetheilte [1]); aller Beachtung werth ist auch die lange am Schlusse angeführte Liste der Correspondenten des Pfarrers, welche darlegt, eine wie vielfach anregende und angeregte Persönlichkeit der wackere Mann gewesen ist.

M. v. K.

[1]) Auf den nachfolgenden Seiten ist der Reisebericht unter gelegentlichen Kürzungen wörtlich abgedruckt.

* * *

Sogleich nach meiner Reception in das hl. Ministerium, die mit dem allergeneigtesten Willen und bester Zufriedenheit der „HHn. Examinatorum, Präside Ven. Antiste Nüschelero“ geschah, verreisete ich nach Holland, um meine Studia unter dem in der ganzen protestirenden Kirche so hoch berühmten Lampe fortzusetzen, welches Manns Schriften ich schon zum Theile bey Hause gelesen und davon auch vielen Nutzen und Segen erhalten hatte. HHr. Antistes Nüscheler versah mich mit einem lateinischen Attestat und der sel. HHr. Pfr. und Prof. Ulrich mit einem guten Empfehlungs-Schreiben an seinen Freund Lampe. Und so verreisete ich in Gottes Namen im April 1727 von Zürich ab. Meine Reise gienge über Basel, wohin mich der Wohlehrw. HHr. Pfr. Joh. Jakob Oeri, der hernach mein Onkel geworden, und der seinen Hertzensfreund, HHr. Diacon Merian, besuchen wollte, so auch mein lieber Bruder, Hr. Christian Andreas Ulrich, begleiteten. In Basel hatte ich Anlaß, mit vielen berühmten Leuthen bekannt zu werden, wozu mir eben gedachte beyde HHrn. Merian und Oeri behülflich waren; unter diese aber zähle ich sonderheitlich den HHrn. Antistitem Burkhard und HHr. Samuel Werenfels und HHr. Prof. Iselin.

In Basel erwartete ich meine Reise-Compagnie, die endlich ankame, bestehende aus sieben Zürcherischen HHr. Officirs, die auß dem Semester wieder zum Regiment Hirzel, unter welchem sie Dienste thaten, und wieder an ihre Behörd zu gehen trachteten. Nachdem diesere Herren angekommen waren, setzte ich mit ihnen meine Reise fort den Rhein hinunter. Man erwarte nicht, daß ich die Städte, Festungen und Paläste die ich auf dieser angenehmen und erwünschten Reise mit meinen l. HHrn. Officirs

gesehen habe, beschreiben werde. Wer kennt nicht Straßburg (wo ich auch den berühmten HHr. Prof. Lederlin gesprochen), Mannheim, dessen prächtiges Churfürstliches Schloß damals noch nicht ganz aufgebauen war; Maynz, wo ich in dem Churfürstlichen Palast das erste Spiegelgemach und dann auch die schöne Karthauß mit der vortrefflichen Kirche, die mit kostbarer eingelegter Schreinerarbeit versehen ware, sahe, und Cölln ꝛc. ꝛc.

In Cölln besahe ich inter alia varia einen nicht unansehnlichen Ueber-Rest von denen eilf Tausend Jungfrauen. Besonders war mir von demjenigen geistlichen Herrn, der mir diese venerablen Raritäten wiese, der St. Ursula Haupt gewiesen, welches noch schöne Haar und gleichsam frisches Blut hatte. Man präsentirte mir dieses kostbare Heiligthum, um die große Ehre und Gnade zu haben, selbiges zu küssen, wie denn solches viele treuherzige katholische Christen, die zugleich mit mir in diesem heil. Ort sich befanden, dieses mit der aller größten Veneration auf den Knien thaten; allein ich bedankte mich der Ehre. An denen übrigen Köpfen der noch gegenwehrtigen heil. Jungfrauen rieben die gegenwehrtigen Herrn und Dames durch den aufwahrtenden hochwürdigen Herrn Pater ihre Pater-Noster. Es kame mir so vor, wie ich in meiner Jugend oft gesehen habe, als wenn der Hanswurst auf der Brügi den Knaben ihre Sackmesser am Magnet streicht, damit sie mit selbigen einige Nadeln aufziehen mögen.

In Cölln schieden wir, meine bisherigen allerliebsten Reisegefährten und ich, von einander. Die HHrn. Officirs reiseten links landwehrts mit Diligence nach dem Ohrt ihrer Bestimmung, ich aber ließe mich auf einem Schiff nach Nimwegen bringen. Es war dieses schöne und große Schiff unter anderm auch befrachtet mit 100 zierlich schönen Brandenburgischen Grenadiers, von Cöllnischer Hafnerarbeit, in Lebensgröße gar sauber gemacht, die einem vornehmen Herrn in Holland, der selbige in sein Lusthaus

und Garten als eine Garde haben wollte und die in der That auf eine kleine Distanz als lebendig anzusehen waren, zugehörten. Als wir vor Wesel vorbeifuhren, kame ein Preußischer Wachtmeister mit einigen Soldaten aufs Schiff, theils den Zoll abzuforderen, theils nachzusehen, ob keine Contrebande im Schiff seye. Der Schiffspatron, ein jovialischer Mann, nahme den Wachtmeister ein wenig auf die Seite und sagte ihm ins Ohr, daß er einige Preußische Deserteurs auf dem Schiffe habe, die nach Holland zu gehen intentionirt seyen. Der Wachtmeister ward sogleich erstaunlich aufgebracht, wie ein Guardian, dem ein Capuziner entsprungen, und gar begierig diese Kerls zu sehen. Da er sie nun sahe, erstaunete er die Gleichheit dieser leimernen und gemahlten Helden, die sie mit denen lebendigen Grenadiers hätten, und freuete sich recht, sie gesehen zu haben.

Von Nimmwegen, allwo ich glücklich angelangt, setzte ich meine Reise auf einem Holländischen Postwagen nach Utrecht fort. Bey Anlaß des Holländischen Postwagens soll ich nicht vergessen zu sagen, daß der Baron von Pöllnitz in der That recht hat, wenn er sagt: er glaube die Proserpina habe auf einem solchen Fuhrwerk ihren Einzug in die Hölle gehalten.

In Utrecht meldete ich mich allervorderst bey Dr. Lampe [1]) an und übergabe ihm mein Ulrich'sches Empfehlungs-Schreiben, welches er mit ungemeiner Freude und Hochachtung aufgenommen, und mich auch gar zärtlich und vätterlich empfinge. Sogleich ließe er drei von seinen Favoriten zu sich kommen, einen

---

[1]) Friedr. Adolf Lampe, 1683—1729, war eine Zierde der deutsch-reformirten Kirche im 18. Jahrhundert und der Begründer einer besonderen homiletischen und katechetischen Schule. Geboren in Detmold als Sohn einer Zürcherin, der Tochter des Generalsuperintendenten Zeller in Detmold, wurde er 1706 Pfarrer in Duisburg, 1709 Pfarrer zu St. Stephani in Bremen, 1720 Professor in Utrecht, 1727 Pfarrer zu St. Ansgar in Bremen.

Hrn. Petrum de Hase, der hernach als Rector zu Wageningen in Gelderland gestorben, und den Herren Ewald, der zwar auch früh gestorben, sich aber, so jung er auch noch ware, durch seine schönen Schriften in der gelehrten Welt gar berühmt gemacht hat, und Herrn Hermann Gronau, dermalen noch lebenden, berühmten und geliebten ersten Pfarrer der Parochial-Kirche in Berlin. Diesen dreyen wackern, exemplarisch frommen und gelehrten, jungen Herren (denn wer diese Characteres nicht hatte, ware nicht für den Lampe) empfahle mich der allerliebste, selige Herr Doctor auf das Dringlichste und Angelegenste, die mich denn auch von Stunde an in ihre geschätzte und mir sehr ersprießliche Freundschaft aufnahmen, mir auch sogleich ein hospitium bei einem frommen und gottseligen Manne aufsuchten und mich auch an ihren Tisch nahmen, wo unser 16 Theologanten, Deutsche und Holländer, spiesen.

Ich hatte die Ehre, diesen meinen treuen Vatter in Christo, den theuern Lampe, fast täglich zu besuchen und dessen segensvollen Umgangs zu genießen. Ich frequentirte auch alle seine lectiones und collegia gar fleißig (die Holländer nennen die öffentlichen Vorlesungen lectiones, diejenigen Stunden aber, welche die HHrn. Professores im Hause geben und welche sie sich wohl bezahlen lassen, collegia) und mit aller Aufmerksamkeit. Nicht weniger ware ich auch sedulus Auditor von dem alten Theologo van Alphen, wie auch von dem berühmten und damals so geheißenen Rabbi David Mill; ferner von dem berühmten Albino, dessen lectiones physicas, wie auch die im horto medico ich fleißig anhörte. Ich besuchte auch die Predigten von allen Secten, und dieses gab mir vieles Licht in Absicht auf die heutige Kirchengeschicht; so lernete ich mit meinen eignen Augen sehen. Am allerbesten gefielen mir die Catechisationen, die da wahrlich mit dem größten Segen gehalten und von gar vielen erweckten Seelen besucht wurden. — —

Indessen verreisete ich öfters (wie denn in Holland hiezu unvergleichliche und die allerbeste Gelegenheit ist) durch ganz Holland. Amsterdam war nur eine halbe Tagereise weit von Utrecht; mithin verreisete ich in diese kleine Welt öfters, zumalen die Reise von Utrecht dahin gleichsam eine paradisische Reise ist, weil selbige durch viele der allerschönsten Gärten gehet. Ich logirte gewöhnlich auf dem Blumenmarkt, in dem Wirthshaus zu denen 13 Cantons genannt. Ich traf das erste Mal da 12 Züricher, coaetaneos von mir an, deren ich mich noch der meisten erinnere. — — Der Wirth war ein ehrlicher Schweizer, ein Huber ab dem Bruder-Albis.

In Harlem besahe ich den berühmten Vorhelmischen Blumen-Garten, zumalen ich von Zürich aus Commission hatte [für] über 100 Gulden Zwiebeln oder Böllen anzuschaffen. Diese Herren Vorhelm von der Sekte der Mennonisten, redliche und dabey reiche Männer, erwiesen mir alle nur ersinnliche Ehre und Freundschaft, wie es die Holländer gewöhnlich thun, wenn man etwas mit ihnen handelt. Sie wiesen mir auch die Bücher, worinnen sie alle ihre Blumen ad vivum gar prächtig abgemahlet hatten; ich trafe unter dieser großen Menge der Blumen auch eine Hyacinthe oder Gläslein violeter Farbe an, davon ihnen eine Zwiebel oder Bölle nicht unter 400 holländischen Gulden feil ware.

Von da durchreisete ich mit guter Weil ganz Holland, allwo ich denn, wie vernünftig und leicht zu erachten, die Gelehrten mit allem Fleiß aufgesucht und mich bey ihnen zu insinuiren getrachtet, um ihre Bibliotheken, die in Holland gar groß und kostbar sind, zu betrachten und ihres gelehrten Umgangs zu genießen.

In Leyden hielte ich mich am längsten auf, allwo mir ein schon in Zürich bekannter Freund von Glarus, Herr Fridolin Zwicki, dermaliger Pfarrer in Mollis und consistorialis, ein frommer und gelehrter Herr, der damals in Leyden studirte,

große Freundesdienste erwiese, mich aller Ohrte herumführte und mir alle Merkwürdigkeiten zeigete. Taco Hajo van den Honert, Fabricius, Petrus Burmannus, Gravensand, Havercamp, Boerhafen zierten damals die Accademie. Im horto medico hörte ich den Boerhaven lesen und die übrigen in ihren collegiis und lectionibus. So besuchte ich auch die vortrefflichen Buch-Läden gar fleißig. Ich will bei Leyden nur noch eines melden.

Es hielte sich unter anderen Gelehrten damals auch auf der berühmte Herr Crenius, zwar ohne Station [1]). Er unterhielte sich einzig mit Bücher schreiben und mit Bücher corrigiren. Indessen besaße er in der That eine vortreffliche Gelehrtheit, wie aus seinen vielen herausgegebenen Schriften zu ersehen. Besonders war er auch ein guter Griech, wie denn um dieser Ursache willen unser große Jkr. Obmann Blaarer [2]) sich lange bey ihm aufgehalten und seiner Information genossen. Er war indessen bey aller seiner Gelahrtheit ein großer Ratzenkopf und ein zweiter Diogenes, wie ihme dieses in mehr als einer Schrift gar deutlich ist gesagt worden. Er hatte keinen Klopfer an seiner Hausthüre, viel weniger eine Glogge, durch die man sich anmelden konnte. Man mußte gar modest mit dem Stock oder mit der Faust anklopfen und dann kame seine alte rueßige Magd herunter und nahme ein weitläufiges Examen ein, wer man seye, woher man komme und was man bei Ihro Excellenz zu verrichten habe ꝛc. ꝛc. Den Namen Excellenz mußte man dem

[1]) Thomas Crenius († 1728) lebte 30 Jahre lang als Privatgelehrter in Leyden, seinen Zeitgenossen bekannt durch seine schöne Bibliothek und eine große Anzahl von philologisch-philosophischen Schriften.

[2]) Rathsherr und Obmann Hans Blaarer gehört zu den tüchtigsten Staatsmännern und Gelehrten, die das Zürich das 18. Jahrhundert aufweist, ein Genosse der Heidegger und Leu. Seinem Andenken ist das Buch Joh. Casp. Hirzels gewidmet: Das Bild eines wahren Patrioten in einem Denkmal Herrn Hans Blaarers von Wartensee zu Zürich, 1767.

Herrn Crenio alle Augenblicke geben, sonst wäre die ganze Conversation augenblicklich abgebrochen worden. Auf unsere allerehrerbietigste Vorstellung, Ihre Excellenz, den in aller Welt hochberühmten Herrn Crenium nur für ein Viertelstündchen zu fragen und von seiner großen Gelehrtheit etwas zu profitiren, verließe uns diese Dame, um zu vernehmen, ob wir die Gnade haben sollen, Admission bei Apollo zu bekommen. Die Sache gienge ganz erwünscht. Der theure Mann empfienge uns oben an der Treppen in einem so armseligen Habit, daß sich die armseligste Laus würde geschämt haben, darauf einen Spaziergang zu machen. Er führte uns sogleich auf seine Bibliothek, die mit vielen guten und auch raren Büchern angefüllt ware. Er sagte uns sogleich: „Vor zwei Tagen ist ein Jesuit bei mir gewesen, der fragte mich: Haben Ihro Excellenz nicht auch das Buch . . .?“ Und so excellenzten wir ein paar Stunden mit unserm allerliebsten Mann und gingen vergnügt unserer Herberge zu.

Als ich von dieser Reise wieder nach Utrecht kame, vernahme ich zu meiner Erstaunung, daß Lampe eine von Bremen erhaltene Vocation zum Pastorat an die Kirche St. Anscharii mit combinirter professione theologica und alternirendem Rectorat angenommen habe. Es schritte der große Lampe zu dieser Resolution nicht aus der Ursach, sein Einkommen zu verbessern, sondern theils aus Liebe zu seinem Vaterlande (so nennte er Bremen immer, weil er da erzogen ware), wie er mir denn bey meiner Gratulationsvisite ausdrücklich sagte: Ich gehe nun hin, meine müden Beine in meinem Vaterlande zur Ruhe zu legen; theils auch die heftigen und groben Feindseligkeiten einiger holländischer Theologen, derethalben er wohl sagen mögen: ab ira theologorum libera nos Domine[1]). In gedachter Gratulations-

[1]) Befreie uns, o Herr, vom Zorn der Theologen!

visite fragte mich Lampe: Und was wollen Sie nun thun, mein l. Ulrich? Ich replicirte sogleich: Was werde ich thun M. L. Papa? Academia mea est, ubi Lampius est! Welche Antwort ihn recht herzlich vergnügte.

Die Zeit der Abreise rückte endlich an, und ich hatte die Ehre mit denen 3 oben gedachten, allerliebsten Freunden Hasao, Ewaldo und Gronau dem l. Mann seine kostbare Bibliothek einzupacken, wie ich ihm sie denn auch in Bremen, und zwar alleine habe geholfen rangiren. Ich nahme meine Route in Gesellschaft eines Jesuiten, der aber seinen Ordenshabit nicht truge, sondern einem vornehmen Edelmanne ganz gleich sahe, über Deventer, Osnabrügg, wo Georg I. in einem bleyernen Sarg noch unbegraben lage (ich sahe ihn wenige Zeit vorher noch gesund durch Utrecht nach seinen teutschen Landen passiren), nach Bremen, allwo ich bey Hr. Doct. Coper in der Hutfelderstraße Tisch und Logis nahme.

Allein ich bin so unvermerkt vom rechten Pfade weggekommen. Ich bin also genöthigt, m. Leser wiederum zurück in Holland zu führen. Ehe Lampe nach Bremen verreisete, so verabredeten wir (meine 3 bereits schon öfters genannte Freunde, de Hase, Ewald und Gronau) uns, noch eine Reise durch Holland zu thun.

In Amsterdam, welches uns der nächste Ort ware, logirten wir uns zu einem teutschen Kaufsmann, der uns gar reinlich in Zimmern und gar gut in Speis und Trank hielte, so daß wir es unmöglich besser wünschen konnten. Ich hatte zwar auch die allerbesten Empfehlungsschreiben von der Frau Wohndlin[1]) von Zürich, geborene Hochreut[in]erin von St. Gallen, deren sel. Frau Großmutter eine von Brederode und ihr sel. Großvater Herr von der Herrschaft Sax und Forsteck ware, an den Staaten-Secretarium Hr. von Rhanenburg, deme ich

[1]) Wohndlich oder Wondlich.

auch dermalen eine Visite machte und von Ihme mit meiner Gesellschaft bey ihm zu logiren auf das höflichste eingeladen. Da ich aber schon zu vorigen Zeiten viele Generositäten und Gutthaten von ihme genossen, wie er mir denn auch die merkwürdigsten Sachen von Amsterdam bei seinen Kosten, die er absolute allein haben wollte, zeigete, auch auf ein Schiff hinführte und mich da köstlich tractirte, wie nicht weniger in seinem prächtigen Haus zum Granatapfel, welches selbst auch auf dem Boden tapezirt ware, auf die edelmüthigste und liberalste Weise unterhielte ꝛc. ꝛc., so habe ich diese Invitation höflichst verbeten. Es ist zur Erläuterung dieser Geschichte zu wissen, daß der Herr Hochreutener, Bruder von der Frau Wohndlin, in Diensten des Königs Wilhelm in England gestanden und da ein großes Stück Geld gemacht haben; dessen einzige reiche Tochter nun ware an meinen Gutthäter, den Herrn van Rhanenburg verheurathet, und an diese überschickte ihre Tante, die Frau Wohndlin, durch mich eine große Schachtel von guldenen Ketten und anderen Kostbarkeiten, womit ich denn, wie leicht zu erachten, meinem Herrn Holländer gar wohl ankame.

Sonsten besuchten wir die Herrn Gelehrten en compagnie. —

In Leyden hatten wir die gleiche Occupation wie in Amsterdam, d. i. wir besuchten die Gelehrten, sowohl die Domini als die Herrn Professores. Dieses einige muß ich noch, um den Character des Herrn Crenii ein wenig deutlicher zu machen, als oben geschehen ist, hinzuthun: Wir gingen allerseits in Gesellschaft und unter Anführung des Herrn Zwicky zu ihme, wir erhielten den aditum [Zutritt]. Da er aber den Herrn Zwicky und mich sahe, fragte er, ob wir unlängst bei ihm gewesen. Wir machten gegen Ihre Excellenz gar erschreckliche Verbeugungen und rühmten, wie großen Nutzen wir von seiner gütigen und gelehrten Conversation gehabt. Allein alle Excellenzen und alle Complimente halfen nichts. Der Ausspruch unseres Apollinis

war kurz dieser: Ihr habt jüngsthin viel von mir profitirt, seyd nun damit zufrieden und geht hin. Wir ließen uns da nichts zwey Mal sagen; doch konnte sich mein glarnerischer Freund nicht hinterhalten, der ehrlichen Excellenz noch einige harte Worte zu sagen, welches aber unseren lieben Herrn Cameraden eben nicht viel genützt; denn in Zeit von einer Viertelstunde waren sie schon wieder bei uns, da wir ihrer in einem benachbarten Boeck-Winckel[1]) warteten. Sie lachten erstaunlich, da sie uns sahen, und erzählten uns, daß sie kein gut Wort von Herrn Crenio erhalten. Ich muß aber doch zu einiger Exculpation dieses Mannes sagen, daß ich schon bei dem ersten Besuch wahrgenommen, daß er mit dem malo hypochondriaco nicht wenig müsse geplagt sein. Daher waren ihme Besuche lästig und, wenn sie zu stark waren, unerträglich. Und wie viele Leute hat es unter den Gelehrten von dieser Art? Von denen übrigen holländischen Städten und Gelehrten will ich jetzt nichts melden.

Und so komme ich denn wieder auf mein liebes Bremen. Ich brachte da eine geraume Zeit zu und bediente mich da der Information des alten und gelehrten Hr. Dr. Schumachers, Hr. Dr. Lampe, Hr. Dr. de Hase, Hr. Dr. Iken, Hr. Prof. Keßlers und Havighorsts. Als Hr. Lampe seine Inaugural-Oration hielte an einem Donnerstag, da er sonsten zu predigen gehabt hätte, ließe er mich anfragen, seine vices [Stellvertretung] im Predigen zu versehen; ich thate es mit vielen Freuden, und das ware meine erste Predigt, die ich in meinem Leben gehalten. Der liebe Herr Doctor war selbsten Auditor (sowie denn auch seine Frau Liebste und ganzes Haus zugegen ware), welchen ich dann nach Hause begleitete und ihn um die Censur über meine Predigt bate. Ich anerbote mich sein vicarius perpetuus zu seyn und jederzeit auf seinen Wink für ihn zu predigen, wenn er

[1]) Buchladen.

nämlich Gesundheits- und Zeitsumständen in die Kirche kommen könne und mir hernach die gehaltene Predigt censiren wolle. Er nahme mein Anerbieten an und schriebe mir von Zeit zu Zeit selbst die Texte vor. Dann gabe er mir einen historischen, dann einen dogmatischen, dann einen prophetischen ꝛc. Text, und so predigte ich fast ein Jahr hindurch gar öfters für ihne.

Beynebens frequentirte ich unter ihme ein collegium homilectium, da wir den ordinem concionandi[1]) und die vorgeschriebenen Texte durch das Loos theilen mußten, damit alle Jalousie ausgewichen werden möchte. Wenige Tage vor meiner Abreise predigte ich noch in diesem angesehenen und recht respektablen collegio homiletico publice in Ansgary-Kirche, da die leges vermöchten, daß ein jedes membrum dieses collegii die Erlaubniß habe, die gehaltene Predigt, sub præsidio et moderamine Lampii[2]) zu censiren, im Fall aber niemand nichts censire, so sollen doch wenigstens die zween folgende Prediger gehalten sein, ihre Gedanken darüber zu eröffnen. Als nun keiner meiner Herrn commilitonum etwas censiren wollte, sagte endlich der selige Lampe: Huldrice, videris, multos habere amicos, at ego, amicius tuus non sum[3]). Diese Censur aber ware gar gütig, und der Text, über welchen ich zu predigen hatte, aus 1. Mosis XV. 1.

Sonsten habe ich auch unter diesem Herrn seine allererste Dissertation, die er zu Bremen gehalten, de poenarum æternitate[4]) als respondens deffendirt, da Herr Dr. Ewald und ein Ungarer, Herr Papai, der hernach prof. theolog. zu Debercin und sehr berühmt geworden, meine opponentes[1]) waren. Da es

---

[1]) Die Reihenfolge im Predigen.

[2]) Unter dem Vorsitz und der Leitung L's.

[3]) Du scheinst viele Freunde zu haben, Ulrich; ich jedoch bin Dein Freund nicht.

[4]) Ueber die Ewigkeit der Strafen.

die erste Disputation des Herrn Lampe ware, so ware auch das Auditorium ungemein splendid, selbst alle 4 Herrn Burgermeister waren gegenwärtig. Nicht lange hernach disputirte ich als Autor unter dem Präsidio Herr Dr. Ikens de XII fontibus et LXX palmis ab Israelitis in Elim repertis [2]), um ein etwelches specimen meiner profectus [Fortschritte] in lingua hebræa zu geben. Denn ob ich gleich in Bremen meine übrigen studia theologica, philosophica, philologica, historica etc. nicht versäumte, so ware doch das studium rabbinicum mein Favoritstudium. Ich legte das Fundament dazu bey dem gelehrten Herrn Keßler, der mir das hebräische, rabbinische und syrische facillima methodo beybrachte. Nachdem dieses vorbei ware, stellete ich einen gelehrten Rabbiner, der sich damals in Bremen aufhielte, zum Informatoren an, zu welchem ich alle Abend um 8 Uhr ging und meistens bis 1 Uhr nach Mitternacht verblieb, da wir den Abarbanel, Raschi, Jarchi, Maimon [3]) rc. und zuletzt die ganze Mischna [4]) lasen. — —

Endlich kame die Zeit, da ich mein allerliebstes Bremen verlassen und mein iter litterarium fortsetzen sollte. Ich nahme also von meinen Freunden und Gutthätern ehrerbietigen Abschied. Herr Dr. Lampe und Herr Dr. Iken beehrten mich mit ihren

---

[1]) Die den akademischen Disputationen zu Grunde liegenden Dissertationen und Thesen wurden früher vom Präses aufgestellt, vom Respondenten in erster Linie vertheidigt und von den Opponenten angegriffen; in den Gang der Verhandlung griff dann der eigentliche Disserent, der zugleich der Präses war, ein. Wurden Dissertation und Thesen nicht vom Präses, sondern vom Respondenten aufgestellt, so wurde der Letztere ausdrücklich als Autor bezeichnet.

[2]) Ueber die von den Israeliten in Elim gefundenen 12 Palmen und 70 Quellen (2. Mos. 45, 27).

[3]) Ausleger des Talmuds und jüdische Theologen.

[4]) Der erste Theil des Talmuds.

gütigen testimoniis accademicis, welche hier beigelegt sind. Da dieses mein l. Rabbi erfahren, wollte er als ein Lamden oder Gelehrter nicht weniger seyn, allerdings beglaubt, er habe noch viel mehr an mir gethan als Lampe und Iken zusammen. Mithin gabe auch er mir ein beyliegendes Testimonium. Es mag dieses Rabbinische Testimonium denen nachkommenden Huldricis dazu dienen, um daraus zu sehen, wie weit es der Fleiß und die Attention eines jungen Menschen unter guter Anführung in philologicis bringen kann. Die philologia ist freylich, proprio sensu, noch keine Wissenschaft; aber es wird doch kein Vernünftiger abseyn können, daß sie nicht der Schlüssel zu den Wissenschaften seye. — —

Von Bremen machte ich meine Reise nach Hamburg, das deutsche Amsterdam. — —

Der berühmte Broeker, selbst auch Neumeister und Egardi, waren ausnehmend liebreich. Neumeister (welchen der sel. Herr Pfarrer und Professor Ulrich [1]) in seinen miscellaneis Tigurinis, den hamburgischen Hagel-Sieder mit Recht nannte) ware auf der Kanzel, um denen Schippers und dem miserablen Pöbel etwas zu gut zu thun, ad furorem usque gegen die Reformirten aufgebracht. Er redete Worte der Lästerung. Wenn es noch gut gienge, so hieße es: Calvinisten, böse Christen, Teufels-Kinder; wie er denn auch gegen den sel. HHr. Theolog Hottinger [2]) wegen seinem gründlichen Buch von der Praedestination entsetzlich erbittert und in den Harnisch gebracht ware. Ich hörte ihm einst an einem Sonntag Morgen diese Worte aus dem

[1]) Joh. Jak. Ulrich, 1683—1731, Pfarrer am Waisenhaus und Professor der Ethik am Carolinum.

[2]) Joh. Jak. Hottinger, 1652—1735, Sohn des großen Orientalisten Joh. Heinrich Hottinger. Professor der Theologie am Carolinum, ein Hauptverfechter der vormula conrensus.

Munde gehen: „Weder Hottinger zu Zürich, noch der Pfaff zu Tübingen, noch der ganze Schwarm aller Teuflen und Ketzern wird mir dieses abdisputiren können". Wie schön! Er schrieb auch, bald alle Wochen, etwa einen halben Bogen unter dem Namen Schnittling gegen Hrn. Hottinger, ungefähr mit eben der Höflichkeit, mit welcher das berühmte: „Friß Vogel oder stirb" geschrieben ist. Ich sage, Neumeister ware auf der Kanzel ein abgesagter Feind der Calvinisten; doch erwies er mir in seinem Hause alle Ehre und Gutthaten, und da ward, ungeachtet ich mich darauf gefaßt gemacht hatte, keiner Kontrovers gedacht. — —

Ich will mit dem Hrn. Hübner beschließen. Ich gienge mit dem jüngeren Hr. Moesius [1]) zu diesem alten, fast nichts mehr hörenden Schul-Monarchen. Wir ließen uns anmelden als Bremische Candidati, die Antwort, die die Magd überbrachte, ware: Er habe nichts mit Bremischen Candidaten zu thun, wir mögen nur unseres Wegs gehen. Es ist nicht zu sagen wie mein Moesius lermete. Er ließ dem guten, alten Mann auf gut hamburgisch allerhand hartes Zeug sagen. Nach einigen Tagen gienge ich allein, denn Moesius war nicht zu überreden, mich zu begleiten, in einem andern Kleide dahin und ließe mich als einen Schweizerischen Geistlichen anmelden. Sogleich ward ich zur Audienz gelassen und mit distinguirter Höflichkeit aufgenommen. Er forderte mir mein Album ab, um auch etwas zu seinem Gedenken hinein zu schreiben, und da ich ihm verdeute, daß ich keines habe, so brachte er mir ein großes Buch, worin die HHrn., die ebenfalls keine Stammbücher hatten, selbst ihre Namen mit einer Devise rc. hinein geschrieben, welches ich denn auch thate oder thun mußte. Nachdem wir über ein paar Stunden über

---

[1]) Sohn des reformirten Pfarrers in Hamburg, Ulrich von Bremen her bekannt.

die Geographie, Historie, Genealogien, Heraldic ꝛc. ꝛc. discurirt hatten, nahme ich meinen ehrerbietigen Abschied und ward admodum civiliter dimittirt.

Nicht weit von Hamburg befindet sich Altona, wo mein l. Ewald neulich reformirter Pfarrer geworden und bereits in großem Ansehen stuhnd. Er führte mich aller Orten hin, besonders auch unter die gelehrten Juden, deren damals in Altona nicht wenige anzutreffen waren. Der Rabbi selbst bedeutete etwas Großes und nicht weniger als ein General-Superintendent. Es hielten sich dazumalen um seinetwillen viele Bocherim in Altona auf, um den Cursum ihrer Studiorum unter diesem berühmten Mann zu absolviren und hernachen zu sehen, wo sie Pfrunde oder „Rabbiner-Stellen" bekommen möchten. Es ware mir was Neues, dergleichen Collegia anzuhören, mithin ware mir die Zeit in denselbigen gar kurz. So wohl diese, als auch die Hamburger Juden erwiesen mir tausend Gefälligkeiten, wie ich hievon eine gar weitläufige und merkwürdige Beschreibung machen könnte. — —

Ich setze meine Reise von Hamburg über Lüneburg, wo ich die erste Salzsiederey gesehen, über Braunschweig ꝛc. fort auf Helmstadt, um nebst den übrigen Gelehrten den großen Moßheim[1]) zu hören und zu sprechen. Er begegnete mir mit gar außerordentlicher Höflichkeit, wie nicht weniger der alte Hr. Fabricius, der die historiam bibliothecæ Fabricianæ geschrieben, und der mit dem hamburgischen Fabricio nicht muß confundirt werden, der mir auch noch auf meiner Reise öfters geschrieben. Es ware dieser Fabricius bei den Protestirenden,

[1]) Joh. Lorenz Mosheim, 1694—1755 Professor in Helmstädt, Abt in Marienthal und Michaelstein, erster Kanzler der Universität Göttingen, der gelehrteste und am vielseitigsten gebildete lutherische Theologe seines Zeitalters und einer der ersten deutschen Schriftsteller und Gelehrten seiner Zeit überhaupt.

besonders der Luther'schen Kirche, gar übel angeschrieben, zumalen man ihme Schuld gabe, daß er dem Herzog von Wolfenbütel beygebracht, daß er seine schöne Tochter mit gar gutem Gewissen an den Erzherzog Karl von Oesterreich und präsumtiven Erben von Spanien (hernach römischer Keyser Carolum VI.) verheurathen könne. Von Helmstädt und Braunschweig kame ich auf Magdeburg und feyerte da anno 1728 das heilige Pfingstfest [1]), genosse auch da von Gelehrten und Kaufleuthen, an die ich gute Empfehlungs-Schreiben hatte, viele honeurs.

Von da gienge die Reise über das berühmte Spandau nach Berlin, wohin ich eigentlich so bald noch nicht gekommen wäre, wenn nicht die beyden Augusti, Könige von Polen [2]), in Gesellschaft des hohen polnischen und säxischen Adels nach Berlin gekommen wären, da sich dann zugleich der brandenburgische Adel sammt andern vielen höhern und niedern Edelleuthen versammelten, die natürlichen Söhne des Königs Augusti, der Graf Moritz, hernach Marschall von Saxen, der Graf Rutowsky rc. rc. Die Fürsten Sapieha, Lubomirsky waren ebenfalls gegenwärtig. Da war für einen Schweizer etwas zu sehen. Den 21. April [?] langte des Hrn. General von Borcks Regiment an und ward in die Stadt Cölln gelegt. Den 20. Mai kame der König [3]) von Potsdam früh nach Berlin, die 3 anrückenden Regimenter, das Marggraf Albrechtische, des Prinz Heinrichs und das Schwerinische in Augenschein zu nehmen. Der König befande sich auf dem großen Paradeplatz hinter dem Schlosse und ließe ein Regiment nach dem andern bei sich vorbeiziehen, welchem allem ich auch mit zugesehen und nicht vier Schritte weit von dem König weg-

---

[1]) 16. Mai.

[2]) August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen; August III., seit 1733 König und Kurfürst.

[3]) Von Preußen.

gestanden. Sobald zu Präsentirung des Gewehrs commandirt worden, näherten sich die Generals, die ihre Regimenter selbst aufgeführt: Marggraf Albrecht und Prinz Karl, dessen ältester Sohn, als Obrist=Lieutenant dieses Regiments, der Prinz Heinrich und der General von Schwerin. Der König empfienge sämmtliche mit zärtlichem Umarmen, sowie er dieselben nebst denen übrigen Offiziers vorher im Vorbeyziehen bei Fällung des Esponbons mit dem Hutabnehmen begrüßt.

Der König von Polen reisete den 20. May von Dresden mit königlicher Pracht ab und kam Mittwoch den 26. May glücklich in Potsdam an und ward, wie von dem König, so von dem Kronprinzen mit Bezeugung vieler Freude empfangen und in dero Zimmer geführt. Donnerstag früh um 4 Uhr gieng die Generalrevue des in drey Bataillonen bestehenden königlichen Leib=Regimentes der großen Grenadier vor sich. Der König Augustus ward von Friedrich Wilhelm, als dem Obristen dieses Regiments, und dem preußischen Kronprinzen als Obrist=Lieutenant dieses Regimentes, vor der Fronte empfangen, die sich denn freylich sammt ihrem hohen Gefolg über die außerordentliche Schönheit, Größe und Fertigkeit dieser Leuthen gar sehr verwunderten und alle gestuhnden, daß dieses vortreffliche Korps seinesgleichen nicht mehr habe. Und damit war diesem Regiment nicht zu viel Ehre angethan. Alle waren Enackskinder, glaubwürdig, aber ungleich besser zum Krieg abgerichtet. Ich sahe sie exerziren, und wann ich hörte: Feuer! so dachte ich: Ja, gebt Feuer, wenn ihr könnt; zumalen ich, bey aller meiner Aufmerksamkeit, nicht glaubte, daß sie nur auf der Zündpfannen geladen hätten. Alles gienge blitzgeschwind und doch ohne Zappeln, so ordentlich wie eine Charniere. Ich hatte in meiner Gesellschaft den jetzt noch lebenden venerablen magdeburgischen Consistorialrath Kuhn, damals Prediger am Kornmesserischen Waysenhaus in Berlin, der ware etwa eine Hand kleiner als ich, und da

sagte ich öfters zu ihm: Wie froh bin ich, mein lieber Mann, daß Ihr bey mir seyt; ich würde sonst glauben, ich wäre hier um einen Kopf kürzer gemacht worden. Denn da waren wenige, denen ich nicht unter den Armen hätte hindurch gehen können. Was ihre properté betrifft, so ware keiner aus ihnen, der nicht einem vornehmen Edelmann gleichsah.

Sonnabends den 29. May kame Augustus mit seiner hohen Gesellschaft (nach Berlin), da ich im Schloßhof auch Zuseher war und alles gar wol in den Augenschein nehmen konnte. In der Vorstadt wurde das erste mahl, als der König durch das Thor fuhre, das andere mahl, da er auf den Schloßhof kame, das dritte mahl um die Stadt mit allen Kanonen und aus denen auf dem Paradeplatz geflanzten 36 Stücken Salve gegeben. Die Menge Volks, so herzugelaufen, war unbeschreiblich. Der Hofs-Staat, so der König und der königliche Prinz von Polen mit sich führten, bestund aus 316 Personen. Ich will nur einige derselben anführen: Des Königs Hof-Staat, die Dames: Fräulein Gräfin Orzelska, Frau Czesnik, Gräfin Bielinska, Frau Kron-feldherrin Gräfin Pociew. Polnische Ministri und Cavalliers: Hr. Vice-Kanzler Lipsky, Hr. Kron-Referendarius Rodvozewsky, Hr. Kron-Küchenmeister Fürst Lubomirsky, Hr. Czesnik, Graf Bielinsky, Hr. General-Lieutenant Graf Sapieha, nebst dem Obrist-Lieutenant Jordan 2c. 2c. Deutsche fürstliche Personen, ministri und Cavalliers: Herzog Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels mit dem Major Pflug, der geheimte Cabinets-Minister Graf Lagnasco, der geheimte Kabinets-Minister Graf v. Manteufel, der geheimte Kabinets-Minister und Oberkammerherr Graf v. Friese 2c. 2c. Des königlichen Prinzen Hof-Staat: Hr. Hofmarschall von Einsiedel 2c., Hr. Beichtvater Pater Gallen.

Alle Tage waren prächtig — — zugebracht; da ware für einen Schweizer immer etwas hochmerkwürdiges zu sehen, welchem allem ich fleißig, mit den besten Recommendationen und Anweisungen

begleitet, nachgienge und beide Augen aufthate. Den 30. May ward die große Revue gehalten. Es befanden sich da 4 Regimenter von der Cavallerie und 10 von der Infanterie. Alle Regimenter waren mit neuer Montur versehen. Frühe Morgens um 1 Uhr (NB. es ware ein vortrefflich schöner Tag) erschien jede Compagnie vor ihres Kapitains Quartier und marschirte um 2 Uhr unter Anführung desselben vor das Quartier des Kommandeurs ihres Regiments und formirten die Esquadrons und Bataillons. Die Gens d'Armes versammelten sich auf der Friedrichsstadt bey ihrem Stalle, und das Lottum'sche, Cottbus'sche Cürassir-Regiment in der Straße, wo des sel. Ober-Marschall von Prinzen Gartenhaus ist. Um 4 Uhr fieng das Regiment Gens d'Armes, welchem die anderen folgeten, nach dem Dorfe Tempelhof zu marschiren, so daß die Cavallerie, nach allerseits eingenommenem, bezeichnetem und abgestochenem Platz, beyde Flügel machte und die Infanterie in der Mitte hielte. Nach dem Borckischen Regimente marschirten von der Artillerie einige Kanoniers mit 12 sechspfündigen Kanonen und denen dazu gehörigen Munitionswagen und besetzten die vor der Fronte aufgeworfene Batterie. Nachdem alles in gehöriger Bereitschaft war, kame der König in Preußen mit dem Kronprinzen, dem jetzigen König, besichtigten die sämmtliche Armee und veranstalteten noch eines und das andere. Ich befand mich in Gesellschaft vieler Geistlichen, als meines lieben Hrn. Kuhnen, Hrn. Schmidts, der königlichen Candidaten u. s. f. Es hatte ein Jeder etwas Proviant bey sich in seinem Pfaffensack, und wir nahmen just mit Appetit unser Morgenbrot, da der König allernächstens für uns im Galopp vorbeyritten. Wir wünschten Jhme in unserm Circul einen guten Tag und trunken einen guten Schluck, denn wir waren schon drei gute Stunden auf unsern Beinen. Nach 5 Uhr erschien der König von Polen mit dem königlichen Prinzen, nebst dero sämmtlichen Gefolge zu Pferde. Sie wurden von dem

Könige in Preußen empfangen und passirten die ganze Linie. Von derselbigen Zeit an sahe ich keinen meiner Kameraden mehr bis auf morgen. Der eine kame da, der andere dort hinaus; ich hatte einen Bedienten von dem Hrn. Major von den Gens d'Armes bey mir, welchen mir sein Herr mitgegeben hatte, um zu mir Sorg zu tragen und Vorsehung zu thun, daß ich alles sehen könne. (NB. dieser Hr. Major logirte bey mir in Berlin im gleichen Hause, in Schrader's Apotheke auf dem Molkenmarkt, einem gar weitläufigen und ansehnlichen Hause, wo er occasionaliter mit mir bekannt worden und viele unverdiente Neigung zu mir truge.) Dieser Mann nun war ein wohlabgerichteter Offiziers-Bedienter. Er erklärte mir alles gar deutlich und dieses ware mir um so viel nothwendiger, da nur nach den Kanonen exercirt wurde. Die Gräfin Orzelska wohnete dieser großen Revue auch bey und zwar zu Pferde, in einem rothseidenen und mit Gold besetztem Manns-Habit. Ich fragte, da ich diesen Cavalier bey dem König Augusto auf einem Feldstuhl sitzen sah, einen Offizier: Wer dieser vornehme Cavalier wol seyn möchte? Der mir dann auf gut märkisch zur Antwort gab: Es ist man eene Hur. Ich fragte nicht mehreres, bey Hause aber erklärte mir mein Herr Major dieses Räthsel in Näherem. Ich glaube, daß ich mein Lebtag nie müder gewesen bin, als da ich von dieser Revue nach Hause gekommen, denn da ware ich nicht nur fast die ganze Nacht bis Abends um 3 Uhren auf den Beinen, sondern es gulte auch öfters, je nachdem die Armee Wendungen machte, munter zu laufen, wenn ich je auch das Vornehmste recht sehen wollte.

Die folgenden Tage wurden mit Gastereyen bey Prinzen, Prinzessinnen und Generalen zugebracht. Mittwochs den 2. Juny passirten die Gens d'Armes nebst 3 andern Regimentern, als Kronprinz, Prinz Friedrich und Lottum in Beyseyn beyder Königen die Special-Revue und machten ihre exercitia zu Pferd

und zu Fuß. Ich sahe dieses auch mit an, von Anfang bis zu Ende und erstaunete über alles, über die Schönheit der Leuthe, die man ohne Verwunderung nicht ansehen konnte, über ihre Geschwindigkeit im Exerciren, über die Schönheit ihrer Kürassen und ganzer Ausrüstung, über die Schönheit ihrer Pferde zc. zc. Alles, alles ware des Königs in Preußen Majestät gemäß. Ich habe vorher die holländische Blaue Garde gesehen und bewundert. Ich sahe einen Ausschuß dieser Garde Georgium I. durch der hochmogenden Staaden Landen begleiten; die waren, wie leicht zu erachten, die schönsten holländischen Bengel von der Welt. Ich sahe schon vorher, da ich in Bremen war, die hannoveranische Cavallerie; expost die sächsische und in Cassel die hessische, die just damals, da ich dahin kame, nahe bei Cassel campirte. Das waren alles schöne und vortreffliche Leuthe, aber mit denen Brandenburgeren oder Preußen können sie doch nicht verglichen werden.

Von dieser Spezial-Revue will ich nur noch dieses einzige Speciale anführen. Der Leser kann daraus, schließen, wie es bei denen Edeln und Großen dieser Welt öfters aussehe in ihrem Inneren. Es mag gegen 10 oder 11 Uhren gewesen seyn, da das Exercitium noch währte, ich stund nicht weit von dem alten Fürsten von Dessau, der ehender mit seinem Schnurrbart und schlechter Montur einem Mörder als einem Fürsten gleichsahe. Er setzte sich nicht weiter als zwei Schritt von mir auf den Boden und sagte (ich hörte ihm die Worte selbst aus dem Munde gehen): „Ich setze mich hier ins Teufelsnamen nieder", worauf die bey ihme gestandene Cavaliers sich ebenfalls setzten. Das ist ja fürstlich, das ist groß!

Alle folgenden Tage waren Gastereyen, Kanonenschießen, Bombenwerfen und dergleichen militaria mehr, die sich denn immer mit kostbaren Mahlzeiten und königlichen Presenten endeten.

Freitags den 4. Juny sahe ich etwas, welches ich mein Lebtag

noch nicht gesehen hatte. Ganz Berlin war illuminirt. Abends um 10 Uhr fuhren beyde Könige, wie auch die Königin nebst den Prinzessinen, die königlichen Prinzen, der Marggraf Albrecht und Carl Ludwig ꝛc. ꝛc. in Begleitung von mehr als 1000, ich schreibe Tausend, Kutschen in den vornehmsten Straßen herum, die Illuminationen der Stadt in Augenschein zu nehmen. Ich illuminirte auch mit 12 Kerzen; meine Kameraden wollten mich zwar darüber zum Besten haben, daß ich als ein Frömder nicht einen größern Aufwand zu Ehren des Königs machen dörfe. Meine Antwort aber ware kurz diese: Daß ich nicht nach Berlin gekommen seye, um die Stadt zu illuminiren. Ohne meine Illumination war alles erstaunlich prächtig. In währendem Zug wurde von den Thürmen musicirt und in der Klosterstraße auf der reformirten Parochialkirche das Glockenspiel geschlagen. —

Sonntags den 6. Juny war das Wasserstechen und das Wasserspringen der Hallorum (der hallensischen Salzbrenneren), die sich um 1 Uhr in dem Thiergarten versammelt, und sobald sie Befehl erhalten, über den Paradeplatz und die Brücke, allwo für die Springer ein hohes Gerüst aufgebaut worden, hereingezogen und alsdann ihre Uebungen in der Spree hinter dem Schloße sehen ließen. Ich ware auch Zuseher von dieser armseligen königlichen Lustbarkeit. Ich will nur zwey Dinge darüber anmerken. Ich befand mich auf der Cavaliersbrücke, worauf das Gerüst der ins Wasser springenden Hallorum gebauen war und von dannen man auch denen Helden, die mit hölzernen, schön bemahlten Stangen und mit hölzernen ebenfalls schön bemahlten Schildern versahen waren, zusehen konnte. Sie fuhren in wohl ausgezierten, kleinen Schiffen stark gegen einandern, so daß Mancher gar unsanft in die Spree geschmissen wurde. Welches mich so ein Spiel dünkte, das sich für die Krätzlerknaben ebenso gar unfein nicht möchte geschickt haben; doch sahen beide Könige und der Kronprinz mit vielem Vergnügen in Gegenwart vieler

1000 und 1000 Menschen diesem liederlichen und abgeschmackten Hallorumspiel zu. Sollte mich Jemand fragen, besonders einer, der Berlin kennt: Wie ich denn auf die Cavalierbrücke habe kommen können, so will ich ihm zu seiner noch mehreren Verwunderung sagen, daß vermuthlich der geringste Mann, dem der Zugang dahin erlaubt ware, ein Obrister gewesen, die meisten waren Fürsten und Prinzen gewesen, wie ich denn wirklich an der Seite des Prinzen Heinrichs gestanden. Siehe mein Leser dieses nicht für Windmacherey an. Eine solche Unfläterey sey ferne von mir! Ich verabscheue von ganzem Herzen dergleichen Windblasen. Es ware nämlich königliche Ordre ausgegeben, alles von der säxischen Suite frey und ungehindert passiren zu lassen. Da nun des Königs in Polen Beichtvater ein violettes Kleid trug und ich ebenfalls ein schönes von gleicher Farb mit sammeten Aufschlägen bey mir hatte und denn zugleich eine Abbé-Parüre aufsetzte, so ließ man mich aller Orten als einen sächsischen oder polnischen Abbé ganz ungehindert passiren. Meine Kameraden befanden sich enert der Spree in einem Haus auf dem Dach, und sie sagten mir bei dem Nachtessen, daß, da sie mich auf der Cavaliersbrücke erblickt, sie gewiß herzliche suspiria [1]) zu Gott gethan haben, daß mir doch kein großes Unglück begegnen möchte. Ich dankte ihnen für ihre Liebe und versicherte sie, daß, wenn ich gewußt hätte, daß sie sich auf den Dächern befinden würden, ich ihnen die gleiche Liebe würde erwiesen haben. Der Republikaner ist in solchen Fällen von ganz anderer Denkart als der gute, redliche Mann, der sein Lebtag unter einem Fürsten oder König gestanden hat.

Unter diesem Gaukelspiel hörte ich den Kronprinzen von Polen dem Hoftaschenspieler oder Hofnarren Joseph zurufen, ob er nicht auch Courage genug habe, ab dem Gerüst in die

---

[1]) Seufzen.

Spree zu springen. Ob er nun gleich ein schwerer und fetter Mann wäre, so zoge er sich doch augenblicklich aus bis auf das zarte Hembd, das er anhatte, sprang in die Spree und schwamm da gar hurtig wie ein Fisch hin und her; endlich nahete er sich gegen den Balkon, worauf die Könige zusahen, hebte sein Hembd auf und wiese ihnen den bloßen ..... Schön vor Königen, vor einer unzähligen Menge ihrer Unterthanen! NB. Ich schreibe nichts, als was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe.

Nach diesem schönen Spectacul zog ich mich so fein hüpschlich ab der Brücke weg, weil mir doch nicht allerdings heimlich bei der Sach wäre. Da ich denn noch das Zweyte zu sagen habe: Ich gienge bey der königlichen Apotheke vorbey durch den sogenannten Lustgarten, der aber dermalen ein Paradeplatz ist, und da sah ich den Kronprinzen, jetzigen König von Preußen, ganz allein sitzend in einem Buch lesen, so daß er das Spiel der Hallorum anzusehen nicht einmal gewürdigt hatte. — —

Sonnabends den 11. Juny, früh Morgens um 2 Uhr, brachen der königliche Prinz in Polen, nebst dem Herzog von Weißenfels, unter dreymaliger Abfeuerung von 30 Kanonen wiederum nach Sachsen auf. Um 7 Uhr giengen die Dames nach Polen voraus, der König von Polen aber speisete mit dem König von Preußen zu Mittag, da alle anwesenden Officiers auch eingeladen wurden, an einer gar großen Tafel unter einer Soldatenmusik.

Nachmittags um 5 Uhr gab Augustus der Königin in Preußen, dem Kronprinzen ꝛc. ꝛc. die Abschiedsvisite, speisete Abends mit dem König von Preußen alleine. Morgens reisete er unter Begleitung des Generals Grumbkow und Obristen von Derschau unter 90 Kanonenschüssen wiederum seinen Staaten zu.

Nachdem dieses erschreckliche Geräusch und diese königlichen
an welche unsägliches Gelt verschwendet worden,

vorbey waren, dachte ich endlich an die Gelehrten und die Bibliothecquen. Der erste Mann, den ich sogleich bei meiner Ankunft, mithin vor diesem excessivem strepitu, besuchte, war der in aller Welt berühmte und beliebte Hr. Maturin Veyssière la Croze, Borussorum regi a consiliis, a bibliotheca, ab antiquitatibus. Dieser allerverehrenswürdigste Herr erwiese mir, wie bereits vermeldet, ungemeine uud ganz außerordentliche Liebe; wie nicht weniger Hr. Doctor Schmidmann in der Klosterstraße, erster Pfarrer in der Parochialkirche, ein stator orthodoxiæ, mit welchem unser sel. und hochverdiente Hr. theolog. Jac. Hottingerus [1]) einen weitläufigen Briefwechsel unterhalten, wie ich ihme denn manchen Brief nach Zürich spedirt habe.

Da der große Besuch des Königs von Polen anlangen sollte, ward in dem allabendlichen Tabacks-collegio des Königs öfters in Deliberation genommen: Wohin man diese und diese Parthie hinlogiren und mit wie vielen Gerichten man sie traktiren wolle? Da es um den Beichtvatter des Königs zu thun war, wollte der König von Preußen mit aller Gewalt denselben dem Hr. Schmidmann auffalzen, da doch sonst alle übrigen Herrn vom Kirchenstand dispensirt waren vor aller Einquartirung. Die Ursache hievon war, wie mir Herr Doctor Schmidmann selber sagte, weil der König gegen die Prädestination, die der Hr. Doctor mit großem Eifer behauptete, gar feindselig eingenommen war. Der Fürst von Dessau wollte in dem Tabacks-collegio zum favor des Schmidmanns reden, allein es hieße: Schmidmann ist dazu prädestinirt, dem polnischen Beichtvatter Quartir zu geben und ihme über eine jede Mahlzeit mit achtzehn Gerichten aufzuwarten und dabey soll es sein Verbleiben haben.

---

[1]) Joh. Jak. Hottinger, 1652—1735, der Verfasser der helvetischen Kirchengeschichten.

Der Fürst von Dessau, der ein frisches und freymüthiges Wort mit dem König reden durfte, sagte: Ihr Majestät! das wird eine lustige Komödie abgeben, der Schmidmann ist nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein resolvirter Mann; der wird nun den Hr. Pater Beichtiger über die erste Mahlzeit so cujoniren, daß er zur zweyten ganz gewiß keinen Appetit mehr haben wird 2c. Der König dachte einen Augenblick der Sache nach und sagte: Dessau Du hast recht, diese zwey Pfaffen taugen nicht zusammen.

Bey diesem Anlaß soll ich noch dieses hinzuthun, welches mir ebenfalls Hr. Schmidmann selber erzählt hatte: Ein geheimer Rath vom König stürzte sich selber aus seinem Zimmer auf die Straße und blieb tod. Der König schickte einen Hof-Cavalier an Doctor Schmidmann und ließe ihn befragen: ob der geheime Rath zu dieser Gattung Todes prädestinirt gewesen? Hr. Doctor Schmidmann bat sich Bedenkzeit aus, in dem Vorhaben, wie er mir sagte, einige Bogen aufzusetzen, welche zu lesen sich der König gewiß keine Mühe geben würde. Allein er hatte nicht vonnöthen, hierüber zu studiren und sich die Nägel abzubeißen, zumalen der Hof-Cavalier sogleich wieder zurückkam mit der königlichen Antwort: Weil Hr. Doctor sich nicht getraue gradhin zu antworten, so erlaube Er ihm gar gerne, das fernere Nachdenken zu sparen.

Der fromme und gelehrte Hr. Doctor Daniel Ernest Jablonsky, erster Hofprediger et ecclesiarum unitarum per magnam Poloniam ac Prussiam senior, regiæ societatis scientiarum Berolininsis vicepræses etc., ware mein großer Gönner. Da er meine Liebe zu denen studiis orientalibus und rabbinicis wahrnahme und mich auch hierüber auf die allerliebreichste und höflichste Weise in eine Gattung Examen nahme, warf er unverdient eine große Liebe an mich. Ich hatte nicht nur, ob er gleich schon ziemlich bei Jahren war und immer mit Geschäften überhäuft wurde, dennoch immer einen freyen Zugang zu ihm; da mir

denn dessen Conversation mehr werth war als 10 Accademien (welches sich reisende Studirende wohl anmerken müssen, daß sie nemlich bey einem einzigen Manne öfters mehreres antreffen können als sonsten bey vielen Dutzend anderen; seine herausgegebene Bibel, der Talmud und seine geistreichen Predigten, wie auch sein consensus Sendomiriensis etc. mögen hievon Zeugen seyn). Er gab mir die schätzbarsten Anweisungen, wie ich das studium rabbinicum fortsetzen und seiner Zeit zur Ehre Gottes anwenden könne. Da ihn die Berliner-Juden nicht nur liebten, sondern sozusagen für ihr Venerabile hielten, so kamen mir dessen Recommandationen an die Rabbiner, an die Lamden und Parnossim (an die Gelehrten und Vorsteher der Judenschaft) ungemein wohl zu paß. Diese Leute erwiesen mir ganz ausnehmende Höflichkeiten und wirklich auch viele Wohlthaten, so daß sie mich gleichsam auf ihren Händen getragen. Ich ware die 16 Wochen über, die ich in Berlin zugebracht, täglich in ihrer Synagog und ward von ihnen immer für einen Geschmadeten oder getauften Juden gehalten. Ich sagte ihnen bey Gelegenheiten: Ja, ich seye ein Jud, ich habe keine andere emunsa (keinen andern Glauben) als Moses, unser Herr, seliger gedächtnuß. Ich seye auch getauft auf den Namen des Maschiach, ja, was noch mehr; ich seye auch beschnitten, aber nicht am Fleisch, sondern durch die ewige Erbarmung Gottes am Herze. Ueberhaupt liebten sie mich doch zärtlich und erwiesen mir erstaunlich viele Gefälligkeiten, wovon ich Exempel anführen könnte, die einem in diesen Sachen unerfahrnen und unbewanderten nicht faßlich und nicht glaubwürdig vorkommen würden. Ich verwunderte mich, da mich die berlinischen HH. Candidaten, wie auch viele andere gelehrte HH. Candidaten öfters vor dem vertrauten Umgang mit den Juden warneten. Ihre Sprache war öfters: „Herr Ulrich, ihr werdet gewiß noch von denen schelmischen Juden massacrirt werden". Ich gab ihnen aber immer zur Antwort, daß sie ihre Unwissenheit ver-

rathen. Die Juden seyen nur von ganzem Herzen froh, wenn sie einen Christen finden, der ihre Sprache und Religionsgebräuche kenne; sie werden sich alle Mühe geben, dessen Freundschaft zu erhalten und ihm mit vielen Caressen begegnen ꝛc. ꝛc.

Unter den berlinischen Gelehrten waren auch Hr. Doctor Elßner, — — Hr. Vignolles, L'Enfant und Beausobre, die mir ebenfalls viele Höflichkeiten erwiesen, wie ich dieses überhaupt allen Herren Berlinern nachrühmen muß. Sie wiesen mir die königliche Bibliothec, Apothec, die in der That auch königlich ist. Sie führten mich auf die Accademie der Wissenschaften und in viele andere gelehrte Gesellschaften. Sie wiesen mir die prächtigen Zeughäuser, die Gruften der Könige und Churfürsten, das prächtige königliche Schloß, den unschätzbaren Marstall mit dessen Meublen, die benachbarten königlichen Lustschlösser, als Oranienburg, Mon Bijou, Charlottenburg ꝛc. ꝛc. Kurz, ich genoß von diesen allerliebsten Herren alle Freundschaft und Dienstgefälligkeit, so daß ich 16 Wochen in Berlin zubrachte als einen Tag.

Noch soll ich den theuren Hrn. Noltenium nicht vergessen. Dieser Herr war meines theuren Vatters, des sel. Lampe, Schwager, zumalen er seine Frau Schwester zur Ehe hatte. — Er war Informator des ganzen königlichen Hauses und hatte besonders die Ehre, den damaligen Kronprinzen, nun schon längst König, in der Mathesi, worinnen er gar stark war, zu unterweisen. Er sagte mir einst: Er erlebe es nicht, daß der Kronprinz König werde, wenn ich es aber erlebe, so soll ich daran gedenken, daß er mir gesagt habe, es werde ihme keiner von allen Königen und Fürsten an Penetration, Einsicht, Klugheit und Festigkeit des Gemüths beykommen. Er gabe mir, nebst vielem anderem, auch dieses zum Beweis: Daß, wenn er ihm ein mathematisches Problema vorlege und denke, es werde wohl eine halbe Stunde dauern, ehe es sein durchleuchtiger Auditor werde capirt haben, so mußte er zu seiner Erstaunung wahr-

nehmen, daß er selbiges primo intuitu völlig und ganz penetrirt und durchgesehen habe. Durch Vorschub dieses Hrn. Noltenii genoß ich auch hie und wieder in Berlin gar viele Ehre und Liebe.

Wie vieles hätte ich noch von Berlin zu erzählen, ich bin aber bereits schon allzu weitläufig gewesen. — Nachdem ich nicht ohne Bewegung von meinen Berlinischen Patronen und Freunden Abschied genommen hatte, ging ich nach Wittenberg. — — Anno 1502 wurde von dem Churfürsten zu Sachsen, Friederico III., eine Universität allhier gestiftet. Anno 1517 fing der große Luther hieselbst an seine Theses wider den Papst anzuschlagen. Ich sah an diesem Ort das Merkwürdigste, besuchte die Herrn Pastores, die dazumal eben nicht ganz einig waren, sondern sich bald alle Sonntage mit einander herumkanzelten (wie die Sprache damals war), und Professores. Ich hörte sie predigen, disputiren und vorlesen rc. rc. Ich hatte aber bey 14 Tagen genug und verreiste von da nach Leipzig, eine der allerberühmtesten Städten in Meissen, die sowohl durch ihre drei Messen, welche im Frühling, Herbst und Neujahr gehalten werden, als auch durch ihre eigne Handelschaft, wie nicht weniger durch die anno 1409 gestiftete Universität, sehr florissant und berühmt geworden. — — Die Herren Studiosi, deren meiner Zeit etwa 600 mögen gewesen seyn, waren gar reinlich und wohl aufgeputzt, doch studierten sie, wie sie denn auch unter denen damals lebenden Gelehrten die allerbeste Gelegenheit hatten, vieles zu profitiren. Ich hatte zwarn kein Empfehlungs-Schreiben dahin, ich suchte mich aber selbsten zu empfehlen und es gelang mir auch ganz glücklich. Der gelehrte und weltberühmte Rath Burchhard Mencken, professor historiarum, dessen charlataneriam eruditorum ich schon bey Hause gelesen hatte, ware der erste, den ich besuchte, der mir denn nicht nur außerordentliche Merkmale seiner Gütigkeit und Edelmuth schenkte, zumalen er mich

sogleich zum Mittagsmahl, à la fortune du pot, wie er sagte, einladete, seine große Bibliothec, wovon ich auch noch einen gedruckten catalogum habe, wiese und mir die merkwürdigsten und rarsten Bücher, mit instruktiven Anmerkungen begleitet, vorlegte, sondern würklich auch HHr. Professores zu sich kommen ließ, die mich nicht nur vergsellschafteten, sondern auch bey sich und bey ihren Freunden mit distinguirter Achtung und Liebe aufnahmen und mir Bosens und mehr andere Gärten, kurz alles, was Leipzig Schönes hatte, zeigeten.

Der zweite Herr, den ich besuchte, war Hr. Dr. und Super-Intendens Deyling, der sich durch seine gelehrten Schriften, besonders mit seinen observationibus sacris, sehr verdient und berühmt gemacht hat. Er war ein Sachs, ein Leipziger, ich will sagen ein großer und abgesagter Feind der Calvinisten. Ich hatte ihm kaum gesagt, daß ich ein Geistlicher von Zürich sey, so war sogleich die Frage da: Ob ich denn auch auf die formulam consensus geschworen habe? Da ich ihm „Nein“ zur Antwort gab, ward er ganz ungehalten. Ich replicirte ihm aber ungeachtet meiner Jugend mit einer seriosen Amtsmiene: „Wenn Ewr. Hochwürden es besser wissen als ich, so mag ich es wohl leyden; ich sage Ihnen aber noch einmal, daß ich die formulam consensus niemals geschworen habe“. NB. Der gute Mann wußte bey aller seiner Gelehrte nicht, was für ein Unterschied wäre und auch in unserer Kirch observirt werde zwischen der confessione helvetica und der formula consensus [1]). Er kam hernach auf die Prädestination und wollte mir viel hartes sagen,

[1]) Confessio Helvetica heißt das im Jahr 1536 aufgestellte Gesammtbekenntniß aller schweizerischen Kirchen. Die formula consensus ecclesiarum Helveticarum ist dagegen ein im Jahr 1675 vereinbartes Lehr-Symbol, das zur Abwehr gewisser von der französischen Academie in Saumur ausgegangenen Lehrweisen dienen sollte.

besonders aber auch den damals noch lebenden Hr. Jac. Hottingerum herfahren, ich sagte ihm aber gar kurz und mit verächtlicher Miene: „Herr, ich habe geglaubt, man habe sich von Seite der Reformirten, besonder sint deme Duraeus und mit ihm viele andere an der Harmonie der protestirenden Kirche gearbeitet, so gegen die HHr. Lutheraner betragen und erklärt, daß sie längstens alle Bitterkeit und hässige Gesinnungen hätten ablegen sollen &c“. Ich schloß endlich so: „Nun Herr Superintendens, ich will mich nicht in das ganze systema anjetzo einlassen, sondern Ihnen nur meine Gedanken hierüber mit zwey Worten vorlegen: Ich glaube nemlich 1. Es werde keiner verdammt, oder er habe es wohl verdient. 2. Es werde keiner selig als nur aus Gnaden, um des Verdienstes Jesu Christi willen. Was finden Sie Anstößiges und der Ehre Gottes zu widerlaufendes in diesen zwey Sätzen?“ Er ward hierüber, wie ein umgekehrter Handschuh, er nahm eine aufgeklärte, freundschaftliche Miene an sich und erwies mir viele Höflichkeit, sogar daß er mich zu seinen Bekannten hinführte und mir viele Ehre und vieles Vergnügen machte. Nachdem ich nun Leipzig durch und durch gesehen, die HHr. Pastores und Professores dociren gehört und auch in ihren Häusern gesprochen, setzte ich mein iter literarium fort nach

Halle. Es ist dieses Halle eine Stadt in Obersachsen, zum Herzogthum Magdeburg gehörig, mithin unter königl. preußischer Herrschaft. Sie liegt an der Saale, auf einer luftigen Ebene. Anno 1694 wurde da durch den Churfürsten von Brandenburg eine neue Universität angerichtet und den 1. Juli inaugurirt. Es ist allda ein berühmtes Salzwerk, welches ich auch mit aller Weyl und Attention betrachtet, mit 4 Salzbrunnen, darinnen alle Jahre bey 11,000 Lasten Salz gesotten werden. Hier spricht man gar rein Hochdeutsch, besser als in Leipzig und Berlin. Die Stadt ist mit feinen Häusern wohl erbaut und die Bürger

und Bürgerinnen ernähren sich meistens von denen Studenten, deren meiner Zeit (vera loquor) über 5000 waren. Ich hatte sogleich nach meiner Ankunft vielen Besuch von meinen HHrn. Landsleuten, die mir denn auch 100 Gefälligkeiten erwiesen, mich in die Collegia führten, gastirten und mir die Merkwürdigkeiten dieses Ohrts zeigten. Ich hatte schon zu Hause, vor langen Jahren, die Anstalten des Hallischen Waisenhauses gelesen; mithin ware mein erster Ausgang nach Glaucha. Ich kame just in sommerlangen Tagen auf den Abend dahin und sahe die Herrn studiosos an ihren Frey-Tischen speisen. Ich bewunderte die Ordnung, die Reinlichkeit und die nette Aufwahrt. Ich will aber hierüber mehres nicht sagen, da in den Frankischen Schriften hierüber weitläufige Nachricht zu finden ist.

Der erste Hr. Prof., den ich sprache und hernach auch öfters hörte, ware Herr Thomasius [1]), ein Herr, der eine große Figur machte, von dessen Lectionen und Vorlesungen in den collegiis ich nicht nur nicht erbaut, sondern gar sehr scandalisirt worden bin. Er war ein Hässer, ein abgesagter Feind der leipzigerischen Theologen, die es ihme in der That zu arg gemacht hatten, und da striegelte er selbige bey allen Anlässen und damit zugleich die ganze christliche Religion. Wie sorgfältig hat sich ein Lehrer auf hohen Schulen zu hüten, daß ihn der Satan nicht in dieses Sieb kriege! Sonsten war er ein humaner Herr, und man genosse von ihm alles, was man von einem Freund nur wünschen mag. — —

[1]) Christian Thomasius, bekannt durch seinen heftigen Gegensatz gegen die lutherischen Theologen seiner Zeit, durch sein Auftreten gegen Todten- und Hexenprozesse, sowie durch seine Sucht originell zu scheinen, war die Veranlassung zur Gründung der Universität Halle gewesen, als deren erster theologischer Lehrer er angestellt wurde.

Der Sohn des Hr. Francken[1]), ebenfalls Prof. Theol., erwiese mir auch viele Liebe. Nicht weniger hörte und besuchte ich auch Hr. Dr. und Prof. Lang, der durch sein Bibelwerk bekannt genug ist. Er war über die Maßen human gegen mich und recommandirte mich mit Angelegenheit an seinen Hrn. Tochtermann, Hrn. Dr. und Prof. Rambach in Glaucha, von welchem bald noch etwas zu sagen seyn wird.

Der größte Mann, den meiner Zeit Halle gehabt, wird wohl der Hr. Hofrath Boemer[2]) gewesen seyn, dessen große Kenntniß und Einsicht in das jus canonicum, ecclesiasticum etc. etc. erstaunend ist. Ich will nur von seinem jure ecclesiastico ein einziges Wörtlein sagen: Ich bedaure von ganzem Herzen, daß unsere ministri dieses Buch nicht kennen, plura non addo. Auch dieser Herr ware der allerliebste Menschenfreund, und da er von mir vernahme, daß ich sein jus canonicum, aus vier Quartanten bestehend, schon bey Hause gelesen habe, so sahe er mich mit Verwunderung an; da er sich aber näher mit mir in Gespräche einließe, so war er mit mir gar wohl zufrieden. Hr. Dr. med. Coschwitz machte ebenfalls ein großes Aufsehen in Halle, und die Herrn Mediziner beteten ihn schier an. Ich habe oben bey Leyden und Utrecht gemeldet, daß mir das studium physices sehr angenehm gewesen, mithin wird sich mein Leser eben nicht groß verwundern, wenn ich sage, daß ich dieses Herrn lectiones fleißig besucht habe, besonders wenn er über die physicam experimentalem lase und durch Experiment seine theses bewiese. Auch dieses gehört zu der Reise eines der Theologie gewidmeten jungen

---

[1]) Gottbelf Aug. Francken, einziger Sohn August Hermanns und zugleich sein Nachfolger in der Leitung der Stiftungen.

[2]) Justus Hennings B., berühmter Kirchenrechtslehrer, der sich um die Ausbildung des evangelischen Kirchenrechts sehr verdient machte.

Mannes, daß er diesen Theil der Wissenschaft, der ihme zu Erläuterung der H. Schrift vieles dienen kann, auf seiner Reise nicht verabsäume. Dermalen haben wir nun hiezu bessere Gelegenheit etwas zu erlernen als ehedem.

Unter den Hallischen Gelehrten ware besonders auch berühmt und selbst bey denen Hrn. Lutheranern wohl angeschrieben, der an dem reformirten Gymnasio stehende Herr Reinhold Pauli, ein Mann, der nicht nur rein in der Lehre, sondern auch leuchtend im Leben ware. Wir ergetzten uns oft miteinander durch gottselige Gespräche, und dieser allerliebste Mann verschwendete gleichsam alle Liebe an mich.

Endlich komme ich auf den theuern und unschätzbaren Rambach, dessen Lebensbeschreibung gedruckt ist [1]). Der ware meiner Zeit Professor in Glaucha [2]), und lase damals über die Reformations-Geschicht. Er hatte in seinem Hörsaal wohl 500 studiosos und die waren alle so stille, daß man nichts hörte als das kleine Geräusch ihrer Schreibfedern, womit sie excipirten. Dieser wackere und damals noch junge Mann, dessen Angedenken ich immer verehrt habe und noch verehre, besonders da er ein Luthrischer gewesen und immer ins Ganze hinein gearbeitet hat, erwiese mir alle nur ersinnliche Liebe, und da er ephorus am Glauchischen Gymnasio ware, so konnte ich durch ihn alles sehen; da ich denn freylich die Typographie, die Apothec, das erstaunlich prächtige Gebäu, die Einrichtung der Tischen, da täglich in die 600 Menschen gespiesen werden, vorzüglich bewunderte und, wenn ich zuweilen daran denke, noch bewundere und darüber erstaune.

---

[1]) Joh. Jak. Rambach, Dichter geistlicher Lieder, wirkte als Professor in Halle und hernach in Gießen im Sinne Speners und A. H. Franckes.

[2]) Glaucha, wo sich die berühmten Francke'schen Stiftungen befinden (Waisenhaus, Gymnasium u. s. f.), war früher eine besondere Stadt; jetzt bildet es einen Stadttheil von Halle.

Der Aufenthalt in Halle ware mir zwar angenehm und es wäre mir lieb gewesen, wenn ich noch ein paar Jahre allda hätte verbleiben können, allein meine Umstände ruften mir zu: pergite Pierides. Und so setzte ich meinen Fuß weiters (NB. das muß sich aller Orten verstehen, daß ich mich der Post-Kutschen bedient habe, es hat dieser Umstand seine vielen Vorteile, wovon aber hier nicht zu reden ist) nach

Jena, welches eine Stadt und Universität ist, in Thüringen, an der Saale gelegen. Der Churfürst von Sachsen, Joh. Friedrich, ließ allda anno 1548 ein gymnasium academicum anlegen, welches nach erhaltenen Kayserlichen Privilegien anno 1558 in eine völlige Accademie verwandelt wurde. Der Ort ist nicht groß, meines Erachtens nicht größer als Winterthur, und doch befanden sich damals, wie man sagte, wenigstens 3000 Studenten darinnen. Unter denen öffentlichen Gebäuden sind das fürstliche Schloß und die Kirchen, deren drei sind, die vornehmsten. In dem collegio steht eine schöne Bibliothec und ein betrachtliches Münz-Cabinet. Die Jenenser Pursche sind just die Gegenfüßler von den Leipzigern. Sie sehen in der That mehr Mördern als Studenten gleich. Sie trugen meiner Zeit abscheulich große Hüte, schlechte Kleider und Raufdegen von außerordentlicher Länge. Der meisten ihr Leben ware gar lasterhaft, zumalen da ein jeder impunément so dissolut leben kann als er will. Hier erwahrete sich in der That, was wir Offenb. 2, 13 lesen: „Ich weiß Deine Werke und wo Du wohnest, nemlich da der Stuhl des Satans ist". So gerne ich nun einige Wochen in diesem angenehmen Ort zugebracht hätte, so konnte ich doch das abominable Gewühl länger nicht als 14 Tage ausstehen. In dieser Zeit aber besuchte ich die collegia der in der That fleißigen professorum fleißig. In denen collegiis ginge alles ordentlich zu, die auditores waren nicht nur attent, sondern sie schrieben beynahe alle, wie denn auch die

HHrn. professores niemalen imparati auf die Catheder kamen. In diesen 14 Tagen machte ich mir insbesondere den Umgang mit Buddæo und Storkio zu nutz, die mir einen ganz freyen Zugang zu ihnen gestatteten. Sie hatten schöne Bibliothecen und sie wiesen mir selbige mit vielen gelehrten Anmerkungen, welches für einen jungen Menschen über die Maßen nützlich ist.

Von Jena reisete ich mit einigen Jenensischen theol. studiosis, die nicht nur gelehrt, sondern auch fromm waren, nach Erfurt, eine der größten Städten in Teutschland und die Hauptstadt in Thüringen. Es sind da berühmte Kirchen und berühmte Heiligthümer, wovon aber anjetzo keine Meldung thun werde, ungeachtet ich sie alle besehen und mit meiner gelehrten Gesellschaft bey Hause viele ergetzende Anmerkungen gemacht habe. Die Universität allda, so anno 1392 aufgerichtet worden, ware ehedem im größten Flor, und hielte man sie so hoch in Teutschland, als Bononien in Italien. Lutherus, welcher daselbst Magister worden, nennte sie Teutschlands Paradies, und Eobanus Hessus lehrete daselbst mit solchem Zulauf, daß er 1500 Zuhörer hatte. Nachdem aber die Studenten allzu große Insolenzien gegen die Bürger verübet, griffen diese zu den Waffen und stürmten selbst die collegia, da denn die Accademie in solches Abnehmen kam, daß sie sich bis jetzo noch nicht erholen können. In der Zeit meines Aufenthaltes (es ware mitten im Sommer) ward nicht viel gelesen. Sowohl die catholischen als die lutherischen professores hatten wenige und fast keine andere auditores als Stipendiaten; und wie die auditores waren, so waren auch die lectionen küpfernes Gelt, küpferne Seelmessen! Indessen ersetzte doch die Angenehmheit des Orts und das schöne environ diesen Abgang. Da waren keine Cabineter, keine Bibliotheken 2c. zu sehen. Die Gelehrten sahen düster aus.

Und so viel von Erfurt. Doch muß ich noch als per postscriptum melden, daß sich die Hrn. Erfurter rühmen, die größte

Glocke zu haben. Wir begingen die Thorheit und stiegen ihr zu lieb, ungeachtet es damals außerordentlich warm machte, auf den Thurn. Es ist wahr, es ist diese Glocke ein großes Geschöpf, weit größer als die St. Galler Glocke. Sie ist getauft St. Anna und darum steht auf derselbigen diese Inscription: Ich heiße Sant Anna und treibe den Teufel von danna. Es waren einige vornehme Hrn. Erfurter bey uns, die sich denn erstaunlich groß mit dieser großen Glocke machten. Ich sagte, nachdeme vieles gelehrtes und ungelehrtes von der Einführung und dem Gebrauch der Glocke bey dem christlichen Gottesdienst geredet worden, meinen sich noch immer mit ihrer großen St. Anna breit machenden Hrn. Erfurtern, ich wolle ihnen ein artliches Glocken-Histörchen erzählen: Wir haben nemlich eine kleine Meil von Zürich, in einem Dorf, welches sich Schlieren nennt, einen wohlgereisten und dabey aufgeweckten Pfarrer gehabt, Namens Marx Huber, der auf eine Zeit einige frömde Herren durch die Schweiz führte. Sie kamen auch auf Bern, und man wiese ihnen da, eben wie uns zu Erfurt, die großen Glocken. Diejenigen Hrn. Berner, die diesen Frömden Gesellschaft leisteten, machten sich ebenfalls aus der Größe dieses tönenden Erzes einen großen Rhum; sie wendeten sich besonders an Hrn. Huber und sagten ihm: ihr Züricher habet bey weitem nicht so große Glocken als wir in Bern. Er gab darauf nach seiner gewohnten Naivité und mit kaltem Geblut zur Antwort: Ich habe mein Lebtag gehört: Große Narren, Große Schellen!

Von Erfurt setzte ich die Reise mit meinen l. Hrn. Jenensern fort nach Gotha, welches auch eine berühmte Stadt in Thüringen ist, an der Leina gelegen. Der Herr Cyprianus ware damals bey der ganzen Protestirenden Kirche sehr berühmt, und obgleich er nicht der beste Freund von der Reformirten Kirche ware, so hat ihme doch meine Gesellschaft so vortheilhafte Begriffe von mir beygebracht, daß er mich mit distingirter Höf-

lichkeit und Liebe die ganze Zeit meines Daseyns tractirte und uns viele nützliche und angenehme Bekanntschaft procurirte. Meine Hrn. Reisegefährten, deren keiner französisch redete, und doch an dem Hof fast nur französisch gesprochen wurde, baten mich, da uns der Zugang an den herzoglichen Hof gnädigst eröffnet ware, um die schönen und sehenswürdigen Cabineter zu beschauen, daß ich ihr Anführer und auch Seckelmeister seyn möchte. Da wir auf das Schloß oder die herzogliche Residenz kamen, wurden wir von einem Cavalier, der sich Hr. Professor nennen ließ, gar höflich empfangen. Er wiese uns allererstens das Münzcabinet, welches in der That reich ware, hernach das Cabinet, welches mit vieler Drechslerarbeit von fürstlichen Personen, wie nicht weniger mit allen Gattungen Holz, so in der ganzen Welt anzutreffen ist, versehen gewesen; ferner ein Cabinet von raren Mahlereyen, besonders ware da zu bewundern ein überaus großes Stück von dem Entsatz der Stadt Wien, welches erst neulich von Wien angekommen ware. Man wiese uns mit großer Politesse das schöne herzogliche Schloß selber sammt dessen prächtigen Gärten.

Beym Beschluß dieses mir erwünschten und angenehmen Aufenthaltes im herzoglichen Palast, begegnete mir noch ein Schnack. Es waren nemlich meine l. Hrn. Jenenser bereits voraus gegangen, und ich säumte mich noch bey dem gar liebreichen und liebenswürdigen Professor, deme ich auch für seine Bemühungen einen Dukaten in die Hand drückte, hernach eilete ich meinen Cameraden nach und sprang die Treppe hinunter; auf der untersten Treppe fuhre ich mit meiner Schulter, da ich just um eine Ecke herum kam, dem heraufgehenden Herzog Friedrich an die Schulter. Der Herzog fragte den Professor, der mich so weit begleitet hatte, wer ich seye. Und ich hörte ihn noch sagen, daß ich ein Schweizer seye, worüber der liebreich Herzog herzlich lachte; ich aber verdoppelte meine Schritte und fande meine Compagnions

erst im Wirthshaus, allwo sie meiner mit Verlangen bereits eine geraume Zeit erwartet hatten.

Meine Lieben Freunde begleiteten mich bis nach Eisenach. Ich würde dieses Orts nicht gedenken, wenn es nicht um des allernächst dabey liegenden Schloßes Wartenburg, darinnen Dr. Luther, wie aus der Reformationsgeschichte genugsam bekannt, eine Weile gesteckt hatte und welchen Ort er sein Pathmos genennt, geschähe. Meine Hrn. Cameraden führten mich auch dahin, und ich folgte ihnen um so viel lieber, weil von diesem Bergschloß ein angenehmer Prospekt ist. Man führte mich auch in das Zimmer, welches Luther innegehabt und worinnen er sein bekanntes Buch geschrieben, man wiese mir hinter dem Ofen einen großen Dintenfleck mit der Erläuterung, der Teufel habe den sel. Lutherum, in Gestalt einer Roßfliege, an seinem Studiren mit ihrem Summen, Brummen und beständigem Herumfliegen beunruhigen wollen; da sich nun dieses verfluchte Unziefer einmal hinter dem Ofen an die Wand gesetzt, habe Dr. Luther das Dintenfaß nach selbigem geschmießen und ihns per exorcismum heißen dem Teufel zugehen, woher es gekommen, was auch geschehen. Niemalen bin ich in meinem Leben mit einem so erstaunlichen Lachen überfallen worden als damals. Ich replicirte meinen lieben Herrn, sie sollen doch dergleichen Mährchen keinem Calvinisten erzehlen, besonders keinem Züricher. Wir haben ja Proben genug von dem hitzigen und nur gar zu feurigen Temperament des sonsten unschätzbaren Lutheri; ich wolle ihnen endlich auch und zwarn gar gerne eingestehen, daß sich Luther hier auf diesem Zimmer befunden und da studirt habe, ich wolle ihnen eingestehen, daß Ihne auf eine Zeit eine Roßflieg incommodirt habe, ich wolle ihnen endlich auch, und zware gar gerne eingestehen, daß er sein Dintenfaß mit gar großem fervor dieser ihn molestirenden Fliege nachgeschmissen habe. Das alles aber beweise mehr nichts, als daß der große Hr. Dr. Luther

eine große Galle gehabt habe 2c. 2c. Meine Hrn. waren zware anfänglich mit mir nicht wohl zu sprechen, hernach aber und auf mehrere Vorstellung, halfen sie mir doch selber mitlachen. Und hier verließen wir einander mit dem zärtlichsten Abschied. Und so setzte ich meine Reise fort nach Cassel, der Residenzstadt der Landgrafen von Hessen-Cassel, an dem Fluß Fulda in Nieder-Hessen.

Hier besahe ich mit großem Vergnügen unter der Anführung und dem Begleit verschiedener Hr. Offizirs, mit welchen ich an der gleichen Tafel zu speisen die Ehre hatte und welches alles rechtschaffene Männer waren, das schöne fürstliche Residenzschloß, ferner das Machinen-Haus, allwo nebst der fürstlichen und sehr kostbaren Bibliothek, dem observatorio astronomico und der anatomischen Raritäten-Kammer in verschiedenen Zimmern viele mathematische, optische und mechanische Instrumenta und Merkwürdigkeiten zu sehen sind; sodenn das Modellhaus; endlich das große Zeughaus, den Reitstall und andere ansehnliche Gebäude. Die französische Neustadt ist ebenfalls aller Aufmerksamkeit werth; sie ware meiner Zeit noch fast ganz neue. Bey dem Schloß ist der fürstliche Lustgarten, die Au genannt, sehenswürdig. Ich sahe da eine Menge Papageyen, Affen, Leoparden, Löwen, Tiger 2c. 2c., die dem Landesherrn nothwendig nur zu ihrer Unterhaltung erstaunlich viel Gelt täglich müssen gekostet haben.

Eine Stunde vor der Stadt liegt das schöne fürstliche Lustschloß, der Weißenstein[1]) genant, wobey an dem nahe dabey gelegenen Berg, ein sehr künstliches und kostbares Grottenwerk sammt vielen Cascades, Springbrunnen, Alleen 2c. 2c. zu sehen ware. Auf dem obersten Gebäude steht ein küpferner Hercules, ganz vergüldt, den man schon weit, weit von Cassel sehen kann.

1) Heute Wilhelmshöhe.

Ich stuhnde mit 3 Herrn in seiner Keul und wir hatten guten Platz darinnen. Der Prospect von da ist unvergleichlich und ich glaube allerdings, daß von Werken dieser Art in ganz Teutschland vielleicht keines mit diesem in Vergleichung werde können gesetzt werden. Meine HHrn. Offizirs, die mir die Ehre erwiesen, mich zu Pferde dahin zu begleiten, mußten dem HHrn. Castellan und Oberamtmann, der sich damals in Cassel aufhielte, ihre Namen eingeben, das mußte auch ich thun, und da unterschriebe ich mich, in simplicitate cordis mei: J. C. Ulrich, minister von Zürich. Nun hat das Wort Minister einen ganz andern Significat als bey uns. Mithin glaubte der Castellan, ich werde wohl eine vornehme Rathsperson von Zürich seyn. Man erwiese uns gar außerordentliche Ehre in loco, so daß meinen HHrn. Offizirs gar nicht wohl dabey ware; es luffe aber alles gar wohl ab, und im Heimreiten fielen wir allerseits auf den nicht unbegründeten Einfall: Diese Ehrenbezeugungen seyen dem schweizerischen Hrn. Staatsminister zu verdanken.

Zu der Zeit campirten 4000 Mann hessischer Cavallerie; mithin wimmelte es in Cassel von Offizirs, Edelleuthen und aller Gattung Frömder, die diese schönen Regimenter und ihre exercitia auch besehen wollten. Damals florirte noch der tapfere Antagonist der Antiprädestinationeren, Herr Rector Veit, der mir als seinem Landsmann (er war von Schaffhausen, eben wie auch sein Herr Neveu, der dißmal noch lebende und mit mir in Correspondenz stehende Herr Rector Veit, ebenfalls ein gelehrter und frommer Mann) viele Ehre und Liebe erwiese und auch seine herausgegebenen Schriften verehrte. Die sämmtlichen Herrn Prediger waren gar wohl zu sprechen und allerdings gefällig.

Es ware ganz natürlich, daß ich von Cassel nach Marpurg gienge. Es liegt dieses Marpurg an der Lahn in Hessen. Man findet daselbst unter den geistlichen Gebäuden die Pfarr-

kirche, welche mit den fürstlichen Begräbnissen pranget. Die St. Elisabetha Kirche (bey welcher ich allernächst logirt ware), die von der heiligen Elisabeth, Landgräfin in Hessen, geborene Königin in Ungarn, und die Marpurg in großes Aufnehmen gebracht, den Namen hat und auch ihren Leib, wie auch vieler anderer Grafen, verwahret, ist ein sehr prächtiges Gebäude, und befindet sich dabey das teutsche Ordens-Haus, so unten im Thal am Wasser lieget. Anfangs wurde der gedachten heil. Elisabeth Leichnam in eine besondere Kapelle, in Beysein des Kaysers und vieler hoher Personen versetzt, und stehet das monumentum über der Erde auf vier hölzernen Füßen und einem schwarzen Laden von Holz, die ich selbsten mehr als einmal gesehen habe. Es soll dieser Sark gar kostbar gewesen seyn, von geschlagenem Silber und durchaus übergulbet, auch allenthalben mit kostbaren Steinen versetzt. In eben dieses Monument ist sie nach der Canonisation gelegt worden. Landgraf Philipp aber hat anno 1539 daselbst die Gebeine herausnehmen und in einen besonderen Ort legen lassen. Gedachter Landgraf Philipp hat anno 1527 daselbst die Universität gestiftet. Das allhier befindliche Schloß ist sehr alt, aber doch für einen lehrnsbegierigen Reisenden sehenswürdig, wie nicht weniger das Rathhaus. Die HHrn. professores und pastores, deren lectiones und Predigten ich in die 4 Wochen lang besuchte, erwiesen mir alle nur ersinnliche Ehre und führten mich auch in gelehrte Gesellschaften.

Ich trafe da ganz unvermuthet zwei meiner Mitburger an, aber zwei ganz ungleiche Leuthe. Der eine ware Hr. Conrad Escher vom grünen Schild [1]), ein sehr gesetzter Mann, der sich hernach in

---

[1]) Hans Konrad Escher vom Luchs (1705—1786), Lieutenant und Hauptmann im kaiserlichen Regiment Seckendorf, 1744 Oberst im Dienste Karls VII., hernach Feldmarschall der Republik Genua und seit 1749 in niederlandischen Diensten, wo er 1755 Chef des Hirzel'schen Regiments wurde und 1775 das Patent eines Generallieutenants erhielt.

kayserlichen Diensten wohl verdient gemacht und durch Recommandation des General Seckendorfs anstatt des Hr. General-Lieut. Hirzels von Wülflingen, General-Major in holländischen Diensten geworden ist und dato noch lebt; der andere ware Herr Martin Steiner von der Welt-Kugel, der starbe aber nicht lange nach seiner Heimkunft von Marpurg, denn da mag er wohl sein Viaticum gehollet haben; und wie manchen haben schon die Universitäten promovirt.

Nachdeme auch dieser cursus Marpurgicus absolvirt ware, reisete ich nach Gießen, allwo die Universität anno 1605 von Landgraf Ludwig dem Vten angelegt worden, welcher das treffliche Collegium, so durch eine Brücke an dem alten Schlosse hanget, zu auditoriis und Wohnungen der Stipendiaten aufbauen lassen. Ich besuchte die HHr. professores und pastores, reisete aber von da in Zeit von 8 Tagen wiederum ab nach Frankfurt am Mayn, welcher Ort bekannter ist, als daß ich hievon etwas melden sollte.

Unter denen geistlichen Gebäuden habe ich unter anderen auch besehen den Dom zu St. Bartholomäus, das teutsche Haus und Kirche, die Baarfüßer- und St. Peterskirche, das weiße Frauenkloster, das Stift St. Leonhard, unserer L. Frauen Stift, Carmeliter-, Prediger-, St. Anthoni- und Catharinen-Kloster, so auch den sehr reichen Spital und Waysenhaus. Unter den Weltlichen ist das Rathhaus, der Römer genannt, drey Zeughäuser und die vortreffliche steinerne Brücke.

Ich unterließe nicht die gelehrten Juden zu besuchen, die mir, wie aller Orten, welches ich jederzeit anzurühmen und dankbarlich zu erkennen schuldig bin, viele Ehre und Liebe erwiesen. Es sind zwar ihre Häuser, eben wie auch ihre Gasse, darinnen sie wie in einem Ameisenhaufen ganz zusammengepackt bey- und aufeinander wohnen, sehr eckelhaft und ihre Synagog gar dunkel; doch überwande meine Begierde, von ihnen etwas zu profitiren,

alle widrigen Gegenstände. Des sel. Rect. Schudt's Frankfurtische Juden-Chronik thate mir hierinfalls gute Dienste. Eben diese Leute genießen hier ganz besondere Freyheiten, so daß einer ehender einen vornehmen Herrn insultiren könnte und dörfte, als einen Hebräer. Die Ursache ist nicht schwer zu errathen. Sie haben auch aus ihrem Mittel gewisse Beamtete, welche von der Obrigkeit über sie gesetzt sind und Baumeister genannt werden. Anno 1710 ist die Judengasse völlig abgebrandt und anno 1720 wiederum ein beträchtlicher Theil derselben. Es ist sich aber auch nicht zu verwundern, denn die Leute sind solcher Gestalt ineinander hineingebeiget, daß sich nur zu verwundern ist, wie es möglich seye, daß nicht mehrere dergleichen Unglücke geschehen.

Ich habe gemeldet, wie viele Kirchen ich in Frankfurt besehen. Man kann leicht erachten, daß ich die gelehrten lutherischen, katholischen und auch den reformirten Prediger nicht werde vergessen haben; denn dieses ware der erste Endzweck meiner Reise. Und ich wollte einem blöden Menschen, der nicht reden darf und sich an Niemanden, besonders an Leute von Distincion, zu addressiren weiß, hundert Mal den Rath geben, daß er sein Gelt behalte und zu Hause verbleibe. Auch von diesen frankfurtischen Gelehrten habe ich alle Civilität genossen.

Noch bleibt mir die Krone von Frankfurt übrig, Herr Burgermeister von Ufenbach[1]). Als ich mich durch meinen Wirth vom Schnabels-Brunn in der Schnurgasse, bey welchem gewöhnlich alle Messen gar viele Züricher-Kaufleute einkehrten, melden ließe, ware mir der Zugang zu diesem großen Mann augenblicklich gestattet. Er ließe mir seine zahlreiche und ausgewehlte Bibliothek, deren catalogum wie auch die Lebensbeschreibung

---

[1]) Zacharias Konrad v. U., berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner namentlich in Handschriften zur Geschichte Lothringens, des Niederrheins und der Niederlande außerordentlich reichen Bibliothek.

dieses Gelehrten man nunmehr gedruckt in Händen hat, weisen; bald hernach kame er selber auf die Bibliotheck und gabe sich die liebreiche Mühe, mir das Schätzbarste wie von seinen gedruckten Büchern, so auch von seinen manuscriptis bei zwey Stunden lang zu weisen. Er invitirte mich hernach, ganz gegen seine Gewohnheit, wie man mir sagte, zumalen er immer mit Geschäften überhäuft ware, und unterhielte sich mit Gesprächen von der Schweiz.

Bald hernach setzte ich meine Reise fort nach Heidelberg, welches die Hauptstadt in der unteren Pfalz ist, unten an einem Berg an dem Neckarfluße gelegen, über welchen sie eine Brücke hat. Auf dieser Reise hatte ich drei liebe Gefehrten, zwey Hrn. Kaufleute von Frankfurt und einen angesehenen Apotheker von Heidelberg. Diese großen theologi (die Frankfurter waren Lutheraner und der Apotheker ein Reformirter) kamen über die Articul der Prädestination miteinander zu sprechen, doch ganz moderat. Mein guter Herr Apotheker ware seinen zweyen Antagonisten nicht gewachsen, so daß ihme endlich der Mund gar beschlossen worden, mit dem Ausspruch des Heylands: Also hat Gott die Welt geliebet (Joh. 3, 16. 17). Ich hörte diesem gelehrten und weitläufigen Religionsgespräche ganz gelassen zu und rauchte dabei mein Pfeifchen, ohne mich der Sache im Geringsten anzunehmen. Endlich fragten sie mich sämmtlich: Von was Religion ich seye und wie ich diese wichtige Religions-Streitigkeit ansehe? Ich sagte ihnen ganz kurz: Ihr Herren, in Absicht auf die Religion bin ich, Gott Lob! ein Christ, aber weder Apollnisch, noch Kephisch, noch Paulisch. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich in Streitfragen eingelassen, die ganz über Ihrem und meinem Horizont sind. Wie unergründlich sind seine Wege, und welcher Frankfurter oder Heidelberger ist sein Rathgeb gewesen? Indessen will mich doch dünken, der Hr. von Heidelberg möge nicht gar unrecht haben,

ob er gleich seinen Satz nicht eben beym Besten deffendirt habe. Ich wolle ihnen zu näherer Erläuterung meiner Gedanken nur einige Schriftstellen aus Joh. 17, 9 anführen, da der Heyland zu seinem himmlischen Vater sagt: Ich bitte nicht für die Welt, sondern für die, welche Du mir gegeben hast, denn sie sind Dein. Beyde Herren Frankfurter sagten sogleich: ich habe diese Stelle fingirt, sie stehe gewiß nicht in der Bibel. Ich replicirte ihnen aber ganz gelassen, daß ich eine Handbibel in der Koffer in der Kutsche habe; weil wir aber hier auf der Straße nicht auspacken können, so möchte er sich die ihme citirte Schriftstelle anmerken, welches er dann auch mit seinem Herr Reisegefehrte thate. Nach einer Weile fragte mich der eine dieser Hrn. Disputanten: Woher ich seye rc. rc. Ich verdeutete ihme geradezu, daß ich ein Canditat von Zürich seye, namens Caspar Ulrich, und daß ich die holländischen und teutschen Universitäten besucht habe und nunmehr nach Hause zu reisen gedenke. Als ich den Namen, Caspar Ulrich von Zürich, ausspreche, schluge der eine frankfurtische Kaufmann die Hände zusammen und sagte mir, daß er die Ehre habe, alle Frankfurter-Messen einen gar liebreichen und gesegneten Kaufherrn gleichen Namens in seinem Hause und Gewölbe zu haben. Ich verdeutete ihme, daß ich die Ehre habe mit diesem Herrn in Verwandtschaft zu stehen rc., wie ich denn auch hernach von unserem nun sel. Hrn. Verwalter, Zunftmeister und Stallherrn Joh. Caspar Ulrich (denn das ware dieser Herr, den es antraffe) vernommen, daß ihme dieser Kaufmann unsern Reise-Discurs weitläufig erzählt und alle Achtung für mich an den Tag gelegt habe. Der heidelbergische Apotheker ware ebenfalls mit mir wohl zufrieden und hat mir Zeit meines Aufenthalts in Heidelberg viele Freundschaft erwiesen.

Heidelberg selbst betreffend, so ist dieser Ort eine nicht unansehnliche Stadt und die ehemalige ordentliche Residenz der Churfürsten von Pfalz, welche ein schönes Schloß daselbst hatten,

welches aber anno 1688 in die Helfte von den Franzosen, ganz wider die von dem Dauphin getroffene Capitulation, in die Luft gesprengt worden. Es ist auch da sehenswürdig das Stift zum Heiligen Geist, nebst der Kirche, welches der Pfalzgraf Rupertus, so hernach Kayser geworden, gestiftet, worinnen er nebst vielen anderen chur und -fürstlichen Personen im Chore begraben liegt. Gedachter Pfalzgraf Rupertus, welcher zum Kayser erwehlt wurde, stiftete anno 1386 eine Universität hierselbst, die mit großen Privilegiis begabet wurde. Diese Universität hat eine von den besten Bibliothecen in ganz Europa gehabt, welche aber nach Eroberung der Stadt 1622 nach Rom geschickt und daselbst in die Vaticanen gebracht ward. Von dem heidelbergischen Faß will ich nur dieses melden, daß ich die Ehre gehabt habe mit einem mohrischen König auf dessen Altane, in Gesellschaft anderer Freunde, zu genießen. Die Herren Jesuiten, die ich zu besuchen nicht vergaße, erwiesen mir ausnehmende Ehre. Der sel. Hr. Hottinger, doct. und professor theologiæ, so auch pastor primarius ad S. Petrum nahme mich väterlich auf und unterhielte mich immer mit gottseligen und gelehrten Discursen, so daß ich von dieses sel. Hrn. Umgang Vieles profitirt habe, sonderheitlich in orientalibus, wo er denn ganz zu Hause ware [1]). — —

Nebent Herr Hottinger stuhnde auch der berühmte Hr. Doct. und Kirchenrath Ludwig Christian Mieg, der durch seine großen Verdienste um die pfälzische Kirche und durch seine gelehrten Schriften bekannt genug ist, und auch dieser Herr erwiese mir

[1]) Joh. Heinrich Hottinger (1680—1750), Enkel des großen Orientalisten und Sohn des gleichnamigen Professors am Carolinum, war zuerst Professor für jüdische Alterthümer und Rector in Marburg. Wegen theologischen Streitigkeiten legte er seine Stelle nieder, wurde Pfarrer in Frankenthal und hernach Professor an der Hochschule in Heidelberg und zweiter Prediger bei S. Petri daselbst. Nachkommen von ihm leben heute noch in der Pfalz.

so viele Liebe, als ich niemals hätte erwarten dürfen. Endlich soll ich auch noch gedenken unseres sel. Hrn. Pfarrers Abeggen [1]), gebürtig von Wiedikon bey Zürich, der sich sowohl in seinem Professorat als bey seinem Pastorat bey St. Peter großen Kredit erworben hatte. Der sel. Hr. Tobler [2]), der mein ehemaliger commilito in Zürich und hernach Pfarrer in Bischweyler war, den ich unvermuthet da in Heidelberg antraffe, führte mich bey ihme auf, und wir wurden auf gut schweizerisch und landmännisch empfangen.

Nachdeme der periodus Heidelbergensis mit einer kleinen Reise nach Ladenburg sich geendet hatte, setzte ich meine Reise fort über Ludwigsburg, Stuttgard, wo ich nicht unterließe alles Merkwürdige zu besehen, nach Tübingen, welche Universität Herzog Eberhard I. anno 1477 gestiftet und Kayser Friedrich anno 1484 privilegirt hat. Nebst der Universität ist daselbst noch das Stipendium in dem Augustiner-Kloster, so anno 1414 von Graf Eberhard dem Aelteren erbauet und von Herzog Ulrichen den Studirenden gewidmet worden, womit es diese Beschaffenheit hat. Die in Tübingen theologiam studirende Jugend ist alle beysammen in diesem Hause, allwo sie auf des Herzogs Kosten gespeiset und gewartet werden. Der Herzog ist so lange sie zu ernehren gebunden, bis er einen jeden mit einem Dienste im Lande versehen kann, deren er in seynen 76 Aemtern und Vogteyen hinlänglich zu vergeben hat. Die Aelteren davon, so auf die Dienste die nächste Anwartschaft haben, heißen Repetenten und tragen nicht nur allein die nächste Aufsicht über die andern,

---

[1]) Hans Jakob Abegg trat 1706 in das zürcherische Ministerium ein, begab sich sodann in die Pfalz, wo er Rector zu Zweibrücken und 1716 Prediger bei S. Petri in Heidelberg wurde; er starb 1744.

[2]) Hans Jakob T. Schon Toblers Vater war Pfarrer in B. gewesen; T. wurde später Pfarrer in Bergzabern.

sondern haben auch wöchentlich ihre ordentliche lectiones repetorias und examina in theologicis, philosophicis und philologicis mit ihnen in Beyseyn des cancellarii, derer Superadtendenten und des ephori dieses seminarii; werden übrigens auch zur Verrichtung derer sacrorum in der Stadt gebraucht und sonst besser gehalten als die andern. Welche dieser alumnorum aus eigenen Mitteln etwas zusetzen können, die sehen sich mit hochfürstlicher Permission auch in andern Ländern und auf frömden Universitäten um; ja der Herzog läßt gar auf seine Kosten öfters einige reisen. Die meisten, so in dieses Collegium kommen, werden magistri, welches um derer vielfältigen disputationum und examinum willen, die ein candidatus magisterii kraft derer statutorum publice zu halten und auszustehen hat, Gelegenheit gibet, daß fast alle in philosophia und philologia zu einer besonderen Geschicklichkeit gelangen. Ferner ist in Tübingen das Stift zu St. Georgen, wohin Eberhardus barbatus die Probstey Syndelfingen anno 1477 verlegt hat. Auch ist außer der Universität das collegium illustre daselbst, welches Ludwig der Fromme gebaut, Friedrich der Großmüthige dotirt und Eberhard III. erneuert hat. Eigentlich ist es für die Prinzen von dem Hause angelegt, daß dieselben darin erzogen und zu den Studien qualificirt werden, wie wohl man auch andere Standespersonen darein zu nehmen pflegt. Doch wenn keine württembergische Herren darin studiren, ist dasselbige geschlossen, obwohl der Ober-Hofmeister und die Professores bleiben und sonst der Herzog einen und andern vornehmen Grafen oder andern von gutem Adel die bloße Wohnung darin verstattet. Die darinnen aufgenommenen Personen werden wöchentlich für 3 fl. 50 kr. fürstlich tractirt, logirt und bedient. Jedoch müssen sie sich nach den vorgeschriebenen Regeln richten. Sie dürfen z. Ex. ohne Vorwissen des Ober-Hofmeisters, der allemal einer von gutem Adel ist, des Nachts nicht wegbleiben. Im Hause müssen sie

einen violet=blauen Rock mit langen Ermeln tragen. Das ganze corpus aber dieses collegii gehet die Universität nichts an, sondern dependirt unmittelbar vom Hofe, hat seine besondere Jurisdiction, besondere Professores und Exercitien=Meister. Das Gebäude, worinnen diese Herren zusammen wohnen, ist groß, mit einem schönen Hof und mit dem Burgfrieden privilegirt. Nicht weniger trifft man da auch das sogenannte contubernium academicum, welches seinen eigenen Rectorem aus der philosophischen Fakultät, den cancellarium, einen theologiæ professorem und die membra facultatis philosophicæ zu Superintendenten hat, wie auch das collegium Martinianum und stipendium Hochmannianum an, worinnen eine gewisse Anzahl studiosorum von allen Fakuläten, theil gar umsonst, theils um ein geringes Kostgeld leben können. Mithin ware in Tübingen Vieles zu sehen und Gelegenheit, mit vielen Gelehrten, Predigern, Professoren zu sprechen, die ich denn nicht verabsäumte. Es wollte mich auch dünken, daß ich hier so viele Gelehrte und zwarn fromme und gravitätische Gelehrte angetroffen habe, als kaum an einem andern Ort, Holland ausgenommen. Diese Herren waren auch sammt und sonders gar human. Besonders muß ich von Hrn. Canzler Pfaff, der just im Begriff ware, sein Bibelwerk zu ediren, wie auch von denen übrigen berühmten Herren Professoren rühmen, daß sie mir auf die aller edelmüthigste Weise begegnet seyen. Und so endigte sich mein iter literarium über Schaffhausen, allwo ich besonders Hrn. antistitem Köchlin gesprochen und mit diesem frommen Herrn bis auf seinen seligen Heimgang in einem Briefwechsel zu stehen die Ehre hatte, nach Zürich, allwo ich meine theuergeschätzte Mutter sammt meinen lieben Geschwisterten in erwünschtem Wohlseyn angetroffen habe.

*   *   *

Anno 1730 ward ich von der wohl edeln Herrschaft von Uetiken, anstatt des selig verstorbenen Hrn. Hans Georg Nüscheler, prof. eloquentiæ und Pfarrers zu Uetiken erwehlt, allwo ich auch 12 Jahre und, dem Erzhirten der Schafen seye ewiger Dank dafür gesagt, mit vielem Segen gearbeitet. Meine Abschiedspredigt, mein vätterlicher Besuch, das herzliche Gebet Pauli für seine Thessalonicher, welche Predigten in öffentlichem Druck erschienen, mögen hievon ein etwelches Zeugniß ablegen.

Anno 1731 verheurathete ich mich, mit Consens meiner lieben Mutter und meiner hochzuverehrenden Schwieger-Elteren, mit Jungfrau Anna Catharina Reutlinger, Hr. Joh. Conrad Reutlinger's, Pfarrer zu Altstetten und Camerarii des ehrwürdigen Züricherseesn-Kapituls, einiger Jungfrau Tochter, mit welcher ich bis auf jetzt, Gottlob! ein vergnügtes Eheleben geführt. Mein sel. Herr Schweher thate uns die Ehre an und copulirte uns selber. Der Hochzeittext steht 1. Mos. 24, 50. 51 und der Eingang 2. Mos. 2, 1.

Das Nachtschreiberamt in Zürich.

Von Prof. G. Meyer v. Knonau.

Unter allerlei Papieren fiel mir kürzlich ein Brief in die Hand, den 1854 Kaspar Schweizer, alt Nachtschreiber — wohl der letzte derartige Funktionär — meinem Vater auf eine geschehene Nachfrage schrieb.

Dieser Nachtschreiber meinte, das Amt sei erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts oder nach derselben von der damaligen Stadtpolizei errichtet worden.

1808 war Schweizer selbst, als Nachfolger des Nachtschreibers Ulrich, vom Stadtrathe ins Handgelübde genommen worden, wobei ihm die Wichtigkeit des Postens ans Herz gelegt wurde, daß durch gute Ordnung und Pünktlichkeit sogar Menschenleben gerettet werden könnten, wie das nachher Erzählte darthun werde.

„Früher war kein Nachtschreiber; aber es lebte damals ein Herr Morf, Bürger von Zürich. Er wohnte in der Schanz in dem kleinen Hause, das später der Herr Landschreiber Wüst besaß, nahe an der ehemaligen Sihlporte.

Der Herr Morf hatte ohne Aufforderung der Behörden die Freude, alle Nacht im Einverständniß mit den Herren Wirthen ein Verzeichniß aller Fremden, so in den Gasthöfen luschierten (sic), aufzunehmen. Es begab sich einmal, daß die Behörde (ich weiß nicht mehr, ob von Straßburg oder Colmar) sich an die Polizei in Zürich mit der Anfrage meldete, ob nicht zu der und der Zeit einer in dem und dem Gasthof übernachtet sei, indem ein Arrestant bei ihnen auf Leben und Tod sitze, und welcher im Verhöre immerdar dabei bleibe, daß er an derselben Nacht, wo die That begangen worden, in Zürich übernachtete.

Da konnte freilich die Polizei in Zürich nichts wissen. Da aber erinnerte man sich, daß der und der alle Nacht ein Verzeichniß der Fremden aufnehme.

Herr Morf wurde befragt, und es fand sich richtig, daß der Gesuchte deutlich mit Name und Geschlecht sich in einem der Gasthöfe vorfand, welches unverweilt der fragenden Behörde mit Freuden bekannt gemacht wurde. Von da an wurden die Herren Wirthe aufgefordert, genaue Controlle über die bei ihnen übernachtenden Fremden zu führen. Darnach ward die Nachtschreiberstelle unter polizeilicher Aufsicht eingeführt.

Noch habe ich mir sagen lassen, es seie eines Tages ein Fuder Margräfler Wein vor des Morfen Haus gebracht worden. Der Fuhrmann übergab den Frachtbrief. Aber Morf als alter ehrlicher Mann sagte, er habe keinen Wein bestellt und wäre auch nicht im Stande, den Wein jemals zu bezahlen: er solle nur mit dem Wein wieder fort fahren. Da zog der Fuhrmann einen anderen Brief aus der Tasche, mit der Adresse an Herrn Morf in der Schanz in Zürich, worin der Sender seinem Lebensretter herzlich dankte, mit der Bemerkung, „daß er seine alten Tage mit einem guten Glas Wein stärken und auf ihre beiderseitige Gesundheit trinken möge“.

Schweizer wußte nicht, ob schon Morf noch wirklich als Nachtschreiber bestellt worden sei, ob zwischen diesem und Ulrich ein solcher Beamter funktionirt habe. Dagegen vermochte er sich noch wohl zu erinnern, wie er sich oft Abends habe sputen müssen, als in den ereignißreichen Jahren 1814 und 1815, zur Zeit der wichtigen politischen Verhandlungen, Zürich von Fremden oft überschwemmt gewesen sei.

Zusammenstellung

der in den Jahren 1620—1819 in der Stadt und Landschaft Zürich gesammelten kirchlichen Liebesgaben.

Von K. Girsberger.

Umstehende Angaben sind einem im Privatbesitz befindlichen Verzeichniß aller Liebessteuern, welche in der Stadt und in einigen Kirchen der Landschaft in den Jahren 1620—1847 gesammelt wurden, entnommen. Wir beschränken uns auf Mitteilung der Steuerergebnisse für den Zeitraum von 2 Jahrhunderten, 1620—1819.

Zweck dieser Arbeit ist, ein Bild zu geben von der Liebesthätigkeit der Vergangenheit, vor allem in Bezug auf die Stadt Zürich, speziell der 4 großen Pfarrgemeinden Großmünster, Fraumünster, St. Peter und Predigern. Daneben kommen gelegentlich in Betracht die Kirchen zu Oetenbach, die französische Kirche, St. Jakob, Spannweid, die Kreuzkirche, die Städte Winterthur, Stein a. Rh., Eglisau und die Landschaft.

Ueber die Anzahl der unterstützten Armen läßt sich bis in die Neuzeit leider nichts genaues berichten, so daß es nicht möglich ist, einen Vergleich mit der Armenunterstützung der Gegenwart zu machen. Die Bevölkerungsziffern entnehmen wir den Angaben von Gerold Meyer von Knonau „Der Kanton Zürich" (St. Gallen und Bern 1844).

Der Münzfuß, in welchem das Verzeichniß geführt ist, ist der Gulden (fl.) = 40 Schilling (ß) 1 ß = 12 Heller (Hlr.). Der Werth eines Züricher Guldens von 1782—98 beträgt in heutiger Währung 1 fl. = Fr. 2. 33.

Tabelle A zeigt die Steuerergebnisse der 4 Pfarrkirchen ausschließlich der übrigen kleinern Kirchen der Stadt.

Im folgenden geben wir einige Daten, welche, der Mittheilung wohl werth, sich nicht zur Aufnahme in eine übersichtliche Tabelle eignen.

Unser Verzeichniß beginnt mit einer Steuer von 1620 für die „vom Mord übrig gebliebenen, nach Zürich gekommenen Veltliner". Betrag fl. 2120. „Die übrigen 3 evangelischen Städte wollten dieser Gästen enthoben sein, kauften sich so viel als aus." Bern schickte fl. 600, Basel fl. 1000, Schaffhausen fl. 1000. Die Obrigkeit unterhielt aus den Einkünften des Spitals im Selnau 260 dieser Flüchtlinge. Je 2 oder 3 Haushaltungen thaten sich zusammen, um sich der geflüchteten Kinder anzunehmen.. Auf diese Art wurden deren 80 verpflegt und besorgt.

1629 schoß man für die von den österreichischen Truppen vertriebenen Prätigauer in Eile fl. 1000 zusammen; dazu kamen, theilweise von der Obrigkeit gestiftet, 128 Säcke Korn und für einige 100 Gulden Salz.

Weitere Gaben erhielten die um ihres reformirten Glaubens willen von den Kaiserlichen geplagten Bürger der Stadt Frauenthal (?), fl. 2278, die Reformirten zu Neustadt in der Pfalz, fl. 1737, die in der obern Pfalz, fl. 1568, in der untern Pfalz, fl. 1347. Für die Reformirten der Pfalz wurden ferner von 1627 bis 1673 fl. 4240 gesteuert.

Diese Sammlungen für Glaubensverfolgte werden fortgesetzt bis zum Jahr 1655. Unter den Gabenempfängern sind hauptsächlich genannt: 1631 die evangelische Gemeinde „Damnis"

Tabelle A.

Jahr	Großmünster			Fraumünster			St. Peter			Predigern			Total		
	fl.	ß.	Hlr.	fl.	ß.	Hlr.	fl.	ß.	Hlr.	fl.	ß.	Hlr.	fl.	ß.	Hlr.
1620–29	6,647	21	5	912	19	8	2,951	24	9	1,161	17	1	11,673	2	11
1630—39	13,745	26	7	1,405	23	6	5,050	28	1	1,637	21	—	21,839	19	2
1640—49	7,096	10	7	1,225	21	7	4,166	26	9	2,205	39	7	14,694	18	6
1650—59	3,023	7	4	1,239	3	4	1,841	28	4	1,766	21	11	7,870	20	11
1660—69	889	12	6	386	12	—	629	20	—	577	35	11	2,483	—	5
1670—79	3,727	27	7	1,926	24	7	2,260	22	—	2,069	17	1	9,984	11	3
1680—89	23,066	31	6	10,011	18	3	20,574	38	8	14,958	14	5	68,611	22	10
1690—99	14,584	25	4	7,536	31	—	10,764	24	7	8,525	31	11	41,411	32	10
1700—09	8,992	14	2	4,310	19	4	5,929	34	6	5,164	13	2	24,397	1	2
1710—19	8,592	6	—	3,563	38	7	5,743	9	9	4,624	3	...	22,523	17	4
1620—1719	90,365	23	—	32,518	11	10	59,913	17	5	42,691	15	1	225,488	27	4
1720—29	8 845	11	5	4 220	4	—	9,253	31	10	6,305	—	4	28,624	7	7
1730—39	11,514	6	—	3 786	24	8	9,373	10	—	7,599	21	4	32,273	22	—
1740—49	12,217	7	2	6,505	10	4	9,819	37	5	9,508	13	—	38,050	27	11
1750—59	10,870	29	2	8,531	18	—	8,554	10	8	9 064	4	10	37,020	22	8
1760—69	9,433	5	—	7 882	34	—	9,324	17	—	9,629	—	—	36,269	16	—
1770—79	19,559	14	10	7 566	39	4	14,836	2	8	11,417	33	—	53,380	9	10
1780—89	14,838	25	2	6,645	29	5	19 738	27	6	9,895	4	8	51,118	6	9
1790—99	20,112	39	2	7,301	—	8	27,529	3	—	13,045	33	8	67,988	36	6
1800—09	19,778	15	2	12,069	4	5	10,676	14	—	11,093	9	8	53,617	3	3
1810—19	10,768	37	—	9,391	35	4	6 082	19	—	7,592	4	—	33 835	15	4
1720 - 1819	137,938	30	1	73,901	—	2	125,188	13	1	95,150	4	6	432,178	7	10
1620—1819	228,304	13	1	106,419	12	—	185,101	30	6	137,841	19	7	657,666	35	2
=	Fr. 531,949		Cts. —	Fr. 247,956		Cts. 90	Fr. 431,286		Cts. 85	Fr. 321,170		Cts. 50	Fr. 1,532,363		Cts. 55

in Graubünden, von den Kaiserlichen während des Abzuges im Jahr 1631 zerstört.

1632 ward gesteuert „für eine neue evangelische Kirche zu Lyon, da die reformirte von dem dortigen Bischof beraubt worden war". Ferner wurden unterstützt:

1633 die Glaubensgenossen aus Böhmen und Mähren, „so nun in die 30 Jahr exulirt";

1634 die Stadt Kempten im Algäu;

1635 die Kirchen- und Schuldiener in der unteren Pfalz;

1636 die Kirchen- und Schuldiener der oberen Pfalz, Graf Albrecht von Hanau, „die armen, vertriebenen Schwaben", Stadt und Fürstenthum Zweybrücken;

1637 die Grafen von Sulz, die Stadt Grenzach;

1640 die Gräfin von Ysenburg und die Stadt Anweiler i. E.;

1642 Wyl im Rafzerfeld fl. 1945 wegen Brandschaden.

1646 wiederum Zweybrücken.

1647 die armen Bürger von Memmingen, welche eine langwierige Belagerung auszustehen hatten.

Der Zeitraum 1630—39 weist die höchsten Steuerbeträge auf, welche während der Zeit des dreißigjährigen Krieges den direkt durch den Religionskrieg geschädigten Reformirten im Ausland zuflossen. (Siehe Tabelle A.) Eine Zählung vom Jahr 1634 ergab für die Stadt 8222 Einwohner, welche in der Stadt fl. 21,840 zusammensteuerten. Es entfallen also auf den Kopf 2 fl. 28 ß = **6 Fr. 08 Cts.** Der kleinste Steuerbetrag fällt auf das Jahrzehnt 1660—1669. Die Zählung von 1671 ergab für die Stadt 9122 Seelen, die Steuersumme des genannten Zeitraums ist fl. 2483, so daß das Betreffniß auf den Kopf der Bevölkerung 14 Heller = **6 Rappen** ausmacht.

Es scheint, daß die Thatkraft Zürichs für einmal erschöpft, oder daß für Bethätigung der öffentlichen Mildthätigkeit in grö-

ßerem Maßstab kein Bedürfniß vorhanden war, denn bis zum Jahr 1669 werden die Ergebnisse der Sammlungen immer geringer.

Doch erlahmte die Hilfsbereitschaft nicht.

Am Bettag 1651 wurden „zur Wiedererbauung der verwüsteten Kirchen und Schulen" fl. 2030, 1654 fl. 1227 und für die verfolgten Reformirten im Piemont fl. 18,531 gesteuert. Zu letzterer Sammlung trugen nebst der Landschaft Zürich bei: Glarus, Mülhausen, Thurgau, Rheinthal, Grafschaft Baden zusammen fl. 14,903.

Der für die reformirte Sache unglücklich ausgefallene erste Vilmergerkrieg gab im Jahr 1656 Anlaß zu einer Sammlung „für die feindliche, mit Brand, Mord und Raub geschädigten am Richten-, Wädensweiler- und Horgenberg, sowie auch im Hirzel". Mit Hilfe der Landschaft wurden fl. 4684 zusammengesteuert.

In der folgenden Periode nehmen zahlreiche schwere Brandfälle die öffentliche Hilfe in Anspruch.

Es wurde gesteuert für die Brandbeschädigten von:

Weiach	1658	fl. 1288
Stadel	1668	„ 3680
Genf	1679	„ 9713
Oberglatt	1673	„ 5068
Buchs	1673	„ 5008
Chur	1647	„ 6366
Grüningen	1685	„ 6210
Malans	1685	„ 3112

Vom Jahr 1676 an beginnen die Sammlungen für bedrängte Glaubensgenossen im Ausland wieder erhebliche Beiträge zu ergeben.

Eine Collekte in der ganzen reformirten Eidgenossenschaft für die ungarischen Exulanten und Predikanten erzielte 1676 fl. 14,013, eine solche von 1683 „für unsere lieben Glaubensgenossen in Frankreich" fl. 13,012 und für die ungarischen Predikanten 1685 fl. 24,762. In dem Zeitraum von 1683 bis 1689 verbrauchte die Obrigkeit für Verpflegung von Flüchtigen: 1792 Mütt Kernen, 1142 Eimer Wein, und es reisten während dieser Zeit in der Stadt zu 29,481 Personen, von welchen 434 in der Stadt blieben.

1714 wurde „für die ab den französischen Galeeren gekommenen Exulanten" und für die 780 Stadtarmen gesammelt. Diese Collekte ergab in der Stadt fl. 14,772 und es beteiligte sich hiebei die französische Gemeinde zum ersten Mal.

Diese Angabe über die Anzahl der Stadtarmen ist die einzige dieser Art in dem uns vorliegenden Gabenverzeichniß. 1671 betrug die Zahl der Stadtbevölkerung 9122, 1769 10,579 Seelen. wird die Bevölkerungsziffer für das Jahr 1714 auf rund 9800 angenommen, so kam also in diesem Jahre auf rund 13 Stadtbewohner ein Armer, gewiß eine bedenkliche Ziffer.

* * *

Tabellen B a) b) c) zeigen die im Zeitraum 1714—1797 für Brand- und Wetterbeschädigte gesammelten, sowie den durch Viehseuchen geschädigten Gemeinden gespendeten Steuern.

Das bewegte Ende des 18. Jahrhunderts, die Invasion der fremden Armeen gaben unserer Stadt, die selbst stark unter den Ereignissen litt, vielfach Gelegenheit zu werkthätiger Hilfe.

Den Verunglückten im Distrikt Stans, in welchem mehrere Dörfer durch die französischen Truppen ganz eingeäschert und alles zerstört und geplündert wurde, steuerte die Stadt 1798 fl. 6654. „Diese Kollekte wurde auf Anordnung der helvetischen Regierung durch die ganze Schweiz gesammelt. Weit mehr aber

Tabelle B. a) Steuern für Brandbeschädigte.

Jahr	Es steuern die 4 Stadtkirchen, die Kirche zu Oetenbach, St. Jakob, Spannweid, zum Kreuz, franz. Kirche, sowie nachfolgende speziell genannte Orte:	Steuer zu Gunsten von:	fl.	ß.	Hlr.
1714	Winterthur, Stein, Eglisau	Welsch-Neuenburg	8,208	22	9
1720	" "	Frankfurt a. M.	8,507	6	8
1721	" " "	Lindau, Mayenfeld	8,653	3	—
1727	" "	Reutlingen, Thusis, Jenaz, Neu-Altdorf	12,801	20	3
1730		Unter-Illnau	7,935	9	3
1732	" Regensberg	„den armen Beschädigten im Land"	10,464	27	9
1743	Bern, Basel, Genf, St. Gallen, Winterthur, Stein	Bischofszell, abgebrannt am 16. Mai 1743	16,915	22	8
1749		Müller Nägeli, dessen Mühle in Stadelhofen abgebrannt	14,660	5	3
1749		Elgg	11,919	8	10
1753	Winterthur, Knonauer-Amt	Ottenbach	16,002	14	10
1758		Färber Zundel, Amtmann Manz, Frau Denzler und andere Zürcher	13,009	31	—
1771	Winterthur, Stein, Schaffhausen, Bern, St. Gallen, Baden, Bischofszell, Konstanz, Genf, Mülhausen, Biel, Zurzach, Basel, die 3 Bünde, die Schweizer-Kaufleute zu Lyon, der König von Frankreich u. a.	Frauenfeld, woselbst 48 reformirte und 23 katholische Häuser und die katholische Kirche einem Brande zum Opfer fielen	39,438	28	8
1783	Landschaft Zürich	Bonstetten	20,484	16	8
1788	Winterthur, Schaffhausen	Frauenfeld	22,000	8	9
1789	—	Ottenbach	11,239	33	1
1790	—	Ottenbach-Niederwenigen	14,165	27	3
1792	—	Niederlunkhofen	12,028	6	6
1797	—	Watt, Endhöri, Affeltrangen	12,443	26	7
		Total	260,879	39	9
		= Fr.	607,850	05	
		Betheiligt sind: Großmünster . . . mit	55,260	17	5
		Fraumünster . . . "	27,879	—	6
		St. Peter . . . . "	55,495	10	10
		Predigern . . . . "	39,846	25	8
		Total	178,481	14	5
		= Fr.	415,861	35	

Tabelle B. b) Steuern für Wasser- und Wetterbeschädigte.

Jahr	Es steuern die 4 Statdkirchen, die Kirche zu Oetenbach, St. Jakob, Spannweid, zum Kreuz, franz. Kirche, sowie nachfolgende speziell genannte Orte:	Steuer zu Gunsten von:	fl.	ß.	Hlr.
1715	Winterthur	Winterthur und Umgegend (Hagel) . . .	9,113	13	11
1724	"	Flaach, Glattfelden (Hagel)	6,766	—	—
1739	"	„für unsere Landleuth, denen durch einen schädlichen Reiffen der Weinberg verderbt worden"	8,829	2	—
1742	"	Ober- und Niederglatt (Hagel)	8,372	38	8
1763		Küsnacht (Wassernoth)	11,857	10	5
1764	" Stein	Wasserbeschädigte im Glarner-, Saxer- und Sarganserland	16,290	39	5
1765	—	Meilen, Grüningeramt (Hagel und Wassernoth)	9,252	14	—
1769	—	Regensberg, Steinmaur, Hüntwil, Kreuzlen	13,690	9	6
1770	—	Sarganserland (Wassernoth)	12,196	8	6
1776	—	Eglisau, Rorbas, Freyenstein (Hagel) . .	11,561	1	1
1778	Winterthur	Küsnacht, Heslibach, Erlenbach, Maur (Wassernoth)	32,844	14	6
1781	—	Ober-Embrach, Rorbas, Bassersdorf, Maur, Erlenbach	16,286	4	8
1783	Ab der Landschaft: fl. 2618	Bonstetten (Hagel)	20,484	16	8
1792	Winterthur	Stein a. Rh., Steinegg, Andelfingen, Eglisau, Herrschaft Sax (Hagel)	27,633	35	4
		Total	205,178	8	8
		= Fr.	478,065	15	
			fl.	Pfg.	Hlr.
		Betheiligt sind: Großmünster . . . mit	48,779	38	9
		Fraumünster . . . "	25,248	1	5
		St. Peter . . . . "	48,680	15	10
		Predigern . . . . "	33,487	26	4
		Total	156,196	2	4
		= Fr.	363,936	80	

Tabelle B. c) Steuern aus Anlaß von Viehseuchen.

Jahr	Es steuern die 4 Stadtkirchen, die Kirche zu Oetenbach, St. Jakob, Spannweid, zum Kreuz, franz. Kirche, sowie nachfolgende speziell genannte Orte:	Steuer zu Gunsten von:	fl.	ß.	Hlr.
1735	—	Verschiedene Gemeinden des Kantons Zürich	6,596	11	8
1751	—	Sax und Kanton Zürich	9,141	36	11
1758	—	Gemeinden des Kantons Zürich	6,618	20	11
1796	—	„der mit der Viehseuche geplagten Gemeinde Rümlang"	12,902	37	7
		Total	35,259	27	1
		= Fr.	82,154	85	
			fl.	ß.	Hlr.
		Betheiligt sind: Großmünster . . . mit	9,908	25	9
		Fraumünster . . . „	4,749	29	10
		St. Peter . . . . „	8,485	21	11
		Predigern . . . . „	6,705	13	10
		Total	29,849	11	4
		= Fr.	69,548	75	
			fl.	ß.	Hlr.
		Gesammtbetrag der 3 Steuerkategorien a) b) und c)	501,317	35	6
		= Fr.	1,168,070	05	
			fl.	ß.	Hlr.
		Hieran sind die 4 städt. Pfarrkirchen betheiligt mit	364,526	28	1
		= Fr.	849,346	90	

als das benannte, wurde allhier privatim gesteuert, wovon eine Gesellschaft allein bei fl. 15,000 sammelte, an allen nötigen Bedürfnissen dieselbige verteilen ließ. Dann waren noch sehr viele Partheyen, die Ihre Gaben selbst hingetragen haben, um sich von dem fürchterlichen Unglück überzeugen zu können."

Im Jahr 1800 wurde für die durch den Krieg „in unserem Kanton" Geschädigten gesammelt fl. 3193. Davon wurden an die Hilfsgesellschaft abgegeben und zur Vertheilung durch dieselbe bestimmt 57 fl. 20 ß, später fl. 405 und an das besonders geschädigte Außersihl 70 fl. 13 ß, welches durch den Kampf der Russen und Franzosen im Sihlfeld am ersten Tage der Schlacht bei Zürich (25. September 1799) ziemlich mitgenommen wurde.

Unser Steuerverzeichniß bemerkt hiezu: „Diese Steuer wurde nicht beträchtlicher, weil jeder schon privatim oder an die Hilfsgesellschaft in letzterem Jahr seinen Beitrag gegeben oder auch selbst mehr und minder durch Kontributionen und Einquartierung gelitten hat. — Zudem wurde von der helvetischen Regierung, die diese Steuer verordnet, die Verwaltungskammer zur Austheilung bestimmt, welcher man nicht das Zutrauen für eine unpartheyische Austheilung schenken kann, so wie selbige dermalen besetzt ist. — Demnach wurde Vieles der Hilfsgesellschaft direkte zugesandt."

Also nicht einmal in Unterstützungssachen wurde diese Behörde des idealen Einheitsstaates der Helvetik für zutrauenswürdig befunden!

1801 wurde von der Municipalität eine allgemeine Hauskollekte veranstaltet zur Unterstützung des verunglückten Fleckens Altorf, welcher 1799 von den französischen Truppen ganz abgebrannt wurde. Diese Steuer ergab in der Stadt fl. 5439. Daneben wurde abermals durch private Hände vieles zur Linderung der Pfleglinge Pestalozzis gethan.

Eine Steuer auf Befehl der helvetischen Regierung für die Kriegsgeschädigten in „ganz Helvetien" ergab bloß fl. 1490.

Bei Anlaß des Bombardements der Stadt Zürich im Jahr 1802 wurde für die durch Raub und Plünderung Geschädigten auf der Landschaft fl. 8324 gesammelt. Für die Brandbeschädigten von Irgenhausen, Guetetschwyl und Wiedikon ergab eine Steuer von 1803 fl. 13,171; eine solche für die Kriegsgeschädigten von anno 1799 und 1800 zu Andelfingen, Feuerthalen, Seglingen, Neftenbach und Oerlikon zusammen fl. 19,147.

Wegen eines großen Wasserschadens im Kanton Unterwalden und für die durch einen Bergsturz im Kanton Schwyz Geschädigten wurden 1801 gesammelt fl. 11,615.

Die folgenden Jahre weisen ganz erstaunlich hohe Beträge auf.

Es wurde in der Stadt gesteuert 1808 für die Brandbeschädigten von Lungern, Fluntern, Weiach und Pfäffikon fl. 8418. 1817 für die Armen im Kt. Zürich wegen gänzlicher Stockung alles Verdienstes infolge der schlechten Weinernte „zum Erstaunen von Jedermann in der Stadt fl. 17,824, im ganzen Kanton fl. 31,527."

1818 wegen anhaltender Teuerung in der Stadt fl. 14,307, auf der Landschaft fl. 24,023. 1818 für die durch Hochwasser beschädigten Unterwalliser fl. 5497.

Die Landschaft steuerte den Ueberschwemmten am Zürichberg zu Zollikon, Zumikon, Hirslanden fl. 386,914, die Stadt fl. 11,009.

* * *

Diese Zahlen sind ein Zeugniß dafür, daß es in der vergangenen Zeit möglich war, mit einer einfach und ohne große Kosten organisirten Verwaltung und mit einer Bevölkerung, deren opferwilliger Sinn nicht durch Vereinsaufgaben aller Art

in Anspruch genommen war, in der Mildthätigkeit großes zu leisten.

Bei all' den angeführten Kollekten und bei der Vertheilung der Gelder an die Unterstützungsbedürftigen spielt der Staat nur eine untergeordnete Rolle, und als eine verhaßte Regierung es unternahm, die Wasser der öffentlichen Wohlthätigkeit in ihre Kanäle zu leiten, versagte sich ihr diese (Kollekte von 1800 und 1801).

Es ist ein schönes Zeichen für die Bürger des alten Zürichs wie für die Bewohner der Landschaft, daß sie in den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in den darauf folgenden Zeitläufen, in den Kriegsjahren der französischen Revolution und nachher, als es galt, die von den „Befreiern" angerichtete Zerstörung wieder gut zu machen, trotz eigner Bedrängniß immer noch einen Gulden für Hilfsbedürftige übrig hatten.

Zürcher Chronik

auf das Jahr 1893.

Zusammengestellt von H. v. G.

Januar 1. Das Zutheilungsgesetz, wonach die Ausgemeinden Wollishofen, Enge (Kreis II), Wiedikon, Außersihl (Kreis III), Wipkingen, Oberstraß, Unterstraß (Kreis IV), Hottingen, Fluntern, Riesbach und Hirslanden (Kreis V) mit der Altstadt (Kreis I) zu einem Gemeinwesen vereinigt werden, tritt in Kraft.

3. Herr Heinr. Zeller-Werdmüller wird von der philosophischen Fakultät I. Sektion unserer Hochschule wegen seiner Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung zum Doctor phil. honoris causa ernannt.

9. Dr. Emil Egli, Pfarrer in Mettmenstetten, wird zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität gewählt.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Motion Walder, wonach auf 1500 Schweizerbürger (statt wie bisher auf 1500 Einwohner) ein Kantonsrathsmitglied gewählt werden sollte, um das Uebergewicht der Stadt über die Landschaft zu verringern, wird abgelehnt. Ebenso wird abgelehnt ein Verschiebungsantrag des Erbschaftssteuergesetzes.

11. Dem Großen Stadtrath wird der Entwurf einer Geschäftsordnung des Stadtrathes zugestellt.

16. Bezirksanwalt Otto Lang erhält vom Regierungsrathe die nachgesuchte Entlassung von seiner Stelle.

18. Die Arbeitslosenkommission erläßt einen dringenden Aufruf zur Hülfeleistung.

Januar 23. Im Kantonsrath wird die Gemeindezugehörigkeit der Herzogenmühle zu Schwamendingen mit 109 gegen 63 Stimmen beschlossen. Die Herzogenmühle gehörte bis dahin politisch zu Wallisellen, war aber schulpflichtig in Schwamendingen.

Februar 2. Durch großen Eisgang wird die Sihl auf der Allmend gestaut, so daß die Gefahr einer Ueberschwemmung nahe liegt. Es werden Arbeitslose hinbeordert, um durch das Graben eines Kanals dem Wasser Abzug zu verschaffen.

In Zürich sind im Jahre 1892 158,377 Fremde abgestiegen.

14. Der Verwaltungsrath des Stadttheaters erläßt einen dringenden Aufruf zur Unterstützung, da das Unternehmen noch durchaus nicht finanziell vollständig sicher steht und vom Publikum zu wenig unterhalten wird.

15. Oberstlieutenant Max von Orelli im Thalhof stirbt im Alter von 46 Jahren.

18. Der Große Stadtrath genehmigt die Pläne für Erweiterung der Desinfektionsanstalt sammt Kostenvoranschlag von Fr. 13,000.

20. Im Kantonsrath reicht Walder seine Motion, in ein Initiativbegehren umgewandelt, ein.

22. Nach langjährigen Leiden stirbt im Alter von 66 Jahren alt Commandant Conrad Bürkli im Seidenhof, in seinen früheren Jahren ein eifriger Förderer turnerischer und militärischer Bestrebungen.

25. Aus dem Großen Stadtrath. Die letzte Gemeindegutsrechnung des alten Zürich vom Jahre 1892 ergibt: Einnahmen Fr. 7,183,240, Ausgaben Fr. 7,221,630, somit ein Defizit von Fr. 38,390.

26. Die Studentenschaft bringt ihrem scheidenden Professor Fritzsche einen Fackelzug.

März 8. Der Kantonsrath lädt den Regierungsrath ein, ihm einen Gesetzesentwurf vorzulegen über das Verbot der Fabrikarbeit an den hohen Festtagen.

9. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Auf eine neue Amtsdauer werden gewählt die Herren Prof. Krönlein, Stiefel und Bächtold, ferner zum ordentlichen Professor für deutsche Philologie Dr. A. Tobler.

Im Jahre 1892 hat die Zürcherische Kantonalbank einen Reingewinn von Fr. 785,377 zu verzeichnen.

März 11. Für den Großen Stadtrath tritt die neue Geschäftsordnung in Kraft.

Kammersänger Götze absolvirt am Stadttheater ein mehrmaliges Gastspiel mit sehr großem Erfolge.

24. Dem Großen Stadtrath wird eine Verordnung betr. das Armenwesen vorgelegt.

26. Als Bezirksanwalt, Nachfolger von Otto Lang, wird gewählt Notariatssubstitut Streuli mit 7806 Stimmen gegenüber Dr. Bircher mit zirka 4000 Stimmen.

28. Aus dem Großen Stadtrath. Die vom Regierungsrathe auf Fr. 400 festgesetzte Einkaufsgebühr in's Bürgerrecht für Schweizerbürger und in der Schweiz geborne geborne Ausländer wird genehmigt.

30. Im Alter von 74 Jahren stirbt Frau Stockar-Escher zum Kronenthor, durch ihre Wohlthätigkeit und ihren christlichen Sinn eine wahre Stütze der Armen.

Aus der Zentralschulpflege. Die Leitung der höheren Töchterschule und die Stellvertretung in der Direktion des Lehrerinnenseminars wird an Dr. J. Stößel als Prorektor übertragen.

April 4. Die Generalversammlung der neuen Tonhalle-Gesellschaft genehmigt die definitiven von den Architekten Fellner & Helmer in Wien eingesandten Pläne zum Bau einer neuen Tonhalle am Alpenquai, und überträgt die spezielle Bauleitung an Architekt Wehrli in Zürich.

12. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Für eine Ausstellung italienischer Produkte, die im Sommer stattfinden soll, wird dem Komite ein südlich der Tonhalle gelegener Platz zur Verfügung gestellt.

15. Im Stadttheater findet die 15. und letzte Aufführung von „Jürg Jenatsch", Drama von Richard Voß, statt, welches, in Anlehnung an C. F. Meyers Roman geschrieben, einen gewaltigen Eindruck bei den Zuschauern hinterläßt.

17. Das Sechseläuten findet dies Jahr ohne große Feierlichkeit statt. Die Zünfte ziehen nachmittags auf den Lindenhof, wo von Oberst Wirz als Vertreter der Alt-

stadt und von Direktor Lutz im Strickhof als Sprecher der Ausgemeinden die Stadtvereinigung in begeisterten Reden gefeiert wird.

April 23. In der kantonalen Volksabstimmung wird trotz des heftigsten Widerstandes das neue Baugesetz für Ortschaften mit städtischen Verhältnissen mit zirka 26,000 gegen 20,000 Stimmen angenommen. In den Regierungsrath werden gewählt Oberst Bleuler-Hüni und Nationalrath Locher an Stelle der Herren Spiller und Walder.

24. Oberst Heinr. Graf, langjähriger Instruktor I. Klasse der VI. Division, kommt um Entlassung von seiner Stelle ein.

29. Der Große Stadtrath beschließt Subventionirung der Sihlthalbahn für die Fortsetzung der Linie vom Forsthaus Sihlwald bis zur Steinmatt durch Aktienzeichnung im Betrage von Fr. 170,000.

Mai 6. Alt Bezirksrath Diethelm Hofmeister stirbt im Alter von 79 Jahren. Ein eifriger Förderer der innern Mission, nahm er sich mit großer Hingebung der Evangelischen Gesellschaft und besonders der Kranken- und Diakonissenanstalt an.

11. Vom 11.—14. Mai findet im Sihlhölzli eine internationale Hundeausstellung statt.

15. Konstituirende Sitzung des Kantonsrathes. Präsident wird Dr. C. Escher-Ziegler, Vizepräsident Direktor Lutz.

Der Regierungsrath wählt für die Amtsperiode 1893/94 zum Präsidenten Naegeli, zum Vizepräsidenten Stößel.

Die Künstlergesellschaft wendet sich in einem Schreiben an den Stadtrath, worin sie denselben um Erhaltung des dem Untergang geweihten Kaufhauses angeht. Sie macht ferner die Anregung, das Kaufhaus durch eine Umbaute in ein permanentes Ausstellungsgebäude umzuwandeln.

Die Saison 1892/93 des Stadttheaters schließt mit einem Defizit von Fr. 33,000.

17. Das Gerüst des Thurmes der im Bau befindlichen neuen Kirche in Enge stürzt bei einem heftigen Sturme ein, wodurch an der beinahe vollendeten Kuppel der Kirche nicht unbedeutender Schaden entsteht.

An Stelle des zurücktretenden Prof. Georg von Wyß wird als ordentlicher Professor der Schweizergeschichte an der Universität gewählt Dr. Wilh. Öchsli. Georg von Wyß erhält den Titel eines Honorarprofessors.

Juni 10. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Auf das Gesuch der Künstlergesellschaft um Erhaltung des Kaufhauses wird erwidert, man bedaure, nicht eintreten zu können.

Es wird eine Polizeiverordnung betreffend das Radfahren erlassen.

In der Börse findet die schweizerische Kunstausstellung statt.

17. Eröffnung der Ausstellung italienischer Produkte in der Tonhalle.

Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Prof. Kenngott tritt nach 36jähriger Lehrtätigkeit von seiner Stelle als Professor der Mineralogie zurück.

21. Die Studentenschaft bringt ihrem scheidenden hochverehrten Lehrer G. v. Wyß einen glänzenden Fackelzug.

25. Im Sihlhölzli beginnt das kantonale Schützenfest.

In der Börse wird eine internationale Postwerthzeichen-Ausstellung eröffnet.

Juli 2. Im Helmhaus wird eine Ausstellung von Handzeichnungen und Gemälden Gottfried Kellers, sowie von Ehrendiplomen rc., die dem Dichter überreicht wurden, eröffnet.

13. Aus dem Großen Stadtrath. Bei Aufstellung von Vorschriften über das Bestattungswesen entspinnt sich eine lange Diskussion über das Grabgeläute. Schließlich wird definitive Abschaffung desselben beschlossen. Auf einen Wiedererwägungsantrag hin kommt der Rath in der folgenden Sitzung auf den Beschluß zurück, indem den einzelnen Gemeinden freigestellt wird, ein Grabgeläute zu gestatten oder nicht.

An der Hochschule bildet sich ein akademischer Friedensverein, der, in Verbindung mit ähnlichen Vereinen an schweizerischen und ausländischen Hochschulen, die Herbeiführung der vollständigen Abrüstung zum Ziele hat.

19. Im Großen Stadtrath gibt der Vorsteher des Finanzdepartements die unliebsame Erklärung ab, daß

die Verwaltung der vereinigten Stadt bedeutend größere Summen verschlinge, als man vor der Vereinigung angenommen habe.

Juli 21. Der langjährige Finanzvorstand der alten Stadt Zürich, alt Stadtrath Schwarz, stirbt im Alter von 65 Jahren.

22. Alt Prof. Melchior Ulrich stirbt im Alter von 92 Jahren. In seiner Jugend ein eifriger Bergsteiger (er machte zuerst die Südthäler des Wallis bekannt), stand er im späteren Leben mit großer Treue der Hülfsgesellschaft vor, ebenso der Sparkasse. Lange Jahre war er auch Kirchenpfleger am Großmünster.

Auf der Allegerten in Wiedikon wird das kantonale Turnfest abgehalten.

August 3. Aus dem Großen Stadtrath. Als Steuern für die Stadt Zürich werden beschlossen: 6 % vom Vermögen, 6 Einheiten vom Einkommen, 6 Einheiten Mannssteuer und 3 Einheiten Miethwerthsteuer.

6. In der Tonhalle wird der III. internationale Sozialisten-Kongreß eröffnet. Die Partei der Unabhängigen wird nach heftigem Widerstand von der Theilnahme am Kongreß ausgeschlossen.

Dr. C. Escher-Ziegler schenkt der Kirchgemeinde Enge in ihre neue Kirche auf der Bürgli-Terrasse eine Orgel.

8. Im Alter von 86 Jahren stirbt alt Staatskassier Ed. Hirzel.

20. Der Sandschopf bei der Thierarzneischule brennt ab und mit ihm das sämmtliche Material für die Knabenschießenstände im Sihlhölzli. Damit ist die Frage, ob und wie im vereinigten Zürich das Knabenschießen abzuhalten sei, worüber in der letzten Zeit ziemlich hart gestritten wurde, nun für dies Jahr wenigstens definitiv erledigt.

29. Dem Großen Stadtrath wird eine Feuerwehrverordnung vorgelegt.

Septemb. 22. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die zur Behandlung des Erbschaftssteuergesetzes eingesetzte Kommission hat sich im Prinzip für die Mehrheitsbesteuerung der Descendenten ausgesprochen.

Der Stadtrath hat im I. Halbjahr 1893 Nachtragskredite im Betrage von mehr als Fr. 400,000 ertheilt.

Septemb. 24. Zum Bezirksanwalt wird Substitut Glättli gewählt gegenüber dem sozialdemokratischen Kandidaten Schnorf.

30. Für die eidgenössische Initiative Greulich (Recht auf Arbeit) fanden sich im Kanton Zürich zirka 1100 Unterschriften.

Oktober. 8. Am Stadttheater feiert der Heldentenor, Herr Lederer, sein 25jähriges Bühnenjubiläum in Wagners Lohengrin.

9. Aus dem Großen Stadtrath. Nach ziemlich erregter Debatte wird der „Tagblattvertrag" mit der Firma Ulrich & Co. im Berichthaus angenommen. Laut diesem Vertrage ist das „Tagblatt der Stadt Zürich" von nun an auch „Städtisches Amtsblatt" und veröffentlicht in dieser Eigenschaft sämmtliche offizielle Erlasse und Anzeigen der Stadtverwaltung. Ulrich & Co. zahlen dafür an die Stadt jährlich Fr. 50,000.

Im Jahre 1892 gab der Kanton Zürich allein für Unterrichtszwecke aus Fr. 2,906,709.

10. Der protestantisch-kirchliche Hülfsverein des Kantons Zürich feiert sein 50jähriges Bestehen.

Auf den Sommer 1894 erhält Zürich am Utoquai ein Rundgemälde von Prof. L. Braun in München, darstellend die Schlacht bei Murten.

14. Aus dem Großen Stadtrath. Es werden verhandelt die Besoldungen und Ruhegehalte der Lehrer. Die Ruhegehalte werden definitiv festgesetzt auf Fr. 1200 für Primarlehrerinnen, Fr. 1900 für Primarlehrer, Fr. 2200 für Sekundarlehrer.

23. Der neue, von Architekt Alex. Koch erbaute, für unsere Verhältnisse beinahe zu großartig eingerichtete Schulpalast am Hirschengraben wird ohne Einweihungsfeierlichkeiten bezogen.

Gegen den vom Großen Stadtrath angenommenen Tagblattvertrag wird von sozialdemokratischer Seite das Referendum ergriffen.

29. Die Nationalrathswahlen für den Kanton Zürich finden statt. Im I. Kreis werden sämmtliche 6 Vertreter bestätigt.

Prof. G. v. Wyß tritt als Konventspräsident der Stadtbibliothek zurück.

31. Im Kantonsrath wird der Gesetzesantrag betr. das Verbot der Fabrikarbeit an Festtagen angenommen.

November 2. Der Verwaltungsrath der Nordostbahn genehmigt ein Projekt für den Ausbau des Bahnhofes sammt Kostenvoranschlag von Fr. 4,800,000.

10. Im Stadttheater findet die 1. Vorstellung von Schillers Wilhelm Tell zur Feier des Geburtstages des Dichters statt. Dieses mit großer Pracht und viel Geschick in Scene gesetzte Schauspiel erreicht in der Saison die Zahl von beinahe 50 Aufführungen und wird namentlich von Schulen aus dem ganzen Kanton mit Begeisterung besucht.

16. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Regierungsrath Locher erklärt seinen definitiven Rücktritt aus dem Nationalrath. Damit ist endlich das gesetzwidrige Verhältniß gelöst, daß 3 zürcherische Regierungsräthe zugleich auch Mitglieder des Nationalrathes waren.

17. Vom Komite der für das nächste Jahr in Aussicht genommenen kantonalen Gewerbeausstellung werden gewählt zum Präsidenten des Centralkomites Ingenieur Max Lincke, zum Ausstellungsdirektor Boos-Jegher.

18. Der Große Stadtrath genehmigt eine neue Steuer, die Feuerwehrpflichtersatzsteuer.

20. Aus dem Kantonsrath. Der Regierungsrath wird mit 117 gegen 80 Stimmen beauftragt, einen Entwurf über die obligatorische staatliche Mobiliarversicherung auszuarbeiten.

Zum letzten Mal wird am 20. November mit der Glocke auf dem Dachreiter des Großmünsters um 1/23 Uhr nachmittags geläutet. Das 1/23 Uhr-Läuten wurde anno 1483 von den Chorherren eingeführt und erhielt sich also 410 Jahre lang, bis es die neue Zeit als überflüssig abschaffte.

27. Aus den Kantonsrathsverhandluugen. Das Initiativbegehren der Kirchensynode vom 8. November 1892, dahingehend, es sei auf je 2000 evangelische Kantonsbürger ein Abgeordneter in eine Abgeordnetenversammlung zur Ausarbeitung eines neuen Kirchengesetzes zu wählen, wird abgewiesen; dagegen wird ein Antrag von Prof. Treichler angenommen, wonach der Regierungsrath in der Februarsession des Jahres 1894 Bericht und Antrag einzubringen hat über die Einführung einer freigewählten Kirchensynode.

Dezember 2. Aus dem Großen Stadtrath. Der Steuervorstand der Stadt Zürich teilt dem Rathe mit, daß für das Jahr 1894 ein Defizit von mindestens Fr. 180,000 in's Budget aufzunehmen sei.

8. Im Alter von 78 Jahren stirbt Prof. Rud. Wolf, Direktor der eidgenössischen Sternwarte, ein Astronom von europäischem Rufe.

10. In der Gemeindeabstimmung wird der Tagblattvertrag, wie er vom Großen Stadtrath festgesetzt worden war, mit zirka 10,000 gegen 6000 Stimmen angenommen, ebenso wird der Bau eines Schulhauses an der Feldstraße im ehemaligen Außersihl beschlossen mit 14,400 gegen 1300 Stimmen.

17. Innert 24 Stunden sterben Prof. Georg von Wyß und seine Frau Anna Regina von Wyß. In Georg v. Wyß, geboren 1816, verliert die schweizerische Geschichtsforschung ihren hervorragendsten Vertreter und Zürich einen seiner größten Bürger auf wissenschaftlichem Gebiet.

Uebersicht

der vom Oktober 1893 bis zum Oktober 1894 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Aemtler-Verein, der, in Zürich. Gedenkschr. a. d. Feier s. 25jähr. Best. v. 1869—1893. Zürich 1894.

Bär, Em. Zur Geschichte der Grafschaft Kiburg unt. d. Habsburgern und ihrer Erwerbung durch die Stadt Zürich. Uster 1893.

Baiter, Hans. Ein stadtzürcherisches Jubiläum. (Bürger-Etat.) [N. Z.-Z. 1893, Nr. 358. 360.]

Busch, W. Die Kirchenbücher des Kantons Zürich. [Korr.-Bl. des Gustav Adolf-Vereins 41, 54.]

Doer, W. H. Katalog der histor. Abtheilung der Zürcher Fischerei-Ausstellung. Zürich 1894.

Durrer, Robert. Die Familie von Rappenstein, genannt Mötteli. [Geschichtsfreund. 48. Bd. Einsiedeln 1893.]

Eppenberger, Herm. Die Politik Rapperswils von 1531 bis 1720. Zürich 1894.

Ermordung, die, des Studenten Lessing (Nov. 1835 im Sihlhölzli zu Zürich). (Aus Heinrich von Treitschke's deutscher

Geschichte, 5. Bd.) [N. Z.-Z. 1894, Nr. 290]. — Etwas Licht über eine alte Geschichte (Student Lessing). [Zür. Post. 1894, Nr. 246.]

Escher, Herm. Zwingli's Gutachten über ein Bündniß mit Konstanz, Lindau und Straßburg. Sommer 1527. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1894, Nr. 1. 2.]

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestandes der Gesellschaft ehemaliger Studirender der eidgenöss. polytechn. Schule in Zürich. Zürich 1894.

— zur Feier des 25jährigen Bestandes des evangel. Seminars in Zürich-Unterstraß. Zürich 1894.

Finsler, G. Ein Stück zürch. Kirchengeschichte. Aus einer Synodalrede. [Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz. 1893, Nr. 17 u. 18. Bern.]

Flury, A. Die Zürchersynode unter Zwingli. [Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz. 1893. Bern.]

Geschlechter; hervorragende Zürcher-G. aus dem vorigen Jahrh. [Tagesanzeiger 1894, Nr. 10 ff., 35 ff.]

Hauser, K. Jörg von Hinweil. [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 33. 34.]

— — Der Hof Sulz bei Mörsburg. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Bezirks Winterthur. [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 9/11.]

Heitz, Paul. Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Zusammengestellt von Paul Heitz. Hrsg. durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1894.

Jahre, die drei ersten, des Zürcher Stadttheaters. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 257/258.]

Jucker, H. Die zürcherische Glaubensbewegung im Jahre 1839. [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 25/28.]

(Keller, Gottfr.) Zwei politische Kundgebungen G. K's zur Savoyerfrage. [Tagesanzeiger 1894, Nr. 38].

(Koller, Joh.) Aus einer „Eydesfäftpredigt" (des Pfarrers J. K.). Gehalten in Meylen 12. Aug. 1798. [Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz 1893, Nr. 6.]

Künzli, J. Von den Züricher Märtyrern zur Zeit der Reformation: Joh. Wirth, Vater und Sohn, und Burkhart Rütimann, um des Glaubens willen hingerichtet i. J. 1524. 2. A. Barmen 1893. (Aus: „Evang.-reform. Blätter".)

Lebermesse. Wie alt ist die Zürcher L.? Von h. m. [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 40.]

Merz, R. Die latein. Haus- und Handbibel U. Zwingli's a. d. Bibliothek in Aarau. [Monatsbl. f. d. ev.-ref. Landeskirche d. Kt. Aargau 1893, Nr. 2/3.]

Meister, Aloys. Ein Versuch der Stadt Straßburg um Aufnahme in den eidgenöss. Bund 1584—86. Das Bündniß Straßburg mit Zürich u. Bern 1588. [Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. Bd. IX. H. 4. Karlsruhe 1894.]

Morf, H. Einige Notizen über den Gang der Waisenanstalt Winterthur. 1861—1893. Winterthur 1893.

Not, die, der zürcherischen Bauern im 17. und 18. Jahrhundert. [Zür. Post 1893, Nr. 287.]

Salis. Der Prozeß Farner-Pfrunder in Zürich. St. Gallen 1893.

Schröter, C. Neue Pflanzenreste aus der Pfahlbaute Robenhausen. Bern 1894. (S. A.)

Schubert-Feder, Cläre. Das Leben der Studentinnen in Zürich. 3. Aufl. Berlin 1894.

Schweizer, P. Murer's Plan der Stadt Zürich von 1576, [Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde. 26. Jahrg. 1893, Nr. 4. Zürich 1893].

— — Jos. Murer's Bittschrift an den Zürcher Rath 1574. Nachtrag zu dem Artikel über Murer's Plan der Stadt Zürich. [Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde. 27. Jahrg. 1894, Nr. 3. Zürich 1894.]

Seidenhof, der. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 353.]
Seyffarth, L. W. Pestalozzi in Preußen. Liegnitz 1894.
— — — Pädagogischer Reisebrief aus der Schweiz (betr. Pestalozzi). [Preuß. Schulzeitung 1894, Nr. 63—76.]
Spanweid, Die. Von N. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 15.]
Stühler, Karl. Glockengeschichten und Glockenerinnerungen. (Zürcher Glockengießer Füßli und Keller.) (Dazu: Glocken und Glockengeschichten. Von J. H.) [Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 35/38.]
Tobler, G. Zur österreichischen Erbeinigung von 1487. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1894, Nr. 1. 2.]
Tobler-Meyer, W. Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung mit besonderer Rücksichtnahme auf Zürich u. die Ostschweiz. Zürich 1893.
(Tschudi, Pet.) Zum 25jährigen Jubiläum der Zürcher Pestalozzistiftung für Knaben bei Schlieren. Zürich 1893
Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausg. v. e. Kommission der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, bearb. v. J. Escher und P. Schweizer. 3. Bd., 1. Hälfte Zürich 1893.
Wöber, Franz Xaver. Ueber die Heraldik des Uradels. M. e. off. Sendschreiben an Hrn. Dr. Zeller in Zürich. Als Mscr. gedr. Wien 1894.
Wyß, Georg von. Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Hrsg. durch die Allgem. Geschichtsforsch. Gesellsch. der Schweiz. 1. Lief. Zürich 1894.
Zeit, aus alter. (Witterungsnotizen aus den Jahren 1753 bis 1811 von Rümlang und Oberhasle.) [N. Z.-Z. 1893, Nr. 316.]
Zeller-Werdmüller, H. Eine schwindelhafte Genealogie der Müllner von Zürich. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1894, Nr. 1. 2.]

Brun, Karl. Verzeichniß der bedeut. Kunstwerke im Künstlergut zu Zürich, mit biogr. Not. 2. Aufl. Zürich 1894.

Funde, antiquarische, auf dem Platze des neuen Postgebäudes in Zürich. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 260/261.]

Gimmi, W. Das Georg Büchner-Denkmal auf dem Gaisberg bei Zürich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 61 II.]

Heierli, J. Gräberfunde in Wiedikon, Zürich III. [Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde. 27. Jahrg., 1894, Nr. 2. Zürich 1894.]

— — Archäologische Karte des Kantons Zürich. Zürich 1894.

Katalog der Kunst-Sammlung J. J. Gubler in Zürich. Köln 1893.

Messikommer, Jakob. Die Pfahlbauten im Greifensee. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 6.]

— — Die Kirche in Wetzikon. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 180.]

— — Kemptthal. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 232.]

Ofen, der, im Regierungsrathssaal in Zürich. Von A. L. [Albert Locher. Landbote, Sonntagspost 1894, Nr. 30. 31.]

Sammlungen, die, von Gemälden, Mobilien, Kunstsachen vom Schlosse Schwandegg. Köln 1893.

(Zeller-Werdmüller, H., u. R. Rahn.) Katalog der Ausstellung von Glasgemälden a. d. Nachlasse d. Dichters Martin Usteri auf Schloß Gröditzberg, zurückerworben 1894. Zürich 1894.

— — Zürcherische Burgen. I. (Mitthlgn. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich. Bd. 23, Heft 6. Zürich 1894.)

Topographie.

Hochbauten, die, der Kantonalen Gewerbe-Ausstellung in Zürich. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 9/12.]

Kirche, die, in Enge. Von —nn. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 361.]

Liebfrauenkirche, die neue, in Zürich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 362.]

Liebfrauenkirche, Architekt: A. Hardegger. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIII, Nr. 7.]

Mädchenschulhaus, Das neue, am Hirschengraben zu Zürich. Architekt Alex. Koch. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 5/7.]

Schleich, H. Die bauliche Entwicklung des Bahnhofes Winterthur. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIII, Nr. 19.]

„Schloß", das, am Alpenquai in Zürich. Architekt H. Ernst in Zürich. [Schweiz. Bauztg., Bd. XXII, Nr. 22.]

Schenker, P. Die Straßenbahnen, insbesondere die neu eröffnete elektrische Straßenbahn in Zürich. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 11. 14. 15.]

Literatur und Literaturgeschichte.

Aeppli, Emil. „Sangeslohn". Allegor. Festspiel z. 25jähr. Jubil. d. Liederkranz Neumünster. Zürich 1894.

Curti, Theodor. Paracelsus. Ein Trauerspiel. Zürich 1893.

Farner, Ulrich. D'r Sigrist vo Mariastei. Es Schauspiel. Zürich 1894. (Sammlung schweiz. Dialektstücke, Nr. 21.)

Huch, Ricarda. Erinnerungen von Ludolf Ursleu d. jgrn. Roman. Berlin 1893.

— — Gedichte. Leipzig 1894.

Isler, Alexander. Die Predigerin. Kulturgeschichtliche Novelle aus d. alten Winterthur. Winterthur 1893.

Kunz, Rudolf. Bluemeströüßli für die schwizerdüütsch Juged nebst e. Sammlung von Räthseln von Rudolf Kunz. 2. Aufl. Zürich 1893.

Leuthold, Heinrich. Gedichte. 4. Aufl. Frauenfeld 1893.

Morold, M. Klopstock in Zürich. Lyrisches Drama. Musik v. J. Reiter. Wien 1894.

Nötzli, Jean. Der Schulhausbau. Eine Schweizer Dorfgeschichte in Versen. Zürich 1894.

Pestalozzi, J. Heinrich. Ausgewählte Schriften. Mit P.'s Biographie. Hrsg. v. Friedr. Mann. 3. u. 4. Bd., 4. Aufl. Langensalza 1893 u. 1894. (Bibliothek pädagog. Klassiker. 3. Bd.)

— — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Bearb. und mit Erläuterungen versehen von Albert Richter. 5. Aufl. Leipzig [1893] 1894. (Pädagog. Bibliothek, 1. Bd.)

[Pestalozzi, F. Otto.] E Vorstandssitzig vu der Zunft zur Saffran i. J. 1770. [Als Msc. gedr.] Zürich 1894.

Rohrer, Fr. Aus Hadlaubs Heim. Gedichte. Dresden 1894.

Ruf, Jakob. Von des Herrn Weingarten. Bearb. v. Bernh. Wyß. (Schweiz. Schauspiele des 16. Jahrh., 3. Bd.) Zürich 1893.

Sommer, F. Pestalozzi in Stans. Charakterbild in 3 Aufzügen. Liegnitz 1894.

Spyri, Johanna. Dans les alpes: A. Hinterwald. La fée d'Intra. Le joyeux Héribli. Bâle et Genève 1893.

Ernst, A. W. Heinrich Leuthold als Uebersetzer. [Schweiz. Rundschau 1894, V—VII.]

Saitschik, R. Meister der schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Jeremias Gotthelf. Gottfried Keller. Konrad Ferdinand Meyer. Heinrich Leuthold. Dranmor. Frauenfeld 1894.

Biographie; Nekrologe.

Bächtold, Jak. Gottfried Keller in Heidelberg u. Berlin 1848—1855. [Deutsche Rundschau 1893.]

— — Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 1. u. 2. Bd. Berlin 1893/94.

Blaß-Lavater, Joh. Hartm. (1803—93). Erinnerungen an J. H. B.-L. Zürich (1893).

Böhm, Gfr. Ludwig Wekhrlin (1739—1792). Ein Publizistenleben d. 18. Jahrh. München 1893. [Waserprozeß.]

Briefwechsel zwischen Hamann u. Lavater. Mitgetheilt von H. Funk. Königsberg 1894.

Briefwechsel zwischen Karamsin u. Lavater. Mitgetheilt von Fr. Waldmann. St. Petersburg 1893 (S. A.)

Bürkli, Friedrich Paul David. [Zürcher Kalender 1895.]

Donati, Leone. Giovanni Gasparo degli Orelli e le lettere italiane. Zürich 1894. (Programm der Kantonsschule in Zürich 1894.)

Ellissen, O. A. Friedrich Albert Lange. Lebensbeschreibung. Leipzig 1894.

Follen, August Ludwig. [Zür. Post 1894 Nr. 49.]

Hasse, K. E., weil. Prof. in Leipzig, Zürich, Heidelberg und Göttingen. Erinnerungen aus meinem Leben. Braunschweig 1893.

Haug, E. Aus dem Lavater'schen Kreise. (J. G. Müller u. J. K. Häfeli.) I. Joh. Georg Müller als Lavaterschüler in Zürich. Schaffhausen 1894. (Programm des Gymnasiums.)

Israel, Aug. Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi. Zschoppau 1894.

Käser, Fr. Aus dem Leben u. Wirken des Joh. Müller-Wegmann, a. Maler von Zürich. (Zum größern Theil nach dessen eigenen Aufzeichnungen.) [Freitagsztg. 1894, Nr. 8. Der „Alpina" entnommen.]

Keller, J. Michael Traugott Pfeiffer, der Musiker, Dichter u. Erzieher. Frauenfeld 1893.

(Locher, Albert.) Joh. Heinrich Waser. [Zeitschrift f. schweiz. Statistik. 1894. 3/4 Q.-Heft.]

Meyer, Konrad (von Bülach). Von k. g. [Zür. Post 1894. Nr. 205.]

Moleschott, Jak. Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen. Gießen 1894.

Moosherr, Thdr. A. E. Biedermann nach seiner allgemein. philosoph. Stellung. Berlin 1893.

Morf, H. Pestalozzi's Berufswahl und Berufslehre. [Landbote 1894 Nr. 127/139.]

— — Heinrich Pestalozzi u. Anna Schultheß. [Landbote 1894 Nr. 142. 143.]

— — Pestalozzi und die Johanniter-Commende zu Bubikon. [Landbote 1894 Nr. 205. 206.]

— — Pestalozzi als Anfänger und Begründer unserer Armen-Erziehungsanstalten. Winterthur 1894. [Aus d. Schweiz. Pädagog. Zeitschr. IV. 2/4. Zürich 1894.]

Natorp, Paul. Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Heilbronn 1894.

Nestle, Eberh. Nigri, Böhm u. Pellican. Beitr. z. Anfangsgesch. d. Sprachstudiums in Deutschland. Tübgn. 1893.

Pulvermacher, D. Drei Briefe Sebastian Münsters an Pellican u. H. Bullinger. [Theol. Stud. u. Krit. 1893.]

Stähelin, R. Huldreich Zwingli. Sein Leben u. Wirken nach den Quellen dargestellt. 1. Halbbd. Basel 1894.

Stern, M. R. v. Ein Besuch bei Gottfried Keller. [Schweiz. Rundschau 1893 X. Aus Sterns Litterar. Bulletin 1893, Nr. 12.]

Studer, Julius. [Zürcher Jahrbuch f. Gemeinnützigkeit, 1893. Zürich 1894.]

Veith, Georg. — Zum Andenken an Prof. G. V. [Schweiz. Bauztg., 1894. Bd. XXIII., Nr. 13.]

Walder, E. Prof. Melchior Ulrich. Bern 1894.

Waldmann, F. Lavaters Briefe an die russische Großfürstin und Kaiserin Maria Feodorowna. [Schweiz. Rundschau, 1894.]

Waser, Hedwig. Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegers Handschriftl. Aufzeichnungen. Zürich 1894.

Welti, J. J. Erinnerungen an Dr. Georg Geilfus. Winterthur, 1894.

Wilhelmi, Heinrich. Maurice Reinhold von Stern, ein socialdemokratischer Dichter. Gütersloh 1894. [Aus: „Monatsschr. f. innere Mission".]

Wille, Eliza, geb. Sloman. Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Berlin 1894.

Ziegler, Theobald. Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, 1893.

Biographie, Allgemeine Deutsche. 36. u. 37. Bd. Leipzig, 1893/94. Darin:

36. Band:

Steinmüller, Johann Rudolf. (Hunziker.) Strauß, David Friedrich. (E. Zeller.) Stucki, Johann Wilhelm. (F. Koldewey.) Stucki, Johann Rudolf. (P. Tschackert.) Stumpf, Johannes. (G. v. Wyß.)

37. Band:

Stüßi, Rudolf. (Dändliker.) — Stutz, Jakob. (Franz Brümmer.) — Suicerus (Schwyzer), Johann Kaspar. (V. Ryssel.) — Sulzer, Johann Georg. (O. Liebmann.) — Sulzer, Johann Kaspar. (A. Schumann.) — Suso, Heinrich (und Elsbeth Stagel). (Philipp Strauch.) — Suter, Kaspar. (Th. v. Liebenau.) — Temme, Jodocus Deodatus Hubertus. (Franz Brümmer.) — Teschler, Heinrich. (R. M. Meyer.) — Teufen (Tiufen), Werner von. (R. M. Meyer.) — Stolz, Johann Jakob. (Iken.)

Portrait-Gallerie, Schweizerische. Heft 56/57. Zürich 1893/94. Schweizer-Sibler, Heinrich.

---

† Arbenz-Näf, J. J. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 29.]

† Billroth, Theodor. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 37, 50.]

† Bodmer, Karl. Landschaftsmaler. Von P. [Otto Pestalozzi. Freitagsztg. 1893, Nr. 44.] Von B. v. T. [Beat von Tscharner. Schweiz. Rundschau, 1894, I.]

† Bürkli-Meyer, Adolf. — Von J. A(begg), U. M(eister) u. F. M(eyer.) [N. Z.-Z. 1894, Nr. 280—282.]; [Zür. Post 1894, Nr. 230.]; Von —i. [Otto Pestalozzi. Freitagsztg. 1894, Nr. 40.]

† Bürkli-Ziegler, Arnold. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 126, 128 u. 129.]; [Zür. Post 1894, Nr. 108.]; [Landbote 1894, Nr. 108.]; [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIII., Nr. 19, 20.]; — Zum Nekrolog über Dr. Arnold Bürkli-Ziegler. (Von Hans von Muralt.) [Schweiz. Bauztg. 1894, Band XXIII, Nr. 25.]

† Denzler, Wilhelm. Professor. [N. Z.-Z. Nr. 325.]; [Zür. Post 1893, Nr. 276.]

† Fiedler, Karl N. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 93, 112.]

† Finsler-Zeller, Magdalena Elisabetha. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 262.]; [Tagbl. d. St. Zürich Nr. 224.]; Pestalozzi, L. Worte der Erinnerung an die sel. Frau Antistes Magdalena Elisabetha Finsler, geb. Zeller. 22. Sept. 1894. Zürich 1894.

† Fröbel, Julius. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 310, 319—21]; [Zür. Post 1893, Nr. 263.]

† Girard, Theodor. Pfarrer. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 9]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1894, Nr. 7.]; [Landbote 1894, Nr. 11.]

† Hagenbuch-Ott, Cleophea Elisabetha. Von P. H. [Paul Hirzel. N. Z.-Z. 1894, Nr. 12, 17.]

† Heumann, Karl. Von G. L. [Georg Lunge. N. Z.-Z. 1894, Nr. 225.]

† Imhof-Hotze, Friedrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 356]; [Landbote 1893, Nr. 301, 308.]

† Jäggi, J. Professor. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 179, 181]; Schröter, C. Professor J. Jäggi †. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 181.]; [Zür. Post 1894, Nr. 145.]

† Kämmer, Franz N. Von K. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 360.]

† Keller, Eduard, a. Pfarrer. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 98 bis 100.] — Von L. [Labhart. Zür. Post 1894, Nr. 82.] — Eine Erinnerung an Eduard Keller. Von O. S. [Zür. Post 1894, Nr. 89.] — [Landbote 1894, Nr. 81, 84.] — Von H. H. [Hartm. Hirzel. Zürcher Jahrbuch f. Gemeinnützigkeit, 1893. Zürich 1894.]

† Keller, Jakob Heinrich. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 127, 130.]

† Meisterhans, Konrad. Professor. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 220.] — [Landbote 1894, Nr. 182.]

† Müllhaupt, Heinrich. Kupferstecher. Von F. B. [Fridolin Becker. N. Z.-Z. 1894, Nr. 241.] — [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 10.]

† Meyer, Johann Ludwig. Sanitätsrath. H.-B. [Hirzel-Burkhard. Freitagsztg. 1894, Nr. 7.]

† Rüegg, Joh. Rudolf. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 305.] — [Zür. Post 1893, Nr. 256.] — [Landbote 1893, Nr. 257, 263.]

† Schweizer-Sidler, Heinrich, Professor Dr. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 88.] — Von C. Th. [Conrad Thomann. N. Z.-Z. 1894, Nr. 92 u. 93.] — Von Fr. Mi. [Franz Misteli. Allg. Schweiz.-Ztg. 1894, Nr. 77.] — [Landbote 1894, Nr. 75, 77.]

† Spiller, Johann Jakob. Regierungsrath. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 151/155.] — [Freitagsztg. 1894, Nr. 23.] — [Landbote 1894, Nr. 127.]

† Stern, Moritz Abr., Professor Dr.: Rudio, F. Erinne-

rung an M. A. St. [Vierteljahrsschr. der Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 39. Jahrg. 2. H. Zürich 1894.]

† Stierlin-Vögeli, Eduard. Von R. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 168.] — Von R. [Freitagszeitung 1894, Nr. 25.] — [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIII, Nr. 25.]

† Stolz, Hans Konrad. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 22.]

† Sträuli, Emil. Obergerichtspräsident. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 93, 96.] — Von A. Sch. [Albert Schneider. N. Z.-Z. 1894, Nr. 98, 99.] — [Freitagsztg. 1894, Nr. 14.] — [Landbote 1894, Nr. 78/81.] — Von Zürcher (Emil) Prof. [Zürch. Post 1894, Nr. 78.] — [Zür. Post 1894, Nr. 81.]

† Stutz, Ulrich. [Allg. Schweizer-Ztg. 1894, Nr. 136.] — [Freitagsztg. 1894, Nr. 24.] — [Zür. Post 1894, Nr. 135.]

† Volkart, Salomon. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 359; 1894 Nr. 9.] — [Freitagsztg. 1893, Nr. 52.] — [Landbote 1893, Nr. 304.] — [Zür. Post 1893, Nr. 304.]

† Wiesendanger, J. Ulrich. [Zürcher Jahrbuch f. Gemeinnützigkeit, 1893. Zürich 1894.]

† Wild, Johannes. Professor Dr. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 72.] — Becker, F. Zum achtzigsten Geburtstage von Prof. Dr. W. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 10.] — [N. Z.-Z. 1894, Nr. 233, 237.] — [N. Z.-Z. 1894, Nr. 286.] — [Freitagsztg. 1894, Nr. 34.] — [Zür. Post 1894, Nr. 197.] — [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 8.] — [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIV, Nr. 9, 10.]

† Wille, Eliza. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 361; 1894, Nr. 8, 11.]

† Wirz, Abraham Georg. Von P. [Otto Pestalozzi. Freitagsztg. 1894, Nr. 10.]

† Wolf, Rudolf, Professor Dr. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 340 bis 348.] — [Allg. Schweizer-Ztg. 1893, Nr. 289, 291.] — [Freitagsztg. 1893, Nr. 49, 50.] — [Landbote 1893, Nr.

289.] — [Zür. Post 1893, Nr. 289.] — [Schweiz. Bauztg. 1893, Bd. XXII, Nr. 23, 24.] — Erinnerungen an Prof. Rudolf Wolf. Von R. I. P. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 57.]

Weilenmann, A. [Vierteljahrsschr. d. Naturforsch. Gesellschaft in Zürich. 39. Jahrg., 1. H. Zürich 1894.]

Literaturverzeichniß der Arbeiten (Joh. Rudolf) Wolfs. [Vierteljahrsschrift d. Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 39. Jahrg., 1. H. Zürich 1894.]

Wolf-Stiftung für die Sternwarte der eidg. Polytechnikums. [Schweiz. Bauztg. 1894, Bd. XXIII, Nr. 5.]

Graf, J. H. Professor Dr. Rudolf Wolf. 1816 bis 1893. Bern 1894.

† Wyß, Georg von, Professor Dr. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 352. 355.] — Schweizer, P. [N. Z.-Z. 1894, Nr. 14. 21.] — Nachtrag zu den Nekrologen über Georg von Wyß. Von C. D. [Carl Dändliker. N. Z.-Z. 1894, Nr. 51.] — H. E. Georg von Wyß als Geschichtsforscher. [Herm. Escher, Allg. Schweiz.-Ztg. 1894, Nr. 34/38.] — [Allg. Schweiz.-Ztg. 1893, Nr. 297, 300; 302 u. 203 von H.-B. (Hirzel-Burkhard).] — Von P. [Otto Pestalozzi. Freitagsztg. 1893, Nr. 51.] — [Landbote 1893, Nr. 299.] — [Von Herm. Escher. Zür. Post 1893, Nr. 299.] — M. v. K. [Meyer v. Knonau. Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1894, Nr. 1. 2.] — Von J. R. R(ahn). [Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde 1894, Nr. 1.] — Fr. v. Weech. Georg v. Wyß. [Beilage z. Allg. Zeitung. 20. III 1894.]

(Wyß, Friedr. von.) Zum Andenken an Prof. Georg von Wyß u. dessen Gattin Anna Regina v. Wyß geb. v. Wyß. Zürich 1894.

Vaucher, Pierre. Prof. Georges de Wyss. Simples notes. Genève 1894.

Schweizer, P., u. H. Escher. Georg von Wyß. Zwei Nekrologe. Zürich 1894 (mit einem Verzeichniß der Werke G's v. W.

Verzeichniß von Nekrologen über Georg von Wyß. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1894, Nr. 4, S. 107.]

† Zeller-Zundel, August. Von P. [Otto Pestalozzi. Freitagsztg. 1893, Nr. 48.]

Neujahrsblätter auf 1894.

Antiquarische Gesellschaft. H. Zeller-Werdmüller, die Burgen des Kantons Zürich.

Feuerwerkergesellschaft. Ad. Bürkli, das Schweizerregiment v. Wattenwyl in englischen Diensten.

Hülfsgesellschaft. Ständerath G. Muheim, die gemeinnützigen Anstalten und Vereine des Kts. Uri.

Künstlergesellschaft. M. Schnyder, Aloys Fellmann, Kunstmaler.

Allgem. Musikgesellschaft. O. Lüning, Hektor Berlioz II.

Naturforschende Gesellschaft. J. Jäggi, die Blutbuche zu Buch a. Irchel.

Stadtbibliothek. Carl Brun, Gottfried Keller als Maler.

Waisenhaus. Paul Schweizer, Geschiche des Zürcher Staatsarchives.

Druck von Ulrich & Co. im Berichthaus.